Meyer’s Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Siebenzehnter Band.

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1856.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

Schweinfurt

2020

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Hinweis auf die auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturnachweise findet sich dort im Post Scriptum.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden (dort finden sich die im Wesentlichen auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturverzeichnisse) unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. [3]-14.

DCCLIX. Pompeji.

Große Geister und starke Seelen erheben sich über ihre Zeit. Für das Gewöhnliche nur ist die Regel; für das Ungewöhnliche gilt sie nicht. In diesem Sinn läßt das Alterthum seinen gefeiertsten Heros[4] in den Gewässern des Styx[5] baden und durch Centauren erziehen, stellt die Gegenwart so gern ihre großen Männer auf den Kothurn[6] des Außerordentlichen, und sucht die Berechtigung ihres Handelns außerhalb der Ordnung, welche, die moralische Welt zusammenhält und gewöhnliche Sterbliche verpflichtet. Wenn ein Monarch im leidenschaftlichen Verfolg seiner Zwecke die Blüthe seines Volks auf die Schlachtbank führt und der Sieg ihn krönt, so wird ihm mit dem Triumphzug das Triumphgeschrei der Menge niemals fehlen; wenn ein anderer durch Gewalt, Betrug und Arglist sein Volk zum Lastthier herabwürdigt, während er sich mit aller Pracht und allem Pomp des Herrschers umgibt, so werden sich immer Bewunderer und dienstfertige Geister finden, welche aus der Verderbnis des Volks das Recht des Herrschers, es zu verderben, construiren und von der Versunkenheit der Geknechteten die Folgerung ableiten, die Menge sey zum Dienste, der Fürsten geboren. Vor der Macht der Willkür kann das Recht selbst als Unrecht erscheinen. Ein Volk lasse, sich nur die erste Gewaltthat und den ersten Betrug gefallen, und es sey gewiß, daß Gewalt und Täuschung bald die stolze Miene der Berechtigung annehmen werden. Eine Nation dulde es, daß man sie einmal plündere, und sie wird immer bestohlen werden; der Bürger ertrage es, daß ihn die Macht um sein Vermögen beschwindele, und sie wird ihn bald als Bettler aus seinem Hause jagen, und krümmt er sich dagegen, so wird man ihm das Recht des Sträubens ableugnen und er mag es hinnehmen, daß man ihn in's Zuchthaus oder in's Hungerloch sperre. Sehen wir nicht in den schönsten Ländern der kulturstolzen Europa Despotismus, Sklaverei und Grausamkeit herrschen und schamlos heiligen Menschenrechten Hohn sprechen? Und doch, wie Wenige wagen es in dieser von der Selbstsucht umstrickten Zeit, das Scheußliche abscheulich zu finden und die Verworfenheit mit Mißbilligung und Verachtung zu strafen! Theilnahmlos und ungerührt gaffen Millionen die Büberei an, und wenn diese die Maske abwirft und es nicht einmal mehr der Mühe werth hält, über ihre schwarzen Thaten einen Schleier zu decken, so rufen andere Millionen, denen die Größe der Schamlosigkeit eben so sehr imponirt, als die Größe der verbrecherischen That, ihr Bravo! Elende Zeit und elende Menschen, denen der Instinkt sogar für die Tugend, denen das Gefühl sogar für Gerechtigkeit, Ehre, Menschenwürde, Selbstbestimmung und Freiheit verloren gegangen ist! Dienend der niedrigsten Selbstsucht, ist gegen dieses bleiche, grinzende Lakayengeschlecht der Negersklave noch ein Held; denn, wie ein Anderer gesagt hat: „der ist doch nur Sklave der Kette und der Peitsche, wir aber sind die Sklaven unseres schlechten Herzens, unseres verderbten Verstandes und unserer Feigheit“[7].

---

[4] Der griech. Heros Achilleus (griech. Ἀχιλλεύς, Achilleús) wurde von seiner Mutter, der Meernymphe Thetis (griech. Θέτις, Thétis), in den Unterweltsfluß Styx (griech. Στύξ, Stýx) getaucht, um ihn unverwundbar zu machen. Seine Ferse aber, an der Thetis ihn dabei festhielt, wurde allerdings nicht benetzt und blieb daher verwundbar. Anschließend wurde er vom Kentauren Cheiron (griech. Χείρων, Cheírōn, „die Hand“) aufgezogen, der ihn in Kriegskunst, Musik und Medizin unterwies.

[5] Styx (s. o., „Wasser des Grauens“) ist in der griech. Mythologie neben Acheron griech. Ἀχέρων, Áchérōn), Lethe (griech. ἡ Λήθη, hē Lḗthē, „das Vergessen“), Kokytos (griech. Κοκύτος, Kokýtos), Phlegethon (griech. Φλεγέθων, Phlegéthōn) und Eridanus (griech. Ἠριδανός, Eridanós) ein Fluß der Unterwelt.

[6] Griech. κόθορνος, kóthornos; Schuhwerk, das ab dem 2. Jhd. v. Chr. für das Schauspiel mit solch dicken Korksohlen versehen war, daß es fast Stelzen glich; hier im Sinne von Sockel verwendet.

[7] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

Ich sage es frei heraus: Die Sünden der Gesellschaft erfüllen die gesittete Erde und die großen Verbrechen, im Schooße der Völker begangen, hauchen Gestank aus allen Winkeln. In den Miasmen[8] werden nie dagewesene Pestilenzen ausgebrütet. In keiner Nation mehr ist noch ein Wille vorhanden, der allgemeinen Corruption Grenzen zu setzen; keine auch will auf sich nehmen die Schuld, welche auf dem Ganzen lastet. Faul ist das ganze Wesen der Gesellschaft. Niemand bekümmert sich darum, wenn Mord und Raub vor den Thüren liegen, was aus den Bewohnern des Hauses werde; Jeder lebt leichtfertig in den Tag hinein für die nächste Stunde, und als hätten sie nur diese eine noch zu leben, so genießen sie Viele, dem armen Sünder gleich, welcher im Rausche der Henkersmahlzeit dem Gedanken an den Galgen zu entrinnen sucht. Man blicke nur auf die Tagesgeschichte und ihr ekelhaftes Gebahren! Dieses nichtsnutzige Geschlecht, welches sich brüstet, die Nächstenliebe durch die Selbstliebe erstickt zu haben, hat es schon gelernt, die Ordnung in der Unordnung, das Recht im Unrecht, den Frieden im permanenten Kriegszustande, die Treue in der Treulosigkeit, die Ehre in der Niedertracht, die Wahrheit in der Lüge anzuerkennen. Läßt es sich ja jetzt sogar herbei, eine kurze Suspension des Stärkerrechts als ewigen Gottesfrieden zu preisen, obschon es gewiß ist, daß, sobald die vom Streit Ermatteten ausgeschnauft haben, der Rachen der Mächtigeren sich wieder aufsperren werde gegen die Schwächeren, und obschon ein jeder Schulbube aus der Bibel gelernt hat, „daß die Habsucht der Könige niemals müde wird, umzugehen wie ein brüllender Löwe, der da sucht, wen er verschlinge“[9]. Befremden kann dies Gebahren freilich nicht. Ein Wunder wäre es, wenn es anders wäre.

Indeß, so trostlos auch die Gegenwart sich darstelle, so entbehrt die Zukunft der Keime und Bürgschaften der Hoffnung dennoch nicht. Das Zerstörungswerk in der sittlichen Welt mag noch eine Zeit lang dauern, das entfesselte Contagium[10] der Fäulniß mag fortfahren, die Köpfe zu entzünden, die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gutem und Bösem zu verwirren und die Bande der Gesellschaft zu lockern und aufzulösen: – aber wie jeder Ursache in der physischen Welt die Grenze ihrer Wirkung gesteckt ist, so werden auch die sittlichen Zerstörungselemente die Grenze finden, jenseits welcher ihre Verwüstungsgewalt aufhört. Jede Thorheit heilt sich selber durch ihre Folgen, und unter den Thorheiten, den Verbrechen und dem Verfall unserer Zeit kommt, wenn auch für die Menge noch unsichtbar, die Metamorphose der Verjüngung langsam zur Reife. Aus dem Dunkel der Gegenwart zieht ein lichter Schimmer der Hoffnung in die Geister ein. Ich sehe schon den fernen Tag sich röthen, wo zündende Gedanken durch die Völker fahren und wo die Menschen, müde ihrer Verworfenheit und Verkommenheit, eines Sinnes werden, sich aufzuraffen, um die ihnen innewohnende plastische und erhaltende Lebenskraft wieder zur vollen Geltung zu bringen. Erst muß freilich das alte Haus verschwinden, ehe ein neues gebaut werden kann auf seinem Platze; auch die alte Gesellschaft muß alle Stufenjahre[11] ihres Lebens durchlaufen und sich aufgelöst haben, ehe aus ihren Elementen eine neue zu construiren ist. Daß der Verwesung und Verwandlung nur ein ruhiger Verlauf gelassen werde! Aber die große Gefahr ist, daß man sie störe und irre in plumper Weise; daß man dadurch den Krieg aller Leidenschaften entzünde; daß man die wilden Triebe zu Gewaltthat und allgemeinem Umsturz erwecke, daß die Banden sich plötzlich lösen und daß dann der Ruf zum Schwerte – ein Ruf Aller gegen Alle – durch Europa gehe. Die Bedeutung einer solchen Katastrophe ist so furchtbar, so ernsten, tiefen Inhalts, daß gewiß nur Verzweifelte oder Verrückte sie herbeiwünschen können. Einer gewaltsamen gesellschaftlichen Umwälzung in dieser Zeit würden alle Elemente der Gesittung im Wege und zuwider seyn. Religion, Moral, Wissenschaft, Kunst. Geist, Erfahrung, die Wunder der Industrie wären ihr ein Greuel, Zer-

---

[8] „Miasma (griech. μίασμα) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Ansteckung‘ und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht‘“ (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).

[9] Sehr frei nach Ez 22,25.

[10] Lat., Ansteckung.

[11] „Annus climactericus, bei den Alten, auch bei einigen Neuern, das siebente Jahr im menschlichen Leben, weil mit jedem siebenten Jahre eine völlige Veränderung in dem menschlichen Körper vorgehen soll, und auch in den Handlungen und Begebenheiten besonders ausgezeichneter Menschen; deshalb wird eine Zeit von sieben Jahren auch eine Stufe genannt.“ (Krünitz, 177. Bd., S. 188f.).

störung wäre ihr gemeinsames Loos, in den Paroxismen[12] des Wahnsinns würden die losgebundenen Völker die ganze Leiter menschlichen Frevels durchlaufen und sie würden nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie, nachdem sie alles Bestehende umgestürzt, alles Feste zerschmettert, alles Hohe geschleift, alles Edle erwürgt, allen Besitz gewechselt hätten, in ihrer eigenen Unfähigkeit, in ihrer Hülflosigkeit, in ihrer Erschöpfung und in ihrem Elend für ihre Raserei die Grenze finden würden.

Es herrscht Analogie in dem Verlauf der Revolutionen der sittlichen und der physischen Welt. Wenn die Natur in ihrer organischen Entwickelung nicht gestört wird, macht sie keine Sprünge; aus einer Phase des Lebens in die andere ist der Uebergang still und ruhig; wenn aber die Elemente ihres Wirkens sich einander hindernd oder feindlich entgegentreten, dann macht sich nothwendig der Gegensatz der langsamen, stetigen Entwickelung geltend, Widersprüche werden in ihrem innersten Leben aufgeregt, die Kräfte accumuliren sich, steigern sich zur höchsten Gewalt und zum Despotismus, und, ganz wie in der sittlichen Welt, durchlaufen sie nun eine Stufenfolge von Freveln wider einander, bis der Umlauf derselben vollendet, die Kraft in ihrer Wirkung erschöpft ist und die Extreme sich wieder ausgeglichen haben. Entsetzliche Katastrophen gehen diesem Streiten der erregten Elementarkräfte im Gefolge. Orkane fegen die Wälder von den Häuptern der Gebirge, begraben die Flotten in den Meergrund und stäuben die Wohnungen der Menschen von der blühenden Erde; – des Wassers Gewalt reißt die schützenden Damme von dem Strande und begräbt ganze Landschaften mit allem Lebendigen; des Feuers Wuth frißt Städte mit ihrem Reichthum; noch viel furchtbarer sind aber die Zerstörungen, welche aus dem unterirdischen Kampf der elastischen Gase mit dem starren Felsgerippe der Erde gelegentlich hervorgehen. Erdbeben legen zuweilen ganze Länder wüst, und löschen das Leben von Bevölkerungen aus. Zagend fragt sich dann wohl der Zeuge solcher Katastrophen bei dem plötzlichen Untergang von so viel Schönem und von so viel Menschenglück: Wie verträgt sich das mit der Vorstellung von dem Walten der Liebe und Gerechtigkeit in Gottes Schöpfung? Und mit lachendem Munde tritt der Leugner Gottes zu dem Schwachen und sagt ihm: Siehe, du hast von Gottes Thaten bisher mit Begeisterung erzählt und allezeit seine Herrlichkeit, Liebe und Gerechtigkeit gepriesen: mach' nun dies Schauspiel zum Probirstein deines Wahns! Werde inne, daß aller Gottesglaube eitel sey und auf Nichts gestellt. Wo findest du die Quelle der ewigen Liebe, die aufs Erhalten geht? Wo ist die Wage der Gerechtigkeit? Wo ist die Hand, die sie hält mit unveränderlicher Unparteilichkeit? Sage dich los von deinem Aberglauben; denn was du Gott und Vorsehung nennst, ist nichts als entweder der erwärmende, heilbringende Sonnenstrahl, oder der zerschmetternde Blitz des Zufalls; wenn du aber die Natur beobachtest, so wirst du finden, daß Zerstörung vorzugsweise ihr Wesen ist und Niederreißen ihre Stärke.

So spricht der Apostel des modernen Materialismus, und so jeder Thor, der seine Irrthümer in das Reich des Glaubens trägt und mit dem Maßstabe seines Evangeliums, das der eigenen Mutter die Existenz abspricht, göttliche Dinge messend, sie in das Thierische hinabzuziehen trachtet. Ihm, in dessen Gehirn der Strahl der Wahrheit sich in so viel Farben getrennt und verfinstert hat, daß ihm sein menschliches Daseyn unkenntlich wurde, ist das geistige Leben zum Schemen einer Scheinwelt herabgesunken; er spricht sich eine unsterbliche Seele ab und verdammt sich selbst, ein bloß sterbliches Leben zu führen. Die Menschenseele ist, nach seiner Meinung, nur eine Sinnenthätigkeit phosphorescirender Nervenfäden, ein triviales Würfelspiel mit den Atomen einer Elementarwelt, ein lächerlicher Larventanz höherer Scheinkräfte in Thierverkleidung. Er müht sich ab, die Menschen auf die unterste Stufe organischer Geschöpfe hinabzuführen, indem er uns glauben machen will, die Menschheit offenbare in ihren herrlichsten und erhabensten Erscheinungen, in einem Christus, Confuzius[13] und Moses, in einem Socrates[14]

[12] „Paroxismus, im Allgemeinen eine heftige, leidenschaftliche Aufregung, namentlich aber bei Krankheiten derjenige Zustand, wo das Fieber seinen höchsten Grad erreicht hat." (Damen Conversations Lexikon, Bd. 8, Adorf: Verlags-Bureau 1837, S. 112).

[13] Konfuzius (chin. 孔夫子, Kǒng Fūzǐ; vermutl. 551–479 v. Chr.), chin. Philosoph zur Zeit der Östlichen Zhou-Dynastie.

[14] Sokrates (griech. Σωκράτης, Sōkrátēs; 469–399 v. Chr.).

und Plato[15], in einem Homer[16], Dante[17] und Milton[18], in einem Euripides[19] und Shakespeare[20], in einem Schiller[21] und Göthe[22], in einem Baco[23], Newton[24] und Humboldt[25] nichts mehr und nichts weniger als ein kindisches Spiel chemischer Kräfte! – Wohl könnte mau den modernen Materialismus ruhig denselben Weg gehen lassen, den alle ähnliche Ausgeburten menschlichen Dünkels und Wahnwitzes seit Jahrtausenden gegangen sind: den Weg alles Nichtigen zur Vergessenheit; – wenn nur nicht gerade unsere überspannte Zeit und unsere nervenschwache Gesellschaft dazu angethan wäre, Gift und Pestilenz aus dem materialistischen Schlamm zu saugen. Dieses Geschlecht, welches, der Natur entfremdet und vom gesunden klaren Gottesglauben abgelöst, schon lange in künstlichen Abstraktionen lebt und nach den Schattenbildern leerer Theorien und philosophischer Gaukler und Taschenspieler rennt; dieses Geschlecht, das, in seinen Irrthümern befangen, beständig über das Wirkliche und Vernünftige hinübergreift, folgt dem Schellengeläute williger, welches nach dem frivolen Treiben der Sinnenwelt lockt, als der Stimme der Weisen, Guten und Großen, die in den Tempel des Herrn ruft. Das Unheil, welches die materialistischen Lehren angerichtet haben, gibt sich im Zustande unseres häuslichen und öffentlichen Lebens, leider! deutlich genug zu erkennen.

Oder ist etwa das Bild, das mir vor Augen schwebt, ein Traum? Ist die fratzenhafte Liederlichkeit und Gottlosigkeit, die Einem anekelt bei jedem Blick, den man forschend in die Gesellschaft wirft, keine Thatsache? Wer möchte das behaupten! Betrachtet es nur, das weltkluge Phrasenvolk, das in wechselseitigem Lug und Betrug, bis in die geringsten Lebensgeschäfte herab, seine Ehre sucht; das beständig zwischen frecher Licenz[26] und knechtischer Niedertracht schwankt, das bald wohlgefällig auf die Narben seiner Ketten zeigt und das Glück des Despotismus in den siebenten Himmel hebt, bald mit der Kokarde der Freiheit und Gleichheit sich schmückt und großer Entdeckungen in Sachen der Selbstregierung sich rühmt, oder sich Kammern baut, wo Freiheit und Rechtsungleichheit einträchtiglich neben einander wohnen sollen, wie die Taube und der Geier. Wo ist ein vernünftiges, ehrenhaftes, folgerechtes, festes Anstreben nach einem klarbewußten Ziele sichtbar? Nirgends. Aber überall guckt ein fieberhaftes Zappeln, bald nach einer, bald nach der andern Richtung heraus, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, ehrloses Verhüllen, Vertuschen, Belügen, Bemänteln und Betrügen gegen einander, ein Grollen und Hadern ohne Kraft und ohne Würde, während der große Haufe mit besessener Gier nach dem Thaler läuft, und vor dem Gotte der Unterwelt, als dem einzigen Gotte, an den er noch Glauben hat, sich anbetend in den Staub wirft. Und damit dem Bilde die rechte Folie nicht gebreche – schaut die schwarzen Schaaren an, die zu unseren Domen wandeln, welche unsere Vorfahren dem Schöpfer und Herrn aller Welten himmelan gebaut – und vergleicht sie mit jenen selbstständigen Naturen, die einst, ächter Frömmigkeit voll, ihren Willen an die Idee gesetzt. Was ist aus unserem Christenthum geworden? Die Neufrömmigkeit verleugnet die Vernunft, die Heuchelei weiß nichts von Opferfreudigkeit und dem äußeren Glaubensschein ist jener Geist ein Fremdling, welcher die Kraft hatte, Berge zu versetzen. Scholastische Spitzfindigkeit predigt ihren Quark statt das Evangelium, Sektenhaß und Verfolgung Andersgläubiger füllen Kanzeln und Lehrstühle, und der hohe Sinn milder christlicher Duldung ist verdrängt allüberall von einem Zelotismus,

---

[15] Platon (griech. Πλάτων, Plátōn; 428/427–348/347 v. Chr.).

[16] Homer (griech. Ὅμηρος, Hómēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhds. o. in der 1. Hälfte des 7. Jhds. v. Chr.).

[17] Dante Alighieri (1265–1321).

[18] Der engl. Dichter John Milton (1608–1674).

[19] Der griech. Dramatiker Euripides (griech. Εὐριπίδης, Eúripídēs; 480 o. 485/84–406 v. Chr.).

[20] William Shakespeare (1564–1616).

[21] Friedrich von Schiller (1759–1805).

[22] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[23] Der engl. Philosoph und Staatsmann Francis Bacon, 1st Viscount St Alban, Baron Verulam (1561–1626), der als Wegbereiter des modernen Empirismus gilt.

[24] Der engl. Physiker Sir Isaac Newton (1642–1727).

[25] Der Naturforscher, Weltreisende und Schriftsteller Alexander von Humboldt (1769–1859).

[26] Lat., Erlaubnis, Dispens, Privilegium; hier im Sinne von „sich Freiheiten herausnehmen“ verwendet.

würdig einer Zeit, wo die Scheiterhaufen der Inquisition und der Hexenrichter zum Lobe Gottes und der Gerechtigkeit brannten. – Daß Religion und Vernunft als Schwestern in einem Hause wohnen können, diese Möglichkeit wird Gotteslästerung geheißen; aber die Glaubenssatzungen früherer Jahrhunderte, welche doch auch Kinder ihrer Zeit waren, sie werden mit dem Zeichen der Unabänderlichkeit, Unverletzlichkeit und Heiligkeit gestempelt. Haben denn unsere Priester und Schriftgelehrten, die das thun, schon vergessen, daß Alles auf Erden, Religion und Glaubenslehren nicht ausgenommen, seine Zeiten, seine Stufen[27]- und Wandeljahre hat, daß jeder Glaube seine Phönixperiode durchläuft, daß ihm das Princip der Beweglichkeit und der Vervollkommnung, kurz, des Lebens und Uebergangs zu schönerer Wiedergeburt, unzertrennlich und unaustilgbar innewohnt? Das Christenthum gehört dem Himmel und der Erde. In der Erde haften seine Wurzeln, während sein Stamm in den Aether aufstrebt und seine Blüthenkrone in den Himmel ragt. Auch das Christenthum fußt auf die Zerstörung einer schönen Vergangenheit. Denkt doch, Ihr Priester des alleinigen Gottes, an die Tempel in Hellas, Rom und Jerusalem – und fragt Euch, ob sie nicht schön und köstlich gewesen, diese Welten des alten Glaubens; und so wird auch die Zeit kommen, liege sie auch noch so fern, wo das Christenthum, nachdem seine irdische Form zerbrochen ist, in reinigenden Feuerflammen zur schöneren Wiedergeburt erstanden, neugestaltet und in größerer Herrlichkeit die Menschen erleuchtet, besser und glücklicher machen wird. – Seht, Das [sic!] ist der Hieroglyphen, welche aus den himmelanstrebenden, wunderbar-erhabenen Baumsäulen und Tannenspitzen und Kreuzesblumen unserer Münster zu unserem inneren Sinn sprechen, rechte Deutung. Aber Ihr, Ihr seht nicht und wollt nicht sehen die Symbole von Leben und Bewegung an den Gebilden unserer Gotteshäuser; – Ihr seht nur todte, starre Massen, harten, kalten Stein.

Das war ein langes Vorwort zu einem kurzen Universum-Artikel. Lieber Leser, nimm mir's nicht übel.

Im Jahre 79 nach Christo, zur Regierungszeit des Kaisers Titus[28], war es. als jener Ausbruch des Vesuvs erfolgte, der, von Erdbeben begleitet, welche die italische Landfeste erschütterten, viele blühende Orte zerstörte oder unter Lava und Asche begrub, Tausenden von Menschen das Leben kostete und das gepriesene Campanien, das Eden Italiens . wo die Großen und Mächtigen Roms ihre Sommerpaläste und Prachtgärten hatten, größtentheils in eine unfruchtbare Einöde verwandelte. Zwei Städte ragten über den von der Katastrophe betroffenen hervor: Herculanum und Pompeji. Sie waren nach Capua und Neapolis die größten und reichsten Unteritaliens. Herculanum hatte eine Bevölkerung von mindestens 100,000 und die von Pompeji zählte über 40,000, als die Asche des Vesuvs beide Orte für siebenzehn Jahrhunderte mit ihrem Leichentuche bedeckte.

Pompeji war, wie die Genossin seines Schicksals, Herculanum, von Oskern gegründet, später von Hellenen bewohnt, die sich aus den großgriechischen Pflanzstädten im heutigen Sicilien während der häufigen Kriege und bürgerlichen Unruhen massenhaft in Unteritalien ansiedelten, daselbst republikanische Gemeinwesen stifteten und hellenische Kultur in weiten Kreisen verbreiteten. Als das junge Rom zu Macht und Einfluß in ganz Italien gelangte, traten die griechischen freien Städte mit der größeren Republik in Bundesgenossenschaft, um sich gegen die Gelüste fremder Eroberung und Herrschaft zu schützen: allmählig wurde ihnen jedoch Roms Freundschaft so drückend und kostbar, daß man die Feindschaft als das kleinere Uebel wählte. In dem Kriege, den die Bundesgenossen gegen die Römer wagten, blieben diese Sieger und die Ueberwundenen mußten sich in's Joch der Unterthänigkeit fügen. Auch Pompeji traf dies Geschick. Der größte Theil der hellenischen Bevölkerung, deren angeborene Liebe zur Freiheit das neue Verhältniß unerträglich fand, verließ jedoch lieber das paradiesische Cam-

[27] Siehe hierzu S. 8, Anm. 11.

[28] Titus (eigentl. Titus Flavius Sabinus Vespasianus; 39–81), seit 79 römischer Kaiser.

panien und wanderte massenhaft nach Hellas und in die griechischen Kolonien Siciliens zurück. Dadurch sah sich Rom genöthigt, Land und Städte mit neuen Ansiedlern zu besetzen. Viele kamen aus Latium, denn bei dem Tausche war der Vortheil auf der Seite Campaniens; und dessen Städte blüheten, von Rom begünstigt und beschützt, nun rasch zu schöner Entfaltung auf. Pompeji erhielt die Freiheiten einer römischen Municipalstadt. Es hatte eine eigene Verwaltung und wurde durch den Handel reich. Daß der Vesuv Gefahr bringen könne, daran dachte man damals nicht; denn der Feuerberg hatte sich seit Jahrhunderten ganz harmlos bewiesen und an die leichten Rauchwölkchen, die kräuselnd seinem Krater zuweilen entstiegen, knüpfte sich keine Ahnung an die Möglichkeit einer Katastrophe, wie sie nach nicht langer Zeit verheerend hereinbrach. Unvorbereitet und urplötzlich erfolgte nämlich im Jahre 68 nach Chr., unter Nero's[29] Schwertherrschaft, ein Ausbruch aus mehren Oeffnungen, der Herculanum zum dritten Theil in Trümmern legte und auch Pompeji theilweise zerstörte. Diese dem Wohlstande der Stadt geschlagene schwere Wunde war kaum geheilt, da brach die zweite, größere Katastrophe herein, welche wir erwähnt haben. Pompeji verschwand durch dieselbe von dem Angesicht der Erde. Spätere Ausbrüche gossen Lavaströme über die Aschendecke und wälzten vulkanische Schlammwogen über beide hin. Jede Spur der herrlichen Stadt war vergangen und im Laufe der folgenden Jahrhunderte, in deren Stürmen das Römerreich selbst zusammenstürzte, fremde Völker verwüstend und zerstörend die Länder durchtobten und alles römische Kulturleben niederstampften und vernichteten, erlosch selbst das Andenken an den Ort, wo Pompeji gestanden.

Und doch war die Decke, welche die Stadt verbarg, keineswegs so schwer, daß sie nicht hätte gelüftet werden können? Gar selten steigt nämlich ihre Dicke auf 15 Fuß[30], und als man im Jahre 1680 beim Graben eines Brunnens die ersten Spuren ihres Daseyns wieder auffand und verfolgte, fand man bei dem Abräumen des Gestrüpps, welches die Gegend überwucherte, an mehren Stellen noch Säulenkapitäler, Architrave[31] und Friese von Tempeln und Theatern aus dem Boden ragen. Die ersten Ausgrabungen geschahen in den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts. Anfangs bekümmerte sich die Regierung nicht um dieselben und überließ sie der Privatspekulation, welche eben auch nur aufs Geradewohl an Orten, wo sie lohnende Kunstbeute zu machen hoffte, ein Loch abteufte und ein Stück von einem Tempel oder Hause zugänglich machte, um Geld und Kunstsachen herauszunehmen. Da jeder Schürfer verpflichtet war, den verlassenen Bau wieder zuzufüllen und einzuebenen, so war damit für die Aufdeckung der Stadt selbst nichts gewonnen. Erst im Jahre 1721 entschloß sich die neapolitanische Regierung, angelockt durch kostbare Funde, die Koncessionen den Privaten zu entziehen und die Aufdeckung Pompeji's nach einem systematischen Plane für eigene Rechnung vornehmen zu lassen. Diese, obschon nicht ohne lange Unterbrechungen fortgesetzten, Arbeiten haben bis jetzt die kleinere Hälfte der alten Stadt an das Tageslicht gebracht. Weil die meisten Gebäude – bloß die hölzernen Dächer und die Plafonds verkohlten und stürzten ein – sich ziemlich vollständig erhalten haben, – denn die Steingewölbe haben dem Drucke der Schuttlast meistens widerstanden, – so bietet das wiedererstandene Pompeji mit seinen Marktplätzen, Straßen, Tempeln, öffentlichen und Privathäusern das überraschendste Bild einer altrömischeu Stadt dar, und manche Straßen sind noch so frischen Ansehens, daß man vermeint, jeder Augenblick müsse den Zauber lösen, der auf dem antiken Leben ruht, und die Todtenstille sich in das Geräusch geschäftiger Menschen verwandeln.

„Lebt es in dem Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen, Römer, o kommt, o seht! Das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's Neu' bauet sich Herkules Stadt.

[29] Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68; Selbstmord), seit 54 römischer Kaiser.

[30] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

[31] Ein in auf einer Stützenreihe ruhender Horizontalbalken, meist der den Oberbau tragende Hauptbalken.

Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen: o eilt, ihn zu beleben, herbei!“[32]

Der Reisende, der Pompeji besehen will, nimmt in Portici einen Führer. Die Gegend der Ausgrabungen ist öd und traurig. Die haushohen Schutthaufen von Asche und Lava umwallen die alte Stadt wie die Halden großer Bergwerke. Hat man dieselben erstiegen, so führen schmale Pfade hinab in die ziemlich regelmäßigen schweigenden Gassen. Der erste äußere Eindruck ist keineswegs der erwartete: – man hat die Ruinen Roms und Pästums gesehen, ist vielleicht von Selinunt und Agrigent herüber gekommen und hat den riesigen Maßstab der griechischen Großstädte und des Imperatorensitzes mit hergetragen: in den ersten Gassen Pompeji's aber findet man weder die imponirenden Reste, welche an die Welteroberer erinnern, noch sonst etwas Außerordentliches, das den Charakter des großen Alterthums sehr hervorragend bezeichnet. Die, Straßen sind nicht weit, ja oft so enge, daß zwei Wagen nicht einander ausweichen können. Fast alle Wohnhäuser sind klein und einstöckig, die Thüren niedrig, und sie erscheinen um so winziger, je fester der Begriff gewurzelt war, nichts Altrömisches könne anders als groß seyn. Offenbar haben diese Straßen Pompeji's so bescheidene Bewohner gehabt als unser Nürnberg oder Leipzig; man liest noch die Handwerksfirmen an den Thüren und Läden der Metzger, Bäcker, Sandalenmacher, Schmiede, Krämer, Aerzte, Barbiere, der Bauhandwerker und der Gastwirthe, und unter 50 kleinen Wohnungen, die selten mehr als 30 Fuß Fronte haben, macht sich kaum ein größeres Gebäude bemerklich, entweder das Haus eines Reichen, oder die Lokalität eines Beamten der Gemeinde oder des Staats. Die gewöhnlichen Wohnhäuser scheinen alle nach einem Plane gebaut zu seyn, dem Bedürfniß bürgerlichen römischen Lebens streng sich anpassend und ihm entsprechend. Alle Zimmer sind auffallend klein, oft kaum 100 Quadratfuß groß; die Eleganz ihrer Verzierung aber deutet einen bürgerlichen Luxus und Wohlstand an, von dem die modernen Wohnungen unseres Handwerkerstandes gar keinen Begriff geben. Jedes Haus, sey es noch so klein, enthält zwei mit zierlichen Säulengängen eingefaßte Höfe; auf diese gehen die Fenster der Zimmer. Es scheint, die Alten haben ihr häusliches Leben den profanen Blicken so sorgfältig verborgen als es noch die südlichen Spanier, die Mauren und Türken thun. Die Frauen bewohnten die hinterste Hälfte des Hauses in anscheinend vollkommener Absperrung. Schlösser und Riegel schützen freilich nicht, wenn sich die Sitte nicht selbst beschützt, und dies ist niemals wahrer gewesen als zur Zeit, da der Aschenregen Pompeji begraben hat, denn alle damaligen Schriftsteller klagen über die Sittenverderbniß ihrer Zeit. – Von den Marktplätzen der Stadt sind vier mehr oder weniger vollständig aufgedeckt. Von einem Theil des *Forum civile*, des größten, gibt unser Bild eine getreue Ansicht. Es ist ein schöner, regelmäßiger, viereckiger Platz, an dessen einer Seite eine bedeckte mit Marmorplatten belegte Kolonnade für Spaziergänger hinlief. Vor den Zwischenräumen der jetzt meistens zerschlagenen und zerbrochenen Säulen sieht man noch die Postamente für die Bildsäulen berühmter Griechen und Römer, welche hier aufgestellt waren. Auf diesem Forum prangten auch die schönsten Tempel der Stadt: – das Pantheon[33], der Romulustempel, eine Basilica, ein Tempel der Venus und der große Tempel des Jupiter, an welchen ein Triumphbogen sich anschloß.

„Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennet ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curilischen Stuhl[34]?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn“.
(Schiller.)[35]

[32] Ein, wie üblich, ziemlich freies Zitat aus Schillers 1796 entstandener Elegie „Pompeji und Herkulanum“, erstmals veröffentlicht in dessen „Musen-Almanach für das Jahr 1797 […]“ (Tübingen: J. G. Cotta [1796]), S. 19.

[33] Griech. πᾶνθεόν, pantheón, von griech. πᾶν, pān „alles“ und θεός, theós „Gott“: die Bezeichnung für ein allen Göttern geweihtes antikes Heiligtum.

[34] Der Begriff kurulischer Stuhl (lat., sella curulis, Wagenstuhl) bezeichnete im antiken Rom den Amtsstuhl der höheren Magistraten als Herrschaftszeichen.

[35] Schiller, Musen-Almanach 1797, wie S. 13, Anm. 32, S. 20.

Schade, daß das Feuer so viel zerstört und die Kalcination[36] des Marmors bald nach der Aufdekkung das Meiste einem schnellen Verfall hingegeben hat! – Ein zweiter Marktplatz, wegen seiner dreieckigen Form das *Forum triangulare* genannt, ist mit drei prächtigen, von dorischen Säulen getragenen Portiken umgeben und wird auf der Südseite durch die alte cyklopische Stadtmauer[37] geschlossen. An dem dritten Markte, am *Forum nundinarium*[38], steht ein Theater und eine Kaserne, mit mehr als hundert kleinen Zimmern, in denen man noch 64 Skelette in voller Rüstung vorfand. Wahrscheinlich hatte ihr Befehlshaber in der allgemeinen Bestürzung vergessen, die Soldaten abzurufen und sie starben auf ihrem Posten recht eigentlich als Opfer der eisernen römischen Disciplin. Im Ganzen mögen jetzt 20 Straßen vom Schutt befreit seyn; darunter mehre ihrer vollen Länge nach. Alle sind mit Lava sehr sorgfältig gepflastert und mit erhöheten Trottoiren an den Seiten für Fußgänger versehen. Auf allen Punkten, wo Straßen sich kreuzen, stehen Brunnen und Fontainen, alle mit zierlichen Ornamenten oder Bildwerken (Basreliefs), mehre auch mit einzelnen Statuen oder Gruppen geschmückt. Letztere befinden sich gegenwärtig im *Museo borbonico*[39], wo alle antiken Kunstsachen, die Beute der Aufdeckungen, bewahrt sind. Eine breite Straße führt durch das Thor von Herculanum nach der Gräberstadt, wo hunderte von Denkmälern bereits entblößt sind und noch mehre einer künftigen Ausgrabung harren.

Unendlich groß ist die Zahl der antiken Geräthe von Bronce und kostbaren Metallen, welche man in Pompeji vorfand. Die Katastrophe brach so unerwartet herein, daß die meisten Einwohner froh waren, das nackte Leben zu retten und die werthvollsten Dinge zurückließen. Doch so groß auch die Menge der Kunstwerke war (kein einziges Haus war leer von solchen und selbst die gemeinsten Thongefäße hatte die Kunst geschmückt), so selten wurden doch welche von hohem Werthe und eigentlicher Meisterhand aufgefunden. Schon damals war der Verfall der wahren Kunst weit fortgeschritten. Die pompejanischen Kunstgegenstände sind zum größten Theil mechanische Wiederholungen älterer Werke von Ruf, an denen weniger die schaffende als die geschickte Hand betheiligt war. Auch die Wandgemälde (jede Zimmerwand ist mit polychromen Bildwerken auf Kalk verziert) haben selten einen Anspruch auf höheren Kunstwerth, so nett und zierlich sie auch aussehen. Einen Hauptfund machte man durch die Aufdeckung einer Straße, die aus Magazinen von Gold- und Silberwaaren bestand und deshalb die Silberschmiedstraße genannt worden ist. Das Meiste ist, leider! von den Arbeitern verschleppt, und um die Entdeckung zu erschweren, zerschlagen und eingeschmolzen worden; das Herrlichste ist vielleicht auf diesem Wege zu Grunde gegangen: doch des Erhaltenen ist noch genug übrig, um einen Begriff von dem Luxus und dem Reichthume einer Stadt zu geben, die doch nur zu den größeren Landstädten zu rechnen war. Für uns ist namentlich die Kunstbildung ganz unbegreiflich, welche sich über alle Klassen der Einwohnerschaft erstreckte. Da ist nichts, an dessen Verzierung nicht die Kunst ihren Antheil gehabt hätte: das Gewicht und die Wage des Fleischers und die Lampe oder der Topf der armen Frau nicht minder wie der Kamm und Spiegel der vornehmen Matrone; das Wehrgehänge des Kriegers und der Halsring des Sklaven, wie das Silbergeräth auf der Tafel des reichen Mannes: – alle tragen die edelsten Formen an sich. Wenn Stettin oder Chemnitz nach zweitausend Jahren ausgegraben würde, wie jetzt Pompeji, welche Vorstellung würde man sich dann von der Kunstbildung dieser Städte nach den Funden zu machen haben! Könnte man nicht von einem Thor zum andern graben, ohne eine Schüssel oder eine Bronce zu finden, des Aufbewahrens werth? – Höchst anziehend ist auch der Besuch der Tempel mit den vollständig erhaltenen Einrichtungen, mit den priesterlichen Wohnungen und den Läden, in welchen das Fleisch der geopferten Thiere verkauft wurde, mit den Wechsel- und Krambuden auch in den Höfen. Noch sind die steinernen Gestelle für die Tafeln vorhanden, auf welchen man die Waaren auslegte. Von nicht geringerem Interesse für die Kunde der Bühneneinrichtungen der Alten war die Aufdeckung des großen tragischen Theaters. Aus Tuffstein aufgeführt, und mit Marmorplatten bekleidet, konnte es 6000 Zuschauer auf seinen Sitzreihen fassen.

---

[36] Hier lediglich im Sinne von Kalkbrennen, wozu der Marmor der antiken Gebäude genommen wurde.

[37] Das Zyklopenmauerwerk oder Polygonalmauerwerk ist eine Sonderform des Bruchsteinmauerwerks aus sehr großen, unregelmäßigen Steinen, die paßgenau aufeinandergeschichtet sind.

[38] Lat., „der zum Markt gehörige öffentliche Platz".

[39] Das 1816 gegründete „Real Museo Borbonico" erhielt nach der Einigung Italiens im Jahre 1861 den Namen „Museo nazionale" und trägt heute den Namen „Museo archeologico nazionale di Napoli".

„Unter dem geräumigen Porticus stürzt’ einst durch seine
Sieben Mündungen sich fluchend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!“
(Schiller.)[40]

Das Odeon mit dem prachtvollen Orchester aus pentelischem Marmor[41] war mit dem Theater durch eine Gallerie verbunden und hatte für 1500 Zuhörer Raum. Auch ein Amphitheater für die Gladiatorenspiele besaß Pompeji. Wie das Colosseum Roms von ovalrunder Form mißt es in seiner größten Weite 430 Fuß. Es ist das imposanteste Gebäude der alten Stadt und seine herrlichen Verhältnisse erregten bei der Ausgrabung eben so sehr die Bewunderung, als der in seinem Raume verschwendete Kunstschmuck. Das Podium, auf welchem die Sitzreihen der Zuschauer über die Arena sich erhoben, war mit den schönsten Gemälden in den frischesten Farben bedeckt; aber, der Luft ausgesetzt, verschwanden sie schon nach wenigen Jahren. – Eine Art Börse, ein Bazar und ein Handelsgericht waren im Chalcidium[42] vereinigt. In dem Hofe, der mit einer Kolonnade schöner Marmorsäulen korinthischer Ordnung umgeben war, befanden sich die Verkaufsgewölbe, in welchen die Tafeln stehen, welche zum Auslegen der Waaren dienten. Bei der Ausgrabung fand man noch die Schränke in den Wänden; noch waren an den Pfeilern und Säulen Plakate und Anzeigen angeschlagen; noch lagen Gold- und Silbermünzen auf den Tafeln, die vielleicht in dem Moment aufgezählt worden waren, als die Katastrophe hereinbrach. Die Schlüsselbunde zu den Waarenbehältern, die Haken zum Fortbewegen der Ballen, die Wagen und Gewichte waren noch jedes an seinem Orte. Gold- und Silbermünzen fand man in Menge in den Lokalen der Wechsler aufgespeichert und in einer Getreide- und Getränkehalle waren die mit den Bildnissen der Kaiser gestempelten öffentlichen Getreide-, Wein- und Oelgemäße verwahrt. – Unter den neueren Ausgrabungen zeichnen sich die der Bäder aus, welche sich in dem südlichsten Stadttheil in einer Straße befanden, welche darum die Thermenstraße genannt worden ist. Es fand sich Alles noch vor, wie es bei der Verschüttung verlassen worden war; in manchen Badezellen waren die Hähne geöffnet, man fand Reste und Ornamente von den Kleidern der Badenden, in einer Marmorwanne sogar ein weibliches Gerippe. Alle Gemächer waren auf das Heiterste mit Stukkaturarbeit, Basreliefs und Freskomalereien, Bronze- und Marmorstatuen geschmückt, die Fußböden mosaikartig mit bunten Marmortäfelchen belegt. Ein Ofen heizte die ganze Anstalt; bronzene Röhren leiteten das warme und kalte Wasser nach den Zimmern. – Welch’ ein reges, thätiges und üppiges Leben überhaupt in Pompeji herrschte, das findet sich auch in dem Umstand angedeutet, daß in den Hauptstraßen alle Parterregeschosse nach der Straße zu bloß aus Waarengewölben bestehen, oder in Hallen ausgehen, welche die Bestimmungen unserer Gast- und Kaffeehäuser erfüllten. Man fand die Gläser und Flaschen noch auf den Marmortischen, und in einem großen Saale eine mit bemalten Schüsseln und reichverziertem Silbergeschirr besetzte Tafel, von der die Gäste vielleicht in dem Augenblick geflohen waren, als zur Mahlzeit geläutet wurde; denn eine silberne Handglocke lag auf dem oberen Tafelende. – Einige Gewerbe müssen in Pompeji eine Stätte ihrer Blüthe gehabt haben; denn manches große Gebäude trägt die Firma einer Fabrik oder Manufaktur über der Pforte. Sogar die modernste Erscheinung unserer Industrie, eine große Brodfabrik, gab es in Pompeji, um die Bevölkerung mit gutem und wohlfeilem Brod zu versorgen. – Außerhalb der Thore der alten Stadt hat man von Zeit zu Zeit ebenfalls Ausgrabungen vorgenommen, welche sich oft reichlich lohnten. 1764 wurde die Villa des Cicero[43] aufgefunden; nachdem man die vorhandenen Kunstgegenstände fortgebracht hatte, schüttete man sie wieder zu. Schöner noch und viel größer

---

[40] Schiller, Musen-Almanach 1797, wie S. 13, Anm. 32, S. 20.

[41] Pentelischer Marmor (griech. Πεντελικὴ μάρμαρος, Pentelikē mármaros), griech. Bau- und Dekorationsgestein, das seinen Namen dem heute Pendeli genannten Bergmassiv Pentelikon verdankt.

[42] Lat., Bezeichnung für eine Säulenvorhalle antiker Gebäude, etwa an der Schmalseite einer Basilika.

[43] Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.; ermordet); aus der immer noch zugeschütteten sog. Villa des Cicero wurden 1763/64 zwei von Dioskurides aus Samos (griech. Διοσκουρίδης ὁ Σάμιος, Dioskourídēs ho Sámios; 2./1. Jhd. v. Chr.) signierte Mosaikböden geborgen, die heute im „Museo archeologico nazionale di Napoli“ (siehe hierzu S. 14, Anm. 39) gezeigt werden.

war die Villa des Arrius Diomedes[44] mit weitläufigen Anlagen, mit Grotten, Bädern, Tempeln: nach Ausräumen der Kunstwerke wurde auch sie wieder der Verschüttung und Verwüstung überlassen. Oft schon hat die gebildete Welt über die Nachlässigkeit und Mißverwaltung bei den Ausgrabungen Klage erhoben und Wünsche ausgesprochen; aber selten wurde ihnen Aufmerksamkeit geschenkt; sie verhallten in den Wind. –

Grab bist du, Pompeji, der eignen Gräber geworden,
    Sechzehn Jahrhunderte lang ruhte vergessen die Stadt;
Doch nicht berührte die Zeit das Bewahrte. Mütterlich
    Sorgsam, getreu hütet' ihr redlicher Schooß!
Wie es geordnet gewesen, so fanden die Menschen es wieder;
    Wie die vergangene war, fand es die jetzige Welt. –
Aber die Finder vergalten mit plumpen Händen die Pflege,
    Roh sie die Asche zerstreuen, welche der Urne vertraut.[45]

[44] Die sog. Villa des Diomedes erhielt ihren Namen vom Grab des Marcus Arrius Diomedes, das sich gegenüber dem Eingang der Villa befindet; sie wurde 1771 bis 1774 vom span. Archäologen Francesco La Vega (1737–1804) freigelegt und wurde im Gegensatz zur sog. Villa des Cicero (s. o.) nicht wieder zugeschüttet.

[45] Zitat aus der von König Ludwig I. von Bayern (1786–1868) 1805 verfaßten X. Elegie „Pompeji", veröffentlicht in der nachfolgenden Ausgabe seiner „Gedichte […]" (Stuttgart: J. G. Cotta 1829), S. 35.



POMPEJI
(Das Forum)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 15f.

DCCLX. Der große Geyser in Island.

Wir treten aus dem düstern Grabe einer Stadt, um die herrlichste Fontaine der Erde zu betrachten. Welcher Gegensatz! Und doch sind beide Kinder derselben Mutter. Dieselben Kräfte, welche das Eine machten, schufen auch das Andere.

Ohne die vulkanische Thätigkeit in seinem Innern würde Island längst nicht mehr bewohnbar sehn. Dort heizt ein unermeßlicher Feuerherd die Erdkruste und die meisten Quellen sind daher mehr oder weniger warm. Es ist dies von Vortheil für die Bewohner dieses dem Polarkreise nahen Landes. Viele Brunnen sprudeln kochend aus der Erde, viele bilden intermittirende[46] Fontainen. Diese heißen Geyser[47]; sie sind die merkwürdigste Eigenthümlichkeit Islands.

In der Umgebung des Hekla[48] kommen die meisten Geyser vor. Man kennt dort eine Gegend, in welcher, auf dem Raum einer Geviertmeile, sich über 50 vorfinden.

Der große Geyser, das Erstaunen aller Reisenden, die ihn gesehen, befindet sich in einer Ebene in einer schüsselförmigen, sanftgeneigten Vertiefung, in deren Mitte ein rundes Loch, einem Schacht ähnlich, von 10 Fuß Durchmesser senkrecht hinab geht. Wenn der Geyser nicht springt, steht das Wasser etwa 90 Fuß tief in seinem Schachte.

Kein Maler vermag das glänzende und große Schauspiel genügend wiederzugeben, welches die Natur dem Beobachter hier vorführt, und keine Worte haben die Macht, nur annähernd den Eindruck hervorzubringen, welchen die unmittelbare Anschauung verursacht.

Denke dir, Leser, du ständest in Erwartung des periodisch wiederkehrenden Ausbruchs etwa 50 Schritte vom Rande der Oeffnung. Dein Führer sagt dir, daß du sicher stehst; also kann dir auch keine Angst den Genuß verkümmern. Zuerst hörst du ein Gepolter in der Tiefe und ein Zischen; ein Heraufrauschen des Wassers im Schachte, und ein Wiederhinabfallen; Dampfwolken, erst dünn und schwach, dann dichter, siehst du aus der Oeffnung steigen, der Boden zittert und du merkst den Krampf in dem Leib der Erde. Mit jedem Augenblick steigt die Gewalt und Anstrengung und wird die Spannung heftiger. Es folgen Detonationen und stärkere Erschütterungen, du fühlst ein beständiges Zittern unter den Füßen, siehst blendendweiße Dämpfe, wie sie bei einem großen Brande aus dem Flammenherde steigen, wenn er mit Wasser Übergossen wird, empor wirbeln, kreißeln, sich weit ausbreiten und in den Lüften verschwimmen: – noch wenige Sekunden, da öffnet sich der Erde Lippe und mit fürchterlicher Gewalt schießt ein 10 Fuß dicker, kochender Wasserstrahl 90 bis 100 Fuß hoch in die Luft, indem er zugleich große Felsstücke herausschleudert, mit denen er spielt, wie ein Knabe mit dem leichten Ball. In allen Regenbogenfarben glänzen und schillern die Dampfwolken im Sonnenstrahl. Das dauert ein paar Minuten, bis die Gewalt die Wassergarbe zu tragen versagt. Sie sinkt dann zurück, verbirgt sich einen Augenblick im Schacht; doch nur um im nächsten wieder empor geschleudert zu werden. Dies prächtige Spiel wiederholt sich so lange, bis die Kraft ermüdet und ungenügend ist, die Wassermasse auszustoßen. Allmählig hört dann auch das Zittern der Erde auf. Die unterirdischen Mächte ruhen aus, um neue Kräfte zu einem neuen Ausbruch zu sammeln.

---

[46] Zeitweilig aussetzend, nachlassend; mit Unterbrechungen, zeitlichen Zwischenräumen erfolgend, verlaufend (von lat. intermittere, unterbrechen, aussetzen).

[47] Dt. Geysir.

[48] Die Hekla (isländ., die Haube), ein 1491 m hoher Vulkan im Süden Islands.



DER GROSSE GEYSER AUF HEKLA

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 25-35.

DCCLXIII. Tiflis[49].

Dort in dem östlichen Berg- und Sonnenlande, am Kaukasus und am Ararat[50] quillt von Anfang an der frischeste Lebensborn der Menschheit. Dort war es, wo, als die Wasserfluthen über die Erde stürmten, sich die Erwählten des Geschlechts auf die Berge retteten, und von dort verbreitete sich eine neue Bevölkerung im Laufe der Jahrtausende über Asien und Europa. Dort hat die Civilisation, haben die Künste des Friedens ihre Keime; das Wissen von den Geheimnissen der Natur ist von dort ausgegangen, dort wurden die ersten Propheten geboren, denen Gott sich offenbarte, jene Männer, welche die erlangte Weisheit den Völkern lehrten, Stiftshütten, Altäre und Tempel bauten und die ersten Staaten gründeten. In Iran (dem heutigen Georgien und Armenien) sind die ersten Anfänge geordneter Menschenvereine zu suchen, und aus ihrer Wurzel sind die ältesten Staaten in Indien, Saba, Aegypten, Syrien, Palästina, Phrygien[51] und Turan[52] mit ihrer bunten Blätterpracht entsprossen. Von dort sind die Männer voll Muth, Willenskraft und Körperstärke ausgezogen, die Helden und Eroberer, von welchen die ältesten Schriftdenkmäler erzählen, jene gewaltigen Naturen, welche mit ihren Genossen die Wüsten der Erde erforschten, um Abenteuer aufzusuchen, Ungeheuer zu bekämpfen und das Land, für die Aufnahme der Saat der Gesittung zu roden; jene Helden, welche, die Pioniere der Civilisation, ihren Willen den wilden Raçen als Gesetz auflegten und das rohe Naturrecht bändigten, damit der Friede mit seinen Segnungen unter den Menschen gedeihen könne. Die Fülle von Kräften, welche den Urbewohnern jener Länder angeboren ist, der unverwüstliche Schatz von geistigen Vorzügen, von Gedanken, Tönen und Klängen, den Gott in ihre Brust legte, der heitere Natursinn, mit dem er sie ausstattete, und das schöne Ebenmaß ihrer Körperformen und ihrer Seelenkräfte stellte sie recht eigentlich dem kindlichen Begriff der ältesten Zeit als Verwandte der Götter dar. Der kaukasischen Raçe und den Anstrengungen derselben ist darum, wie uns schon die frühesten Sagen erzählen, auch der Ruhm und die Herrlichkeit vorzugsweise geworden. Auch Hellas und die Stadt der sieben Hügel[53] sind davon Zeugen, und was die germanische Kraft in der alten Welt geschaffen hat, bis zu ihren Walten in der neuen Welt: – dieser unermeßlich breite Strom der Gesittung führt, wenn wir seinen Ursprung aufsuchen, in die Alpen Armeniens und des Kaukasus. Noch immer liegen dem Menschenstamm, der dort seine Ur-Heimath hat, und der zum Gebieter über die Erde erkoren ist, die Mühen und Arbeiten des Herakles ob; noch immer ist er derjenige, welcher mit den Löwen und Leoparden, den Ebern und Minotauren[54] zu kämpfen berufen ist; beständig treiben in ihm die Lebensgeister um und gürten ihn zum ewigen Streite; noch immer hat er die Mission der Drachentödter, der Lindwurmbändiger und des ersten Pflügers, welcher die Erde, wo sie noch wüst befunden, zur Aufnahme der Saaten bereitet. Unter dem ausgewählten Hirtenstamm, dessen Schafe am Ararat

---

[49] Griech. Τιφλίδα, Tiphlída; pers. تفلیس, Tiflīs; georg. თბილისი, Tbilisi; bis 1936: ტფილისი, Tpilisi. Bei der Transliteration der georg. Endung „სი“ folge ich der allg. europ. Gepflogenheit und gebe sie mit einfachem „s“ wieder, anstatt mit dem im Deutschen vornehmlich vorzufindenden (und ebenfalls korrekten) „ss“.

[50] Hebr. אֲרָרָט, ʾărārāt; osman. آغری طاغ, Ağrı Dağ, „Berg der Bedrückung, Sorge“, von osman. آغر, ağır, „die Bedrückung, die Sorge“ und طاغ, dağ, „der Berg“; armen. Մասիս, Masis oder Արարատ, Ararat; pers. کوه نوح, Kūh-e Nūḥ, „Berg Noahs“, da hier nach biblischer Überlieferung (Gen 8,4) die Arche ‚gestrandet‘ war (siehe hierzu auch S. 23, Anm. 75).

[51] Griech. Φρυγία, Phrygía; die antike Bezeichnung einer Region im Herzen der heutigen Türkei.

[52] Pers. توران, Tūrān; die pers. Bezeichnung für das Land der Nicht-Iraner jenseits des Oxus (griech. Ὦξος, Ôxos; pers. آمودریا, Amudarya).

[53] Rom.

[54] Griech. Μινώταυρος, Minṓtauros; der stierköpfige Sohn des kret. Königs Minos (griech. Μίνως, Mínos) und seiner Gattin Pasiphaë (griech. Πασιφάη, Pasipháē) aus der griech. Mythologie.

weideten, da war es ja auch, von wo die Erlösung der Menschheit aus den finstern oder unklaren Vorstellungen der Gottheit und Weltregierung hervorgegangen ist, da ward das Sittengesetz aufgerichtet, welches zum Stab der Menschheit wurde, von dort kommen jene Offenbarungen und Verheißungen, welche dem Tod den Stachel nehmen und diesen als eine Durchgangspforte aus einem niederen Naturleben in ein höheres, geistigeres erkennen lassen. Oder war es nicht so? Waren nicht jene Gegenden Abrahams Heimath, und stammte nicht aus seinem Geschlecht der liebevollste, weiseste, gottreichste aller Propheten, dessen Lehren hinfluthen über die ganze Erde, sie neu zu beleben, zu befruchten, zu erheitern, zu beglücken? Am Kaukasus ruht von der Zeiten Anbeginn ein Schatz, der sich nie erschöpft hat, so viel auch die Wanderungen der Völker von ihm genommen. Am Ararat ist die Stromkarte der Geschichte aufgehangen mit allen ihren Weiterungen und Wendungen, Stürzen und Wasserschnellen. Von dort her ist der Welt das Ferment gekommen, in welchem wir den Grund aller Bewegung in der Geisterwelt erkennen und die Mutter der Kraft, welche alle Mumiendecken des Irrthums nach und nach abstreifen wird, und welche alle Verwandlungen im unendlichen Entwickelungsprozeß der Menschheit beständig schafft und leitet. Von dort her empfingen wir auch die Leuchte einer höheren Geschichte, und darum kann kein heller Menschheitstag gedacht werden, ohne zugleich des Landes zu gedenken, wo der erste Lichtpunkt zum Morgenroth entstand, welches die Nacht verscheucht hat.

Das Land „Georgien ist die Perle der Erde“ nach Klaproth's[55] Ausdruck. Es füllt die Einsenkung zwischen dem Kaukasus und den armenischen Alpen aus. An Größe kommt es Bayern, Würtemberg und Baden zusammengenommen gleich. Es deckt die Vorstufen und Abhänge beider Gebirge und nimmt das zwischen diesen liegende herrliche Thal des Kur[56] ein, welches zu allen Zeiten wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, seiner milden, gesunden Luft und der Schönheit seiner Menschen berühmt war. Oft zwar wurde es durch innere und äußere Kriege und die Raubzüge der Mongolen und Tartaren verheert; doch die Kultur faßte immer schnell wieder Boden. Gegenwärtig ist es das blühendste unter den pontischen[57] Ländern und es begreift die Fürstenthümer Kachetien[58], Karthlien[59], Imeretien[60], Mingrelien[61] und Gurien[62], aus welchen im Alterthume die Reiche Kolchis[63], Iberien[64] und Albanien[65] gebildet waren. Seit Kurzem ist es als grusinisch-imerethisches Gouvernement dem Staatenkomplex des nordischen Riesen[66] einverleibt.

---

[55] Der Orientalist, Sinologe und Forschungsreisende Heinrich Julius Klaproth (1783–1835); er hatte 1807/08 den Kaukasus bereist. Die ihm oben zugeschriebene Bemerkung findet sich übrigens in keinem seiner Werke. Friedrich von Bodenstedt (siehe hierzu S. 23, Anm. 75) hatte Georgien hingegen zumindest als „die Perle des Kaukasus“ bezeichnet (Tausend und ein Tag, wie S. 23, Anm. 75, [3]1859, S. 339).

[56] Die 1364 km lange Kura (griech. Κῦρος, Kyros; georg. მტკვარი, Mtkwari, „Süßwasser“; aserbaidsch. Kür) ist der größte Fluß im Kaukasus.

[57] Das Schwarze Meer wurde in der Antike Póntos Eúxeinos (griech. Πόντος Εὔξεινος), „gastliches Meer“ bzw. Póntos Mélas (griech. Πόντος Μέλας), „Schwarzes Meer“ genannt.

[58] Georg., კახეთი, Kacheti.

[59] Georg., ქართლი, Kartli.

[60] Georg., იმერეთი, Imereti.

[61] Georg., სამეგრელო, Samegrelo; mingrel. სამარგალო, Samargalo.

[62] Georg., გურია, Guria.

[63] Das antike Königreich Kolchis (griech. Κολχίς, Kolchís; lat. Colchis; georg. კოლხეთი, Kolcheti).

[64] Das antike Königreich Albania (griech. Ἀλβανία, Albanía; lat. Albanía; armen. Աղվանք, Aghwank) im Kaukasus.

[65] Das antike Königreich Iberien (griech. Ἰβηρία, Ibería; lat. Hiberia; georg. იბერია, Iberia) im Kaukasus, in georg. Quellen auch Königreich Kartli (siehe hierzu S. 21, Anm. 59) genannt.

[66] Des russ. Zarenreichs.

Die Zahl seiner Einwohner ist nicht ganz eine Million, von denen 700,000 dem eigentlichen georgischen Stamme angehören. Turkomannen, Osseten, Tartaren, Mongolen, Armenier und Juden, theils Einwanderer und Kolonen, theils Raçentrümmer aus den früheren Einfällen und Kriegen, bilden den Rest der Bevölkerung. Der größte Theil bekennt sich zum griechisch-christlichen Glauben; doch sind auch unter der langen Tyrannei mohammedanischer Eroberer Viele zur Fahne des Propheten übergetreten. Fast die Hälfte der Gurier sind Muselmänner. Seit undenklicher Zeit hat sich in diesen Ländern eine Art Feudalverfassung ausgebildet, welche unter allen Wechseln der Herrschaft sich in ihren Grundzügen aufrecht erhielt. Der sehr zahlreiche Adel, dessen Häupter die Familien der ehemals souveränen georgischen Fürsten sind, hat den bei weitem größten Theil des Grundbesitzes inne, und ihm ist der dritte Stand der Leibeigenen, welche, als Hörige der Scholle, für den Edelmann arbeiten, unterthan. Der zweite Stand der Freien bewirthschaftet kleinere Güter oder er lebt von Handel und Gewerben in den Städten.

Unähnlich dem gewöhnlichen Verlaufe scheint die früheste Ansiedelung des Landes von der Höhe zur Tiefe, von den Quellflüssen des Kur abwärts bis ans schwarze Meer zu gehen. Wo der Kur, vom Hochgebirg umgeben, als reißendes Gletscherwasser sich durch Schluchten und Klüfte seinen Weg bahnt, sucht die Tradition die Urgeschichte Georgiens auf. Dort sind die geheimnisvollen Ruinen seiner ältesten Wohnsitze: die Troglodyten-Stadt von Uplis-Ziche[67], und die grauen Trümmer von Armas[68], deren Mauern Giganten aufgeschichtet zu haben scheinen. Die Feudalverfassung, welche schon 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung sich unter den Völkerschaften des Kaukasus und Armeniens mehr oder weniger ausbildete, war der Anlage großer Städte ungünstig: unseren Rittergeschlechtern des Mittelalters gleich, baute sich jeder adelige Mann eine Burg oder ein Kastell auf einer Höhe, und versammelte um dieselbe die Hütten seiner Hörigen, die ihm das Feld bewirthschafteten und die er zu schützen verbunden war. Den Fürsten zum Heerbann verpflichtet, lebte der Edelmann übrigens sehr unabhängig und bildete sich ein, in dein engeren Kreise seiner Besitzungen selbst ein Fürst zu seyn. Günstig der Bewahrung einer freiheitsstolzen Gesinnung und aller häuslichen Tugenden war diese Einrichtung doch der Entwicklung der Eintracht und Stärke des Staats nicht zuträglich: Georgien, durch seine Lage nicht geschützt, wie die Volksstämme der Nachbarn in den hohen Gebirgen, wurde beständig von den Einfällen fremder Nationen heimgesucht, welchen bald von Nord her, bald von Süd, nach der paradiesischen Landschaft gelüstete. Heute fielen die armenischen Reiterschwärme ein, morgen kamen die tartarischen, oder die persischen Verwüster und Eroberer, ein anderes Mal stiegen die Scythen[69] aus dem Norden herab und der lockere Verband der georgischen Fürsten unter sich und ihres Adels war nicht dazu gemacht, sich aller dieser Feinde stets mit Erfolg zu erwehren. Schon 633 v. Chr. gerieth Georgien unter das Joch der Scythen; später wurden sie den Persern unter Darius Hystaspes[70] zinsbar, gewannen zwar oft ihre Freiheit wieder, wurden aber auch öfters wieder unterworfen. Alexander der Große[71] ließ bei der Zertrümmerung des persischen Reichs das Land durch einen Unterfeldherrn besetzen; indessen gelangten unter seinen Nachfolgern die georgischen Könige und Fürsten bald wieder zur Unabhängigkeit und suchten sie, oft mit glänzendem Erfolg, oft zeitweilig unterliegend, später gegen die Griechen, Perser, Tartaren und Mongolen zu behaupten. Uneinigkeit unter sich war allezeit ihr Hauptfeind. Waren sie nicht von außen bedrängt, so befehdeten sich die Großen unter einander, und die häufigen Erbtheilungen und der öftere Dynastienwechsel ließen das schöne Land nicht zur Ruhe und Kraft kommen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gab es nicht weniger als 24 souveraine georgische Fürsten auf einmal, welche

[67] Die Festungs- und Höhlenstadt (griech. τρωγλοδύτης, troglodýtēs, „Höhlenbewohner“) Uplisziche (georg. უფლისციხე) bei Gori (georg. გორი).

[68] Armasi (georg. არმაზი) mit der Festung Armasziche (georg. არმაზციხე) unweit der georg. Königsstadt Mzcheta (georg. მცხეთა).

[69] Als Skythen bezeichnet man einige Reiternomadenvölker, die ab etwa dem 8./7. Jahrhundert v. Chr. die eurasischen Steppen nördlich des Schwarzen Meeres im heutigen Südrußland und der Ukraine von der unteren Wolga (russ. Волга, Volga) und dem Kuban (Кубань, Kuban′) bis zum Dnister (ukrain. Дністер, Dnister, russ. Днестр, Dnestr, poln. Dniestr, rum. Nistru) besiedelten.

[70] Dareios I. (siehe hierzu S. 68, Anm. 246).

[71] Alexander der Große (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας, Aléxandros ho Mégas; 356–323 v. Chr.).

unabhängig von einander regierten. Von dieser Zeit an wird der russische Einfluß sichtbar. Die russischen Großfürsten hatten ihre Herrschaft bis an's kaspische Meer ausgedehnt, sie kamen nun mit den Persern in häufige Konflikte, welche ihrerseits, eingedenk ihrer langen Herrschaft über Georgien, beständig darnach trachteten, dieselbe zu erneuern. Ihre Ansprüche hatten sie nie aufgegeben. In dieser Lage bewarben sich die Georgier um die Freundschaft der Russen zum Schutz gegen den gemeinschaftlichen Feind. Aber die Bundesgenossenschaft des Schwächeren mit den Stärkeren hat noch allemal zur Unterjochung des ersteren geführt. Als die persische Macht in dem immerwährenden Kampfe mit Rußland sich erschöpfte, im 17. Jahrhundert, kam es schon zur gelegentlichen russischen Besatzung von georgischen Häfen der Pontusküste – und in dem Kriege des Czaren gegen die Türken, 1770, drang eine russische Armee unter General Tottleben[72] durch Imerethien gegen Kars und Erzerum vor. Russischer Einfluß dominirte fortan im Lande. Er setzte Fürsten ein und ab, er usurpirte die Oberhoheit in staatlichen Dingen, und als im Jahre 1783 Persien von Neuem seine alten Ansprüche auf Georgien erhob, da begab sich der damalige Fürst Irakli[73], der den Königstitel führte, offen unter russischen Schutz und schickte der Kaiserin Katharina[74] durch eine glänzende Gesandtschaft seinen Unterwerfungsakt nach Petersburg. Gleich darauf ließ Rußland das ganze Land besetzen. Die georgischen Fürsten waren zu russischen Lehnträgern und Vasallen ohne Regierungsgewalt herabgesunken. Der König selbst wurde Pensionär des Czars und so trägt nun Georgien, welches über 2000 Jahre, wenn auch unter manchem Wechsel, seine Unabhängigkeit behauptet und, wenn verloren, stets wieder erkämpft hatte, und dessen Fürstengeschlechter ihren Stammbaum zu der Wiegenzeit des Menschengeschlechts zurückführen, den Stempel des russischen Sklaven, wenn auch noch angethan mit dem äußeren Glanz und Pomp einer Herrschaft, die sie nicht mehr besitzen.

Das Folgende entnehme ich Herrn von Bodenstedts Erzählung in seinen kaukasischen Reisen[75].

„Zwei Straßen führen von Süden her nach der georgischen Hauptstadt. Eine Meile[76] nördlich von Eriwan[77] am Abhange des fruchtbaren und schönen Goktschai-Gebirges[78], welches den gleichnamigen, 5000 Fuß hoch gelegenen, 9 Meilen langen und halb so breiten Goktschai-See[79] mit seinen zackigen Porphyrgipfeln umsäumt, liegt Kanakir[80], ein armenisches Dörfchen, von dem aus wir

[72] Der russ. General Gottlob Curt Heinrich Graf von Tottleben, Herr auf Tottleben, Zeippau und Hausdorf im Saganschen (russ. Готлиб-Генрих Тотлебен; 1715–1773), der zwischen 1768 bis 1771 die militär. Voraussetzungen für die Ausweitung des russ. Einflusses in Georgien schuf.

[73] Erekle II. (georg. ერეკლე II; 1720–1798), von 1744 bis 1762 König von Kachetien und von 1762 bis 1798 von Kartlien-Kachetien (siehe hierzu S. 21, Anm. 58 u. 59).

[74] Katharina II. die Große (russ. Екатерина Великая; 1729–1796), seit 1762 Kaiserin von Rußland, Herzogin von Holstein-Gottorf und ab 1793 Herrin von Jever.

[75] Das nachfolgende ‚Zitat' dürfte der 2. Auflage von Friedrich Bodenstedts (1819–1892) dreibändigem Werk „Tausend und ein Tag im Orient" (Berlin: Decker 1853-1854) entnommen worden sein. Insgesamt wird – wie üblich – wenig textnah bzw. sehr gerafft zitiert. Sonderbarerweise scheinen aber Bodenstedt (s. o.) in diesem Reiseabschnitt exakt dieselben Begebenheiten widerfahren zu sein, wie die von Johann Friedrich Parrot (russ. Иван Егорович Паррот;1792–1842) in dem bereits 1834 in der Spenerschen Buchhandlung zu Berlin erschienenen „Ersten Theil" seiner „Reise zum Ararat […]", S. 235f. geschilderten; bei Parrot handelt es sich übrigens um den Erstbesteiger des 5137 m hohen Ararat (9. Oktober 1829; siehe hierzu auch S. 20, Anm. 50).

[76] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km oder die österr. Postmeile zu 7,5859 km gemeint ist.

[77] Jerewan (armen. Երևան).

[78] Wohl das heutige Geghamgebirge (armen. Գեղամա լեռնաշղթա, Geghama lernasheghta). Der alte Name Gök Çay scheint aus dem türk. Sprachraum zu stammen (auch das Aserbaidschanische gehört zu den Turksprachen), da osman. كوك چايى, Gök Çayı (aserbaidsch. transliteriert: Göy Çay) soviel wie „Himmelsfluß" bedeutet.

[79] Der Sewansee (armen. Սևանա լիճ, Sewana litsch) er ist mit einer Länge von 78 km und einer Breite von maximal 56 km der größte Süßwassersee Armeniens sowie des gesamten Kaukasus; er liegt 1.900 m über dem Meeresspiegel.

[80] Kanaker (armen. Քանաքեռ, Kanaker), heute ein Vorort von Jerewan (siehe hierzu S. 23, Anm. 77).

in das anmuthige Thal der Sanga hinabritten, um wenig östlich von dem Wege, den wir nach Etschmiadsin herangekommen waren, durch die Hochebene von Basch-Abaran zurückzugehen. Ein anderer Weg führt über den hohen Gebirgskamm des Goktschai zum lieblichen Thale von Deliktschan, dessen freundliche Baumgruppen etwa 10 Meilen von Eriwan beginnen und zu einer wahrhaft alpenartigen Bergnatur in's Thal der schmalen, aber reißenden und Goldsand führenden Axtafa[81] überführen, längs der man dann den Kur und an ihm aufwärts Tiflis selbst erreicht. Wir ließen diesen Weg zur Rechten, übernachteten in dem Tartarendorfe Karadschüran[82], und trafen auf 2 Kosakenpikets[83], welche bestimmt waren, den Karawanen das Geleit nach Gümri[84] zu geben, (das jetzt unter dem Namen Alexandropol bekannter ist), und überschritten den südlichsten Kamm des Pambakgebirges auf einem kürzeren Wege, wo wir in dem Tartarendorfe Karsai[85] vor Regen und Dunkelheit Schutz fanden. Aus der hohen und offenen Gegend, in welcher dies Dorf sich befindet, steigt man durch ein tiefes, bewaldetes Gebirgsthal bei mehr als 6000 Fuß Höhe über den Bergrücken des Besobdal[86] zu einem höchst fruchtbaren Thale hinab, welches durch einen dritten Bergrücken, 11 Meilen von Tiflis, wieder von den baumlosen Hochebenen geschieden ist, die bis zum Kurthal sich abdachen. Wenige Meilen weiterhin in der nun schon offeneren Gegend beginnen, 7 Meilen von Tiflis, die ersten deutschen Niederlassungen der im Jahre 1819 durch Glaubensschwärmerei hierher getriebenen Würtemberger, die alle Wechselfälle des Krieges mit ertragen haben und von den räuberischen Bergbewohnern zu vielen Malen ausgeplündert wurden. Man erkennt Katharinenfeld[87], in einem Nebenthale des ostwärts zum Kur abfließenden seichten, aber sehr breiten Chramflusses[88], jenseits des kegelförmig aussteigenden Alawerdi[89] gelegen, alsbald an seinen weißen Häusern mit Fenstern, Thüren und Schornsteinen. Bald erreicht man auf dem Wege, der längs des herrlichen Felsthales des Chram, dessen Ufer aus löchrichter schwarzer Lava gebildet sind, hinzieht im Thale das [sic!] Alghet[90] das deutsche Elisabeththal[91]. Es besteht aus einer Doppelreihe schöner niedlicher Häuserchen, die Fenster alle nach der Straße zu, und einer überaus freundlichen Kirche. Von da wendet sich die Straße durch eine sehr anmuthige bergige Gegend Tiflis zu, von dem Elisabeththal nur 3 Meilen entfernt ist. Zwei andere deutsche Kolonien liegen noch dicht oberhalb der Stadt am Kur, zwei andere 7 Meilen weit nach Osten zu am Fuß des Kaukasus, und noch zwei andere gegen 20 Meilen südostwärts in der Nähe von Gandscha oder Elisabethpol.

Will man von Tiflis einen vortheilhaften Gesammteindruck empfangen, so muß man einen Mergelschieferhügel am linken Ufer des Kur über dem sogenannten Sande in Neu-Tiflis ersteigen. Dort (dem Standpunkte für den Zeichner unseres Stichs) beherrscht das Auge die ganze georgische Hauptstadt mit ihren amphitheatralisch gruppirten Häusern, Festungen, Kirchen, Kapellen und Palästen, wie

---

[81] Armen. Աղստև, Aghstew; aserbaidsch., Ağstafaçay.

[82] Nicht ermittelt. Die meisten Örtlichkeiten und Gemeinwesen im Dreiländereck Armenien-Aserbaidschan-Georgien haben im Laufe der dort nicht seltenen politischen Umwälzungen eine Vielzahl von Namensänderungen über sich ergehen lassen müssen, die nach dem 1. Weltkrieg – und erneut nach dem Zerfall der Sowjetunion zu Beginn der 1990er Jahre – den jeweils nationalen Gegebenheiten neu angepaßt wurden, wobei offensichtlich nicht wenige der durch die Reiseliteratur des 19. Jhds. überlieferten Ortsnamen in Vergessenheit gerieten.

[83] Kosakenstoßtrupp (vom frz. piquet, einer temporären Truppeneinheit aus Elitesoldaten).

[84] Gjumri (armen. Գյումրի, Giumri), von 1840 bis 1924 Alexandropol (russ. Александрополь), die zweitgrößte armen. Stadt im Westen des Landes.

[85] Nicht ermittelt (siehe hierzu S. 24, Anm. 82).

[86] Das Bazum-Gebirge (armen. Բազումի լեռնաշխթա, Bazumi lernasheghta).

[87] Eine der ursprüngl. drei Siedlungen, die zwischen 1817 und 1819 von 2.629 eingewanderten schwäb. radikalen Pietisten gegründet worden waren; 1921 wurde sie von den Sowjets in Luxemburg (russ. Люксембург) umbenannt. Der heutige georg. Ortsname lautet Bolnisi (georg. ბოლნისი).

[88] Der Chrami (georg. ხრამი; aserbaidsch. Anaxatır) ist ein 201 km langer rechter Nebenfluß der Kura (siehe hierzu S. 21, Anm. 56).

[89] Die Berglandschaft von Alaverdi (georg. ალავერდი; siehe hierzu auch S. 28, Anm. 116) in Kachetien (siehe hierzu S. 21, Anm. 58) im Osten Georgiens.

[90] Georg. ასურეთისხევი, Asuretiskhevi.

[91] Das heutige Asureti (georg. ასურეთი; siehe hierzu auch S. 24, Anm. 87).

sie zwischen den hohen kahlen und ziemlich steilen Bergen in einem Kessel gelegen ist, der ostwärts vom reißenden trüben Strome an ziemlich schmaler Stelle durchbrochen wird, im Norden aber weit geöffnet ist mit einem prächtigen Fernblick auf die hohe Alpenkette des Kaukasus, die gerade im Mittelgrunde den kameelbuckelförmigen Gipfel des Kasbek[92] zeigt. Das Amphitheater der Häuser zieht von Nordwest nach Südost immer steiler hinauf; im Vordergrunde dehnt am linken Ufer Awlabar[93] sich aus, eine theilweis von deutschen Handwerkern bewohnte, von Wagen, Waarenballen und Floßholz überfüllte Vorstadt; auf dem anderen Ufer erhebt sich in sanfter Steigung die alte Stadt, deren Häuser noch vielfach mit grasbewachsenen Erdterrassen eingedeckt sind, während die stattlichen Neubauten dazwischen mit grün und roth gemalten Holzdächern prangen, oder in strohgelbem Anstrich zwischen den schmutzig braunen armenischen und georgischen Häusern hervorleuchten. Vor Allem fallen die blanken einförmigen Mauern der großen Kasernen in's Auge, daneben die im armenisch-georgischen Baustyle nicht kuppelförmig gewölbten, sondern kegelförmig zugespitzten, mit bunten Farben bemalten alten Dome, die, gleich gewaltigen massenhaften Kirchtürmen, über die niedrigen Häuser hervorragen; nicht so die Wohnung des russischen Generalgouverneurs, die an der Stelle des alten georgischen Königspalastes steht, wiewohl ihr Bewohner mit unumschränkter Gewalt über Länderstrecken von Deutschlands Größe zu sagen hat. Je höher die Häuserreihen zum Rücken des Berges hinaufziehen, um so prächtiger zeigt sich die Stadt, in welcher gerade durch diese amphitheatralische Gruppirung die Festungen, Kasernen, Kirchen, Kapellen, Bazars und Karawanserais[94] so bedeutend gewinnen, daß ich den Anblick von Tiflis, verglichen mit Konstantinopel[95], Genua, Neapel, Brussa[96], Prag, Salzburg oder Algier[97], auf keine Weise in die letzte Reihe stellen würde. Denn eben der ernst-schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige bunte Mannigfaltigkeit seiner Bauwerke an den hohen Ufern des wilden Bergstromes und jene Mischung von Morgen- und Abendland geben ihm an großartiger Pracht noch den Vorzug vor Prag, mit dem es sonst eine gewisse Aehnlichkeit hat. Dies ist das Bild der mächtigen Stadt, von der der Siegesflug des russischen Adlers schon weit nach Süden drang; hier muß der Glanz des weißen Czaren ganz entfaltet werden, damit die Völker davon staunend wiedersagen; hier wird so manches kühne, kaukasische Fürstenherz gebändigt und zum Frieden umgestimmt, wenn es erkennt, wie doch an diesem Fels sich endlich die Wogen der größten Tapferkeit brechen müssen.

Noch bis zum Jahre 380 n. Chr. war Tiflis ein ärmliches Dorf, das seinen Namen von den heißen Quellen trug, die sich an einem kleinen Bache finden, der mitten in der heutigen Stadt dem Kur zufließt. Da aber gründete ein persischer Befehlshaber, der einige grusinische Volksstämme unterwarf, ein festes Schloß an den Bädern, und 70 Jahre später ein georgischer Fürst die eigentliche Stadt in drei Quartieren, die Schloßstadt oder Kalissi[98], die Bäderstadt Thilissi[99] und die heutige Vorstadt Nissani[100], wohin dann 50 Jahre später, um's Jahr 500, die Residenz der georgischen Könige selber verlegt ward. Als solche war sie in allen Wechselfällen des Schicksals und unter Timur[101] der schrecklichsten Plünderung preis-

[92] Der Kasbek (georg. ყაზბეგი, Qasbegi, auch მყინვარწვერი, Mqinwarzweri, „Eisgipfel") ist mit 5.047 m der dritthöchste Berg Georgiens und der achthöchste Berg des Großen Kaukasus.

[93] Der heutige Tifliser Stadtteil Avlabari (georg. ავლაბარი).

[94] Pers. und osman. کاروانسرای, kārvānsarāy, Herberge für Karawanen, wo die Reisenden mit ihren Tieren und Handelswaren sicher nächtigen und sich mit Lebensmitteln versorgen konnten.

[95] Veraltet für İstanbul/Istanbul (altgriech. Βυζάντιον, Byzantion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Ḳosṭanṭiniyye bzw. استانبول, Istānbūl); von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 129, Anm. 490) bzw. der Türkei.

[96] Veraltet für Bursa (von griech. Προύσα, Prousa; osman. بورسه, Bursa).

[97] Arab. مدينة الجزائر, Madīnat al-Dschazā'ir, „Stadt der Inseln"; Tamaziɣt ⴷⵣⴰⵢⴻⵔ ⵜⴰⵎⴰⵏⴻⵖⵜ, Dzayer tamaneɣt; frz. Alger.

[98] Kalasi (georg. კალასი).

[99] Recte: Tbilisi (siehe hierzu S. 20, Anm. 49).

[100] Isani (georg. ისანი).

[101] Der zentralasiatische Feldherr Temür (1336–1405), auch unter den Namen Timur Leng (pers. تیمور لنگ, Tīmūr Leng, „Timur der Lahme") Timur Lenk oder Tamerlan bekannt.

gegeben, bis endlich zuletzt noch im Jahre 1795 der Wütherich Aga-Mahomet-Khan[102] mit Persern, Kurden und Tartaren den größten Theil von ihr in einen Schutthaufen verwandelte. Schon vorher waren die Russen als bleibende Schutzherren Georgiens eingetreten. Sie bauten Tiflis schöner auf und fügten die neuen weiten Straßen den schattigen Gassen der Orientalen hinzu, so daß die Stadt nun über viertehalbtausend Häuser zählt und jetzt der Sammelplatz all' der Völker vom Araxes[103] bis über den Kaukasus hinaus, wie vom kaspischen und schwarzen Meere geworden ist. Die gemeinsame Sprache, durch welche alle sich verständigen, ist die tartarische, wie wohl auch russisch viel gehört wird. Zwei Reihen räucheriger Küchen sorgen für Speisung der Tausende fremdartiger Gäste, welche die hiesigen Märkte besuchen; Schneider, Schuster, Sattler, Barbiere und Waffenschmiede arbeiten theilweis in offenen Buden auf der sogenannten großen Straße; die Würtemberger bringen Gemüse und Kartoffeln, Georgier liefern Geflügel, Kaukasier Wildpret und Felle. Armenier Stoffe zu Kleidern, Tartaren die trefflichen Pferde. Vor Allem prangen die kostbaren Waffen, die für den Bergbewohner in den Buden ausgelegt sind, um allerlei seltenere Gäste aus weiter Ferne herzulocken; dann müssen die großen militärischen Schauspiele im Maimond dazu dienen, die Herrlichkeit des großen „Padischah[104] in Petersburg" zu veranschaulichen, und selbst der griechische Gottesdienst mit seiner überwältigenden Pracht und seinem zu Rom nicht so herrlich ausgeführten Chorgesange kann nur den gleichen Zweck erfüllen wollen. Denn von dem Christenthum des Abendlandes, zumal wie es das evangelische ist, weiß man sich hier kaum eine Vorstellung zu machen, da Niemand um das Evangelium sich kümmert, was nur des Priesters Sache ist; daher denn auch der russische Soldat so lange noch für sich den Himmel offen weiß, als er nur seine Messe nicht versäumt, die Fasten streng gehalten, das vorgeschriebene Gebet gemurmelt, gekniet und sich bekreuzigt hat. Dem mohammedanischen Gottesdienste steht diese Art und Weise näher, als man glaubt; sittliche Tüchtigkeit wird nicht begriffen, oder als Thorheit verstanden; nur Almosengeben an jedem Freitag, wo die Bettlerschaar sich durch die ganze Stadt ergießt, führt noch zum Himmel ein. Aus diesem Grunde haben die beiden Vorgänger des redlichen, aber einfachen Generalgouverneurs v. Neidhardt[105], Baron v. Rosen[106] und Fürst Golowin[107], bei diesen Völkern mehr gewirkt, als sonst nur möglich wäre, indem sie, obschon weit unter dem großartigen Yermoloff[108] stehend, durch die Pracht ihrer Hofhaltung des letzteren Schöpfungen wenigstens wohl zu erhalten wußten, während v. Neidhardt durch seine bescheidene Ungezogenheit und namentlich dadurch, daß er selbst die zu Ostern üblichen großen Hoffeste unterließ, den ganzen Kreis des längst an Pracht, Tanz und Lust gewöhnten Adels sich zum Feinde machte. Dies mag denn auch der Grund gewesen seyn, weshalb der greise Sardar[109] der Kyrosstadt im Frühlinge des Jahres 1845 durch Graf Woronzow[110] ersetzt ward, der seitdem den Fürstentitel führt. Selten, vielleicht niemehr, hat Tiflis solch einen zauberischen Glanz, solchen Zudrang von Menschen, solch eine wunderbare Pracht gesehen, als bei dem Einzuge dieses neuen Statthalters. Ein sonniger Himmel begünstigte das Fest. Alle Straßen waren mit Blumen bestreut, alle Bazars mit

---

[102] Aga Mohammed Khan (pers. آقا محمد خان bzw. آغا محمد خان, Āğhā Moḥammad Khān; 1742–1797), seit Frühjahr 1796 Schah von Persien; er hatte 1795 Georgien besetzt und nach der Zerstörung von Tiflis 22 000 Georgier als Sklaven verschleppt.

[103] Wohl der Fluß Aras (aserbaidsch. Araz; griech. Ἀράξης, Araxes; pers. ارس, Aras; armen. Արաքս, Araks).

[104] Siehe hierzu S. 72, Anm. 279; hier scherzhaft für den russ. Zaren verwendet.

[105] Alexander Iwanowitsch Neidhart (russ. Александр Иванович Нейдгардт; 1784–1845), von 1842 bis 1844 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen.

[106] Gregor von Rosen (russ. Григо́рий Влади́мирович Ро́зен; 1781–1841), von 1830 bis 1837 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen.

[107] Jewgeni Alexandrowitsch Golowin (russ. Евге́ний Алекса́ндрович Голови́н; 1782–1858), von 1837 bis 1842 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen.

[108] Alexei Petrowitsch Jermolow (russ. Алексей Петрович Ермолов; 1777–1861), von 1817 bis 1827 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen und Gründer der Stadt Grosny (russ. Гро́зный; tschetsch. Соьлжа-ГIала, Sölza-Ġala).

[109] Sardar (pers. سردار), ein ursprüngl. pers. Titel, abgeleitet von pers. سر, sar, „Kopf". Wörtl. bezeichnet Sardar den Chef oder die Autorität, im militär. Bereich den Kommandeur.

[110] Michail Semjonowitsch Woronzow (russ. Михаил Семёнович Воронцов, Michail Semënovič Voroncov; 1782–1856), seit 1844 Vizekönig des Kaukasus.

Teppichen ausgelegt, die Häuser aller Wohlhabenderen mit kostbaren Stoffen behangen; auf den Dächern, auf den Balkons und Gallerien war Kopf an Kopf in den schönsten Gewändern; einige Springbrunnen waren mit blutrothem Weine gefüllt. Am Abend schien die Stadt zu einem Feuermeere umgewandelt zu seyn, die Berge in der Runde waren flammende Vulkane geworden, auf allen Dächern loderten Fackeln; gleich blizzenden Perlenschnüren zogen schimmernde Lampenreihen überall durch die Straßen, auf allen Plätzen brannten bengalische Feuer, und nun dazwischen die leichtfüßigen Töchter von Tiflis in luftigen Gewändern, die stattlichen Männer des Gebirges in silbernen Waffengeschmeiden, die Stämme von Kolchis, vom Ararat, Kosaken, Tartaren und Reiterschaaren, das Wirbeln der Trommeln und Hörnerklang – es konnte im Mährchen nicht schöner seyn! Aber mit dem Erlöschen dieser Flammen ging manche letzte Hoffnung auch hinüber.

Ich, der ich fern stand von solchen Hoffnungen, verlebte meine Zeit im stillen Kreise lieber Freunde, indem wir uns am Wein und an der Liebe Lied ergötzten. Manche Stunde verging uns bei'm ehrlichen Salzmann[111], dem allbekannten deutschen Sandwirthe von Tiflis, wo Billard gespielt und gelärmt wird von russischen Offizieren, während für deutsche Landsleute ein abgesondertes ruhiges Stübchen bereit ist. Doch ohne den theuren Champagner geht es auch dort nicht ab, nachdem der billige blutrothe Kachetiner vorangegangen ist. Wenn aber dann der sonnenhelle Mond Georgiens zur Ruhe leuchtete, und in den menschenleeren Straßen nur noch der trunkene Kosak gefunden ward, oder nur hie und da noch eine tief in die blendend weiße Tschadra (weißes Obergewand) verhüllte Georgierin an uns vorüberschwebte, oder die Töne der Balalaika (dreisaitige Guitarre) zur Schönen auf dem Dache sprachen, dann ward in anderer Art die Stadt für mich zur Feenstadt, zumal wenn dann mein morgenländischer Freund, der reichbegabte Mirza Schaffy[112], des Herzens innerste Gedanken sogleich in schöne Dichterblumen umzuprägen wußte.

Die ,,gute Gesellschaft" von Tiflis besteht vorwiegend aus den vornehmeren Militärs und der höheren russischen Beamtenwelt, worunter eine Menge deutscher und einzelne französische und spanische Namen sich befanden; dazu kamen zahllose Prinzen und Prinzessinen aus dem alten georgischen Königshause und einzelne begüterte armenische und georgische Fürsten, deren Kleidung und Lebensweise schon mehr oder weniger einen europäischen Anstrich trug. Bei außergewöhnlichen Festlichkeiten sah man die Fürsten der Kirgisen, Truchmenen. Kabarder, Abchasen, Gurier, Tuschen, Mingrelier, Imerether und anderer Stämme, in den prachtvollsten asiatischen Gewändern und kostbaren Waffengeschmeiden; doch in den engeren Kreisen der Gesellschaft war die französische Sprache nebst schwarzem Frack oder gewöhnlicher Uniform das herrschende Element. Die große Masse der georgischen, armenischen, tartarischen und persischen Bevölkerung der Stadt war für diese Kreise gewissermaßen gar nicht da, indem man es für erniedrigend achtete, sich dem Hause einer nicht salonfähigen Familie irgendwie näher zu stellen. Die Asiaten selbst aber haben durchaus kein geselliges Leben im europäischen Sinne des Wortes, indem die Frauen für gewöhnlich ausgeschieden sind, und nur bei ganz besonderen Veranlassungen, wie Kindtaufen, Hochzeiten u. dgl., finden auch eigene Frauengesellschaften Statt, die man nur draußen durch's Fenster zu sehen Gelegenheit hat. Es sitzen mit untergeschlagenen Beinen dann 30–40 auf einem das ganze Zimmer ausmessenden Teppiche umher, meist stumm und regungslos; den Wachsfiguren gleich, bis endlich eine nach der andern den als Armband getragenen Rosenkranz löst und in Ermangelung besseren Zeitvertreibes dessen Perlen langsam die seidenen Fäden herabgleiten läßt. Eine mit Süßigkeiten jeder Art beladene Tischplatte steht in der Mitte des Kreises und fordert zu gelegentlichem Nippen auf, oder ein Mährchen ertönt aus dem Munde einer älteren Dame, dem Alle so gespannt lauschen, daß sie das Spielen mit der Tschotka[113] oder dem Rosenkranz darüber vergessen.

[111] Johann Friedrich Salzmann (* 1798), ein württemb. Kolonist (siehe hierzu S. 24, Anm. 87), der auf der Tifliser Sandbank seit 1836 ein Hotel betrieb und deshalb „Sandwirt" genannt wurde (der eigentl. „Sandwirt" war jedoch der Tiroler Freiheitskämpfer Andreas Hofer, 1767–1810; füsiliert).

[112] Der aserbaidsch. Dichter Mirza Schaffy, (südaserbaidsch. ميرزا شفيع واضح, Mirzə Şəfi Vazeh; ca. 1796–1852). Friedrich von Bodenstedt (siehe hierzu S. 23, Anm. 75) brachte 1851 unter dessen Namen einen Band Gedichte heraus, bei denen jedoch erhebliche Zweifel bestehen, ob Mirza Shaffy tatsächlich der Verfasser derselben war.

[113] Der Tschotki (russ. чётки) bzw. Komboskini (griech. κομποσκοίνι) ist eine Gebetsschnur, die aus 33 Perlen besteht, mit deren Hilfe man das „Jesusgebet" (griech. Προσευχή του Ιησού, Prosefchí tou Iesou; russ. Иисýсова молúтва, Iisúsova Molítva) aufsagt, wobei die Perlen für die 33 Lebensjahre Christi stehen.

Dies ist’s, worauf sich Alles beschränkt; nie aber kommt eine lebendige Unterhaltung unter diesen mit kostbaren Stoffen behangenen Schönen zu Stande, die auch ein derartiges Bedürfniß durchaus nicht zu fühlen scheinen. Dagegen ist es bei den Männern im andern Zimmer um so lauter und bewegter, da dort das Trinken die Hauptsache ist, worin es dem Armenier fast Niemand gleich thun möchte. Nur wo europäische Sitte in einzelnen armenischen oder georgischen Häusern schon hie und da gemischte Gesellschaften hervorgerufen hat, sind auch die Trinkgelage mäßiger geworden, wogegen die Unterhaltung gewonnen hat. In einem solchen Hause, das zu den besten und wohnlichsten der Stadt gehörte, war mir’s vergönnt, einer vorwiegend aus Armeniern und Georgiern bestehenden Hochzeitsgesellschaft anzugehören, bei der die Frauen sämmtlich in ihrer Nationaltracht erschienen, während mich unter den Männern nur wenige schwarze Fracks und Uniformen zu sehen waren. Eine Unterhaltung mit den rings an den Wänden auf Divans[114] herumsitzenden Frauen, mit Ausnahme einiger Jüngeren, welche, in der adeligen Pension von Tiflis erzogen, nicht allein russisch, sondern auch französisch sprechen gelernt haben, ist auch hier kaum möglich; der Tanz nimmt fast die ganze Aufmerksamkeit der Damen in Anspruch, dazu die Lieder der vier Sänger, die abwechselnd zum Ruhme des Brautpaares, des Hauses und der Gäste sich hören lassen, und unter denen ein alter Blinder als Stegreifsdichter vorzüglichen Beifall erntete. Die Herren spielen Schach oder Lotto im Nebenzimmer; die Diener tragen ausgewählte Leckereien, insonderheit Backwerk, herum, damit die Zeit vergehe bis zur zwölften Stunde. Dann geht der Zug zur Kirche bei nächtlicher Weile, wie es die Sitte will. Im altehrwürdigen Dome drängt sich nun Kopf an Kopf, das weibliche Geschlecht durch eiserne Gitter vom männlichen streng geschieden nach altem Kirchenbrauch, und es beginnt die Einsegnung zunächst des Trauringes, der unter der Aufforderung des Diakonus: „Nun lasset uns beten zu dem Herrn des Friedens“ auf einen Teller gelegt und dann vom Priester singend eingesegnet wird unter dem Schwingen des Weihrauchfasses. Lieder aus dem armenischen Gesangbuche wechseln mit Stellen der Schrift und Gebet, bis endlich die Ceremonie vollendet ist und nun der Ring der Braut gegeben wird. Dann folgt unter gleicher Weitschweifigkeit die Einsegnung „des Kleides der Krone“, das dem Bräutigam vor dem Altäre angethan wird, während die Braut in einem besonderen Raume, verborgen vor den Augen der Männer, sich umkleidet. Hierauf bewegt sich der Zug zum Hause zurück, wo die Hände des Paares in einander gelegt werden unter Gebet und Gesang, und jetzt erst werden die letzten Förmlichkeiten wieder in der Kirche vollzogen, indem zwei dreifädige Schnüre zum Umwinden der Kronen gedreht werden, mit denen die Brautleute gekrönt find, welche nach Ablegung ihres Sündenbekenntnisses das heilige Kreuz küssen und endlich zum heiligen Abendmahle gehen, womit die mehrstündige Kirchenfeier schließt. Daheim aber wird noch ein gesegneter Becher mit Wein den Vermählten gespendet, dem Bräutigam ein Schwert gereicht, unter welchem die Braut hindurchschlüpfen muß in der Thüre, als Zeichen, daß sie unter seinem Schutze stehe; darnach erinnert ein Trunk süßen Wassers an die Hochzeit von Kanaan[115] und endlich ein vom Bräutigam unter die Füße getretener Teller an unsere Sitte des Polterabends. Erst nach Durchmusterung der vielen reichen Hochzeitsgeschenke begann das eigentliche Mahl, bald aber gewann auch hier das „*Allahwerdy*!“[116] und „*Jachschi jot*!“[117] („Gott hat’s gegeben!“ „Einen guten Weg gehe es!“) beim Strömen des Champagners so sehr die Oberhand, daß ich, am hellen Morgen das Haus verlassend, noch alle Räume davon wiederhallen hörte.

Der in der That großartige Luxus, welcher in Tiflis getrieben wird, ist durch die seit 1837 vom Baron Hahn[118] entworfene Verfassung des Landes in sofern noch gesteigert worden, als dieser das unter dem unglücklichen Rosen herrschende Bestechungssystem dadurch zu unterdrücken meinte, daß den Beamten Transkaukasiens ein höheres Gehalt bewilligt werde, wie dies in sonst keinem Theile des gan-

[114] Pers. ديوان, divân; osman. ديوان, divān; ursprüngl. die (Rats-)Versammlung, Behörde bzw. Sammlung allgemein (auch die poetischer Werke). Der Begriff wurde dann mit der Zeit auch auf die bequeme Polsterbank (pers. صفة, ṣufa, „die gepolsterte Ruhebank“; im Osman. bezeichnete صفه, ṣufa hingegen einen Raum, der an den Wänden mit solchen Ruhebänken ausgestattet war) des Regierungsbeamten übertragen.

[115] Joh 2,1-12.

[116] Aserbaidsch., Allah vərdy (von pers. الله وردى), wörtl. „Gottes Gabe“ (siehe hierzu auch S. 24, Anm. 89).

[117] Aserbaidsch., yaxşı yol, wörtl. „guter Weg“.

[118] Der kaiserl.-russ. Senator Paul Theodor von Hahn (russ. Па́вел Васи́льевич Ган (1793–1862).

zen russischen Reiches nur üblich ist. Denn bei der Unsicherheit der Stellungen, die jeden Augenblick verloren gehen können, und dem damit verbundenen großen Aufwande, der nicht davon getrennt werden konnte, ist die Bestechung geblieben und nur dem Maße der Gehaltszahlungen mehr angepaßt worden, ohne daß ein anderer Zweck, als eben die Entfaltung des blendendsten Glanzes damit erreicht worden wäre. Freilich hat man auch Schulanstalten jeder Art gegründet, um sich das Ansehen des Schutzes und der Pflege der Wissenschaften zu geben; allein so lange man Generale zu Vorgesetzten dieser Anstalten umschafft, welche der Wissenschaft selbst durchaus fern stehen und nur das Ansehen der Personen stützen können, die ihnen schmeichelnd zu gefallen wissen, kann auch allein nur Das gedeihen, was dem bekannten russischen Geiste angemessen ist, daher denn auch Männer, wie der Armenier Abowian[119], der sich um deutschen Unterricht zu Tiflis wie zu Eriwan so sehr verdient gemacht hat, und andere rechtliche Männer im Elende ihrer Stellungen sehr bald zu Grunde gehen mußten. In gleicher Weise aber steht's oft mit den Richtersprüchen, die außerdem schon nach den alljährlich eintreffenden kaiserlichen Ukasen einem ewigen Wechsel unterworfen sind; daher sich jeder je nach Verhältnissen kurz faßt, um der Mühe überhoben zu seyn, das noch bestehende Recht von der hinzugetretenen Ausnahme zu unterscheiden, so daß auch hier die Goldstücke am meisten in Erwägung fallen.

Das ganze Transkaukasien, welches in zwei ungleich große Unterstatthalterschaften zerfällt, eine östliche am kaspischen Meere, bestehend aus den vorherrschend mohammedanischen Provinzen Karabagh, Talysch, Schirwan, Baku, Derbend und Scheki, und eine westliche vom Ararat bis zum schwarzen Meere, wird, wie auch Ciskaukasien, allein von Tiflis aus beherrscht, von wo drei durchaus fahrbare gute Straßen, nordwärts durch's Gebirge, westlich längs des Rion[120] zum schwarzen Meere und nach Südost im Thale des Kur zum kaspischen Meere führen. Dazu nun gerechnet die Straße nach Eriwan und man begreift, wie Fürst Woronzow, die Wichtigkeit der Lage von Tiflis erkennend, bis in die neueste Zeit fortwährend neue Garten- und Parkanlagen, ganz neue Stadttheile, Brücken, Bäder, Theater und Prachtbauten jeder Art im Sinne des Kaisers[121] hervorrufen konnte, um durch die Kraft des Mörtels zu verbinden, was noch durch's Schwert so tief zerspalten lag. Wem diese Hauptstadt einst gehören wird, vermag kein Sterblicher zu sagen; doch gibt es nicht ein Ohr im fernsten Kaukasus, das nicht spähend jeder Kunde von Tiflis lauscht.

[119] Chatschatur Abowjan, (armen. Խաչատուր Աբովեան; 1809–nach 2.IV.1848), der Vater der modernen armen. Literatur; er fungierte in den Jahren 1837 bis 1843 als Schulinspektor des Schuldistrikts von Tiflis. Am 2. April 1848 war Abowjan plötzlich verschwunden; vermutlich war er von der zaristischen Geheimpolizei entführt und ermordet worden.

[120] Der 327 km lange Rioni (georg. რიონი), der durch Jasons (griech. Ἰάσων) Suche nach dem Goldenen Vlies (griech. Χρυσόμαλλον Δέρας, Chrysómallon Déras) berühmt gewordene Fluß Phásis (griech. Φάσις) in Kolchis (siehe hierzu S. 21, Anm. 63).

[121] Wohl noch Nikolaus I. (russ. Николай I Павлович, Nikolaj I Pavlovič; 1796–1855), seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 und 1830 letzter gekrönter König von Polen.


DCCCXX
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.
Eigenthum d. Verleger.
TIFLIS

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 38-44.

DCCLXVI. Das Moselthal.

Die deutschen Fürsten der Kirche waren keine Thoren. Wo sie ihren Krummstab hingesteckt, da war gewiß gut wohnen. Unsere schönsten Länder, die eigentlichen Weinländer namentlich, waren ihnen unterworfen. Am Mittelrhein stießen Würzburg, Kurmainz und Kurtrier zusammen[122], und in deren Gebiet fielen die köstlichsten Rebgelände. Der Winzer war damals ein beneideter Mann, denn er spekulirte auf die Schwelgerei der unzähligen deutschen Fürsten, Grafen und Edlen, der Aebte und Prälaten, und auf die Kehlen der behäbigen, mannhaften Handwerker und Kaufherren der Städte. Die Feinschmecker bezahlten vor 300 Jahren die guten Jahrgänge und Lagen, in Rücksicht auf den Werth des Geldes, zu jenen Zeiten weit theurer, als gegenwärtig, und auch ein geringeres Gewächs und ein schlechterer Jahrgang hatte noch einen lohnenden Preis. Das ist jetzt anders. Die geistlichen Fürstenthümer sind verschwunden[123], statt den Krummstab sieht man die Wappenschilder mit allerhand Bestien, den Löwen, Wölfen und Greifen, den Adlern und den Geiern der ungeistlichen Fürsten und Könige, und mit dem neuen Regiment sind neue Abgaben, Plagen und Quälereien gekommen. Die einst so beneideten und gesegneten Weinländer herbergen ein armes, herabgekommenes Volk, das den Getreidebauer glücklich preist, und unter dem Mißverhältnisse der guten Weinlesen zu den schlechten und des veränderten Geschmacks, welcher einen Trunk guten Bieres einem Becher sauren Weines vorzieht, darbt und verdirbt. Wenn man noch vor hundert Jahren der Möglichkeit gedacht hätte, die Rheingauer, die Bewohner des Moselthales, die Winzer im Maingrund würden schaarenweise in die Wildnisse Amerika's auswandern, um zu versuchen leichteren Herzens ihr Brodkorn auf dem frisch gerodeten Boden zu erbauen, man hätte einen solchen Propheten in's Narrenhaus verwiesen, und doch ist es so; schaarenweise verläßt jetzt der Winzer seine alte liebe Heimath, – Obstgelände treten an die Stelle der Rebengelände und selbst in der Nähe des Johannisbergs hat das schmutzige Kartoffelkraut auf Feldern, die ehemals dem Weinbau ausschließlich gehörten, die Rebe verdrängt, um leben zu können, muß jetzt der Winzer Mehrerlei treiben: ein Gewerbe oder ein Händelchen und dazu mehr oder weniger Ackerbau. Bei dieser getheilten Wirthschaft mit zersplitterten Kräften kann freilich auch nur wenig Segen kommen. –

Unter den deutschen Weinländern ist das Moselthal und die Pfalz am besten dran.

Man kann das Moselthal*)[124] von Trier bis Koblenz als einen sehr schmalen Landstreifen betrachten, der – die Krümmungen des Flusses nicht mit eingerechnet – etwa 13 Meilen[125] lang und dabei im Durchschnitt von der einen Thaluferhöhe zur anderen, soweit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa eine Meile breit ist. Das Ganze hat also einen Flächenraum von 13 Quadratmeilen. Auf diesem Streifen gibt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster, deren Gesammtbevölkerung (Koblenz und Trier eingerechnet) man wohl auf 130,000 Manschen anschlagen kann. Demnach kommen hier auf jede Quadratmeile etwa 10,000 Seelen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie man sie zu beiden Seiten des bezeichneten Striches weit und breit nicht findet.

[122] Eine etwas großzügige Grenzziehung, zumindest was das fränk. Fürstbistums Würzburg anbelangt.

[123] Im Zuge der Säkularisation in den Jahren 1802/03 infolge des Regensburger Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803, mit dem die Auflösung der geistl. Territorien zugunsten der sie umgebenden weltl. Herrschaftsgebiete beschlossen worden war.

[124] Nach [Johann Georg] Kohls [(1808–1878])] Schilderung [in: „Der Rhein. – (…) Zweiter Band" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1851), S. 26ff.].

[125] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.



BURG ELTZ im MOSELTHALE

Der Rhein von Bingen bis Bonn durchbricht das rheinische Schiefergebirge in einer Richtung, welche mit den Schichten dieses Gebirges parallel geht, oder in einem sogenannten Längenthale. Sein Thal und Lauf sind in Folge dessen ziemlich gerade gerichtet. Die Mosel dagegen durchbricht die Schichten dieses Gebirges von der Seite her oder der Quere nach in einem sogenannten Querthale. Ihr Lauf ist daher wie der Lauf aller in Querthälern strömenden Flüsse sehr vielfach gewunden. – Die Krümmungen des Flusses sind in der That so groß, daß, obschon die direkte Entfernung von Trier nach Koblenz nur 13 Meilen ist, sich dieselbe bei einer Messung längs der Ufer des Flusses fast verdoppelt. Es scheint zuweilen, als wolle er wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wieder zu seiner Quelle zurück. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandkörper eine Menge von Halbinseln von sehr mannigfaltigen Figuren heraus, auf denen man, wenn man sie zu Fuße durchkreuzt, sehr schnell von einem oberen Flußpunkte zu einem anderen gelangen kann, während man auf dem Flusse selbst oft sechs Mal größere Umwege machen muß.

Daß in Folge dieser Krümmungen die Scenerie am Flusse, wie an einem vielgewundenen Bergpfade, mannigfaltiger werden muß, leuchtet Jedem ein. Der Fluß wird dadurch gleichsam in eine Menge Stücke zerschnitten. Oft ist der Abschnitt so, klein und sind die Enden desselben hinter Bergen so versteckt, daß man bei einer Wendung glaubt, man sey in einen Sack gerathen, man befinde sich auf einem kleinen, einsamen Bergsee, fern und abgelegen von aller Welt, bis dann auf einmal bei einer neuen Wendung der Zusammenhang mit der übrigen Welt sich wie der herstellt. – In dem inneren Busen jener Krümmungen ist der Fluß gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die Felsen gestürzt, welche ihn zur Umkehr zwangen, und hat sie angenagt. Sein Bett ist hier daher tief ausgehöhlt, die Thalwände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüberliegende Halbinsel, von welcher sich der Fluß zurück zog, niedriger und flacher ist, mit gelinde absteigenden Uferlanden gegen den Fluß ausläuft und oft den fruchtbarsten Wiesenboden rings um sich herum angesetzt hat. Es bieten sich in Folge dessen auf beiden Uferseiten der Krümmungen immer die reizendsten Gegensätze dar; auf der einen hochaufgetempelte und vielfach terrassirte Felsengelände, von oben bis unten entweder mit dunkler Buschwaldung oder mit zahllosen Weingärtchen besetzt, dann und wann auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine und auf der anderen Seite die flachere Halbinsel mit weidendem Vieh, mit kleinen Aekkern und rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken oder Dörfer.

Ohne diese Flußkrümmungen würde sich der ganze Anbau des Thales einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ackerbau und Viehzucht auf der einen nach Norden gerichteten Seite, Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinbau auf der anderen. Jene Windungen bewirken nun aber eine äußerst mannigfaltige Stellung der Ufergelände zur Sonne und bringen fast jeden kleinen Abschnitt des Flusses und Thales in andere klimatische Verhältnisse. Hier ist ein kleiner, eine oder zwei Stunden[126] langer Busen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in dessen Felsgeklüfte die Sonnenstrahlen heiß reflektirend zusammenschießen, und der für den Wärme verlangenden Wein ganz vorzüglich gelegen ist. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für den Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt. Bald ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses, bald, wenn dieser eine seiner kapriciösen Windungen ausführte, wieder auf der linken. Solche ganz dein Süden zugekehrte Busen erzeugen dann die schönsten Weine, und hier strebt Jeder ein kleines Gebiet zu gewinnen. Es gibt andere Felsenwände, die mehr nach Südosten oder Osten, oder nach Südwesten und Westen gerichtet sind, und welche die Strahlen der Sonne im Laufe des Jahres unter sehr mannigfaltigen Winkeln empfangen. Sie erzeugen die mittleren Weinsorten. Endlich gibt es auch Abhänge, die ganz dem Süden abgekehrt und geradewegs dem Nordpol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz oder doch einen großen Theil des Tages und Jahres im Schatten. Sie sind kalt und dem Weinbaue unzugänglich. An solchen nördlich gerichteten Abhängen findet man fast nur die Produkte, die Kulturen und die Vegetation des Hundsrücks und der hohen Eifel. Sie sind mit den sogenannten „Lohhecken"[127] oder „Rodehecken" bedeckt, d. h. mit niedrigem Eichengebüsch, das die Moselaner, wie die Hundsrückbewohner schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln. Fünfzehn Jahre lassen sie die Gebüsche wachsen, dann hauen sie sie

[126] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[127] „hecke von der gerberlohe gewonnen wird: […] eichenschälwaldungen" (DWG, Bd. 12, Sp. 1131).

um, benutzen das gewonnene Holz zu Stäben etc. bei ihrem Weinbaue und verbrennen den Rest, indem aus der Asche und aus den allen Wurzelstöcken die Zweige dann wieder um so kräftiger hervortreiben. Die Lohe oder Eichenrinde dieser Gegenden wird weit und breit verschifft, und die Lohe- oder Rodehecken des Moselthales bilden daher einen nicht unwichtigen Zweig der Landwirthschaft der Thalbewohner. Manche Dörfer lösen jährlich für 20,000–30,000 Thaler an Lohe und Holz aus ihren Rodehecken. – Jeder Weingartenbesitzer muß nun auch ein wenig Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, wo möglich auch etwas Acker und Garten oder Waldland, und da er beides immer auf den beiden entgegengesetzten Seiten des Thales zu suchen hat, so muß er daher auch auf beiden Seiten des Flusses besitzlich werden. Daher ist auch in jeder Wirthschaft ein Nachen fast so nöthig wie anderswo ein Wagen, um bei der Ernte die Trauben, oder das Heu, oder die Lohe, oder das Getreide hinüber- oder herüber zu transportiren.

Die vielen mäandrischen[128] Windungen der Mosel sind endlich, in Verbindung mit der felsigen und gebirgigen Beschaffenheit der benachbarten Felsufer, mit der Schroffheit, Unzugänglichkeit und Zerrissenheit der beiden Flußseiten, die Veranlassung zu einer Eigenthümlichkeit, die auf den Charakter der Mosellande, sowie auf ihre Schicksale einen mächtigen Einfluß geübt hat. Das Moselthal ist ohne Chausseen und Heerstraße. Die letztere zieht 3–4 Stunden neben dem Flußthal über den Hundsrück hin. Diese Hochstraße konnte nämlich auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen als in der Thalrinne und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Auf ihr bewegen sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Waarenzüge zum Rheine. Das Moselthal selbst ist nie Völkerpassage, ein Handelskanal, ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe gewesen. Der Charakter seiner Bewohner hat dabei nichts verloren.

Es gibt keine Gegend in ganz Deutschland, welche durch den Weinbau einen solchen Reiz wie im Moselthale erhielt, auch keine, wo er zu so großartigen Anstrengungen und Arbeiten Veranlassung gibt, wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche und einförmigen Schatzungen der, wie die Soldaten in ihren Kompagnien, aufgesteckten, gleich hohen, gleich weit auseinander stehenden Rebstöcke dem Malerischen der Landschaft großen Eintrag thun. An der Mosel kann man eine ähnliche Klage nicht führen. Denn abgesehen davon, daß die Weingelände von Waldpartien, von Wiesenland etc. unterbrochen werden und sich dann und wann einmal höchstens eine oder anderthalb Stunden weit in ununterbrochener Masse forterstrecken, so bieten sie auch schon in sich selbst eine ganz außerordentliche und überraschende Mannigfaltigkeit der Gruppirungen und landschaftlichen Scenen dar. Die Bergabhänge, an denen sie liegen, sind viel höher als am Rhein oder an irgend einem anderen deutschen Flusse und auch viel bunter gestaltet. Da gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus, und selbst die höchsten, zum Himmelsdome emporgethürmten Felsspitzen tragen noch Reben und erscheinen wie Himmelstische, auf denen Trauben servirt[129] sind. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Ansteigens, und wenn ich die Leute von daher mit den Trauben herunterkommen sah, gedachte ich der Senner und Aelpler in der Schweiz, welche ihre Milch kaum weiter herabholen als diese Winzer der Mosel ihre Traubenbutten. – Wenn man bedenkt, daß auch die Erde und der Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, vom Fluß aus eben so hoch in die Felsenwelt hinaufgeschafft werden müssen, so erscheint Einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft erstaunenswerth. Sie legen die Wurzeln ihrer Rebenstöcke auf Felsspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu seyn schien, seine Eier in’s Nest zu legen, und sie trotzen da dem unwirthbaren Gestein noch süße, goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schlehdornen und anderes Gestrüpp ein Plätzchen bereitet zu haben scheint. – Einmal zählte ich nicht weniger als 30 „Chöre“, eines über dem anderen, von denen sich die äußersten in die Wolken verlieren zu wollen schienen. „Chöre“ nennt man nämlich hier die verschiedenen mit Reben besetzten Stufen oder Terrassen eines Weinbergs.

[128] In der Form des kleinasiatischen, überaus gewundenen Flusses Mäander (griech. Μαίανδρος, Maíandros; lat. Maeander; osman. مندرس, Menderes; türk. Büyük Menderes).

[129] „an[ge]richte[t], […]“ (DWG, Bd. 16, Sp. 629).

Diese Chöre sind auf die mannigfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, je nach der Gestaltung des Bodenterrains und je nach der Laune oder den Ansichten der Besitzer. Fast jeder Besitzer hat bei der Anlage und Kultur seiner Weinberge sein eigenes System. Man mußte sehr mannigfaltige Anstalten treffen, vielfache, oft kostspielige Bauten unternehmen, um so viel stach geneigtes Terrain zu gewinnen, auf dem etwas Erde und die Wurzeln der Pflanzen haften könnten. Zuweilen sind die Felsenköpfe durch hochschwebende Brücken mit der Hauptmasse verbunden, damit man das schmale Terrain, das die Scheitel der Felsen darbieten, noch zum Weinbau benutzen konnte. Ueberall sieht man Gewölbe auf langen, hoch emporragenden Pfeilern gebaut, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet wurde. Auf solchen Gewölben wird hier an hundert Stellen der Weinstock, wie durch Aquäducte das Wasser, an den steilen Felsen herumgeführt, damit er das warme Sonnenlicht einsauge, das an ihren Wänden zurückprallt. Einst hat man die hängenden Gärten der Semiramis bewundert. Aber wenn man in Gedanken Alles zusammensummirt, was im Laufe der Zeiten die Weinbauer hier im Moselthale an hängenden Gärten geschaffen haben, so kommt dabei gewiß ein viel größeres Wunderwerk der Welt heraus. Die meisten dieser Weinberge sind wahrhafte Labyrinthe von natürlichen Felsen und von übereinander getempelten Brücken, Pfeilern, Gewölben und Terrassen, an denen die Geschlechter der Moselanwohner seit des Ausonius[130] Zeiten emsig bauten und schafften, wie die Bienen an ihrem Wachszellengewebe. So ein Moselweinbergsgelände kommt Einem oft vor wie ein gigantisches Spitzenklöppelwerk aus Stein, und es steckt gewiß mehr Arbeit und Mauerwerk darin als in einem Kölner Dombau.

An der Mosel erkennt man erst recht, welche unsägliche Mühe dies edle Erzeugniß dem Menschen macht, das die Dichter schlankweg ein Geschenk des Bacchus[131] zu nennen pflegen, das sie aber besser als ein mühsames Produkt vielfachen Menschenfleißes und Schweißes bezeichnen könnten. In Griechenland mag es anders seyn, aber in Deutschland ist von einem Schenken des Bacchus nicht viel zu reden; ein Stückchen Fels und ein Wurzelknollen, das ist die ganze Gabe. Daß der Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen die Seele des Weinkenners entzückenden und den Geist des Dichters berauschenden Saft geben, das Alles ist ein Ergebniß der mühsamsten Kultur und des eisernen Fleißes. Den ganzen Winter über muß der Bacchuspriester, ich meine den Winzer, an der Mosel „schiefern“, d. h. er muß die Schiefersteine aus dem Felsen hervorkratzen, zerhacken und in den Weinbergen zerstreuen. Denn diese Schiefersteine des Moselgebirges haben eine gewisse frische, jungfräuliche Kraft, die sie dem Weinstock mittheilen. Sie halten den Boden feucht, und verwitternd düngen sie ihn, und sie sind daher beständig zu erneuern. Zugleich müssen im Winter, wenn es die Witterung gestattet, die Mauern in den Weinbergen reparirt und ausgebessert, die Felsen gestickt und gestützt werden. Kömmt der Frühling, so müssen die Winzer die Stöcke aufstellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hier bei dem Düngen fährt man nicht etwa, wie wohl unsere Bauern thun, mit einem vierspännigen großen Düngerwagen auf’s Feld hinaus, sondern jede Mistgabel von Dünger muß, so zu sagen, besonders auf dem Rücken der Leute oft, wie erwähnt, stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Die Kornäcker, wenn sie einmal geackert, gedüngt und bestellt sind, und wenn die Körner dem Boden anvertraut wurden, sind fertig, und der Landmann hat dann im Sommer nur zuzuschauen, wie die Aehren ihm in den Schooß reifen. Bei’m Weinbau ist dies anders. Der Winzer darf seine Stecklinge fast das ganze Jahr hindurch nicht außer Acht lassen. Von der heurigen bis zur nächsten Ernte gebt die Kette von Arbeiten fast ohne abzubrechen fort. Gleich nach dem Stöcke aufstellen und nach dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden ist immer locker zu halten, wie die Poren unserer Haut, damit er Licht, Wärme und Wasser stets willig in sich aufnehme. Die Winzer müssen ihn daher, damit sich keine dichte Gras- und Unkrautnarbe bilde, im Sommer abermals graben oder, wie man hier sagt, „rühren“[132]. Und eben falls muß abermals im Sommer das überflüssige Holz ausgehauen werden, und zwar diesmal das frischgewachse-

[130] Der gallo-röm. Staatsmann und Dichter Decimus Magnus Ausonius (ca. 310–393/94); die besagte Beschreibung dieser Gegend dürfte wohl in dessen Werk „Mosella“ erfolgt sein.

[131] Griech. Βάκχος, Bákchos, ein Beiname des Dionysos (griech. Διόνυσος, Diónysos), des griech. Gottes des Weines und des Rausches; bei den Römern hieß dieser lediglich Bacchus.

[132] „den acker, das feld, den weinberg rühren, ihn umgraben“ (DWG, Bd.14, Sp. 1462).

ne, damit die Stöcke nicht ihre Kraft in der Ausbildung geiler, unfruchtbarer Zweige vergeuden. – Dies sind aber nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten; die kleinere Mühe und Noth, das Anbinden der losgerissenen Zweige, das Jäten etc. und die außerordentlichen Anstrengungen, zu welchen die Zerstörungen von Wind und Wasser Veranlassung geben, gehen noch immer zwischen durch, denn jedes Gewitter richtet in diesen hohen Weinbergen der Mosel die herzbetrübendsten Verwüstungen an und eine Stunde verdirbt oft mehr, als was viele Wochen der Anstrengung mühselig geschaffen haben.

Um das beständige Hin- und Herschleppen der Geräthschaften und Werkzeuge, die ihnen bei ihren mancherlei Arbeiten nöthig sind, zu vermeiden, und um auch sonst noch andere nöthige Dinge bergen und aufbewahren zu können, haben die Leute sich in den Weinbergen kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann in der Zeit der Traubenreife als Wachthäuser und Wächterposten dienen. Oft liegen diese Winzer- und Wächterhäuschen so köstlich, daß sie einen Maler entzücken müssen. Zuweilen sind es neue glänzende, kleine Häuschen, das eine in diesem, das andere in jenem Geschmack. Zuweilen hat man ein altes Mauerwerk, einen von den Rittern des Mittelalters oder vielleicht gar noch von den Römern gebauten Wartthurm dazu benutzt. Zuweilen hat man bloß die Felsengrotten und die Höhlen in den Bergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen. Vor diesen Häuschen und Höhlen sitzen die Wächter des Abends bei'm Feuer, oder während der Mittagssonne im kühlen Schatten.

Das ganze Moselthal von Trier bis Koblenz soll in besonders guten Jahren 100,000 Fuder[133] (600,000 Ohm)[134] Wein erzeugen, in gewöhnlichen 70,000 bis 80,000 und herab bis auf 50,000, was man dann schon ein sehr mittelmäßiges Jahr nennt. In der neueren Zeit haben leider die Leute mehr darauf gesehen, daß sie recht vielen, als darauf, daß sie recht guten Wein erzeugen, und daher zuweilen ihre alten edlen Rebstöcke vernachlässigt und statt dessen solche angepflanzt, die recht viele „Brühe" bringen. Dies hat schon zum Verfall des guten Rufes mancher sonst berühmten Lage Anlaß gegeben.

Unser Bild stellt einen der reizendsten Punkte des Moselthals dar. Die Burg Eltz ist der wohlerhaltene Stammsitz eines alten Freiherrngeschlechts, welches denselben Namen trägt, und das in den Rhein- und Moselgegenden noch jetzt in mehren Linien blüht.

[133] Abgeleitet von der Fuhre (Ladung), die ein zweispänniger Wagen damals laden konnte; Kurtrier, Mainz, Worms: 1 Fuder = 6 Ohm = 955 Liter.

[134] 1 Ohm = 159,17 Liter (s. o.).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 50.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 91.

DCCLXVIII. Bei Caën[135] an der bretagne'schen Küste[136].

La belle France! Wahr ist das Wort immer noch, wenn's auch aus einer Zeit stammt, die erröthen würde, wenn sie das heutige Frankreich[137] wieder sähe; denn an die Stelle einer großen nach Entwickelung strebenden Nation ist eine arme und ehrlose Generation von Sklaven, an die Stelle der Ritterlichkeit die Prostitution, für den großen Krieg[138] für große Zwecke Gladiatorenspiel und Prätorianerthum, und für das Huhn, das einst in jedes Bauern Topfe brodelte[139], das *grand Livre*[140] mit seinen acht Milliarden Landesschuld eingetreten. Wo Turnier und Minnesang ehedem die Blüthe des Landes versammelten, treibt ein Bastardengeschlecht[141] heut zu Tage seinen Spott und die Juwelen der Krone, die im Hause Karls des Großen[142] und Hugo Capets[143] erblich waren, möchten erbleichen auf der Stirne eines meineidigen Parvenü's[144].

Schön sind noch, wie vormals, die Gefilde Frankreichs, seine Stromthäler, seine Meeresküsten, seine blauen Berge und dunklen Olivenwälder, seine Städte, Dome und Schlösser; aber entartet ist Alles, was an seine heutigen Bewohner erinnert; entartet sind seine politischen Institutionen, sein Recht und Gesetz, seine Gesellschaft und Familie, der Herr wie der Knecht, Reich und Arm, das Herrscherthum wie das Volk. Und wo ist der Arzt, der dieses Gift der Korruption aus dem edlen Körper treibt, wo

---

135 Lat. Cadomum, norm. Caën bzw. Kaem.

136 Caen liegt in der Normandie; was die Abbildung anbelangt, so ist leider nicht ersichtlich, was sie darstellt.

137 Unter Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), der am 20. Dezember 1848 zum Präsidenten der 2. Französischen Republik gewählt worden war und am 2. Dezember 1852 als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert wurde.

138 Z. B. der Krimkrieg von 1853 bis 1856, in dem sich eine Militärallianz aus Großbritannien, Frankreich, dem Osmanischen Reich und dem Königreich Sardinien-Piemont gegen Rußland verbündet hatte, um dessen Expansionsgelüsten Einhalt zu gebieten. Der Sardinische Krieg zwischen dem Kaisertum Österreich und dem Königreich von Sardinien-Piemont, in dem Frankreich mit letzterem verbündet war und Österreich am 24. Juni 1859 bei Solferino entscheidend schlagen konnte. Die Intervention Frankreichs im Winter 1861/62 in Mexiko und die Besetzung weiter Teile des Landes bis 1867.

139 Dies geht angebl. auf einen Ausspruch des frz. Königs Heinichs IV. (frz. Henri IV; 1553–1610) zurück, den er gegenüber Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (ital. Carlo Emanuele I di Savoia, span. Carlos Manuel I de Saboya; 1562–1630) geäußert haben soll: « Si Dieu me donne encore de la vie, je ferai qu'il n'y a pas de laboureur en mon royaume qui n'ait moyen d'avoir une poule dans son pot. » / „Wenn es Gott gefällt, mir weiterhin das Leben zu gewähren, werde ich dafür sorgen, daß es in meinem Königreich keinen Bauern gibt, der sich kein Huhn für seinen Kochtopf leisten kann."

140 Frz., Buchführung; hier jedoch im Sinne von einem ‚großen (Schuld-)Buch' verwendet.

141 Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 37, Anm. 137) war lediglich ein Neffe von Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 48, Anm. 166).

142 Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

143 Hugo Capet (frz. Hugues Capet; ca. 940–996), ab 987 König der Franken und Begründer der frz. Königsdynastie der Kapetinger.

144 Frz., Emporkömmling.

ist das Gewitter, das die Luft von den Miasmen[145] reinigt, und wann wird der Sonne Blick wieder mild und klar über einem schönen und glücklichen Frankreich leuchten?

So lange die Glieder nicht gegen den Magen sich empören, so lange Paris, der ungeheuere Polyp, unzählige Arme zu seiner Fütterung dienstbar hat, so lange im neuen Babylon[146] alle edle Lebenskraft Frankreichs zu faulem Eiter gebraut wird, so lange wird „die große Nation“ der Spott der Welt und unglücklich seyn.

Fährt aber der Wetterstrahl aufs Haupt der goldgeschmückten Hyder[147], zuckt aber der Blitz in’s raubbeladene Nest der jungen Adler, – dann werden auch die Tauben wieder fliegen, die Sänger ihre Kehlen stimmen und entflohenes Glück die alte Stätte wieder suchen.

[145] Siehe hierzu S. 8, Anm. 8.

[146] Akkad. 𒆍𒀭𒊏𒆠, Bāb-ili, „Tor Gottes“; diese Bezeichnung galt ursprüngl. dem päpstl. Rom (siehe hierzu auch Offb 17. u. 18).

[147] Die Hydra (griech.῞Υδρα), in der griech. Mythologie ein vielköpfiges, schlangenähnliches Ungeheuer, dem, so man ihm einen der Köpfe abschlug, stattdessen zwei neue nachwuchsen; zudem war der Kopf in der Mitte unsterblich.


DCCLXVII

BEY CAEN
(BRETAGNE)

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 54-56.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 140-142.

DCCLXX. Pueblo der Zunni[148], eine Aztekenstadt.

Nicht der Osten der alten Welt allein, auch der Westen der neuen birgt Ruinen eines alten Kulturlebens. Es ist durch vielfache Wandlungen gegangen. Es hat seine Phasen der Blüthe und des Untergangs gehabt, die, wie der Geolog die Kulturepochen der Erdrinde aus der Lagerungsfolge der zerstörten Schichten erkennt, der Geschichtsschreiber zu erforschen sucht, bis er an die Zeit kommt, da die spanische Eroberung neue Elemente herführte, welche seitdem der Boden aller Lebenserscheinungen geblieben sind. In den Arbeiten und Urtheilen der Archäologen und Antiquare, für die das Land noch große wissenschaftliche Ausbeute verspricht und die auch in neuester Zeit besonders eifrig sich mit den altmexikanischen Monumenten, Sprachüberresten, Bildwerken und Inschriften beschäftigen, ist jedoch an Klarheit noch nicht zu denken. Der Konjekturen über Urheber und Zweck jener stummen Zeugen der Sagenzeiten des Westens sind viele und die Ansichten darüber liegen so ordnungslos und fragmentarisch durch einander, wie die alten Bautrümmer selbst. Es kann dies nicht befremden. Ein Forscher vorgeschichtlicher Zeiten kann seine Stoffe nicht mit Hammer und Lupe zergliedern und sichten, wie der Geologe die Gesteine nach ihren Formationen. Was wir wissen vom alten Mexiko und seinen Bewohnern, ist im Vergleich zu Dem, was die hinterlassenen Spuren seiner Lebensthätigkeit uns zu rathen geben, so viel wie das ABC in der Schule; die größten Gelehrten sind da noch am Buchstabiren.

Der Reisende aus den östlichen Staaten Nordamerikas, wenn er, von Independence aus, mit einem californischen Auswanderungszug, oder einer mexikanischen Handelskaravane die bekannte Santa-Fé- Route einschlägt, betritt, nach der tristen Passage einer vegetations- und wasserarmen Wüste, deren Gefahren so groß sind als ihre Mühsale, eine neue Welt. So wie er den Fuß in das Stromgebiet des Rio Colorado setzt, verwandelt sich die Scenerie gänzlich und die ihn umgebenden Lebens- und Landschaftsbilder regen ihn ebenso gewaltig an, als den Europäer, der eine erste Reise nach den heiligen Orten von Mekka macht, oder durch die Nubische Wüste das Nilthal erreicht. Das ganze Land, ein unabsehbares Plateau, nur von den gewundenen Linien der Flußbetten und den aufgewühlten Vulkankegeln durchbrochen, zeigt dem Auge auffallende, ungewohnte Scenen, und die großen wunderlichen Ruinenhaufen, die verfallenen Straßen und Wasserleitungen, die Wohnsitze eines halbcivilisirten, akkerbautreibenden und staatlich organisirten Indianervolks, die alten weitläufigen Hacienda's, die neuen gut gebauten Fortifikationen, dazu die bunte Bevölkerung – Rothhäute, mexikanische Tagediebe und fleißige Amerikaner – bald Gastfteundschaft, bald Wegekagerei, bald die verfallene Kultur, bald die wilde Ursprünglichkeit, bald die neue Civilisation – geben den Eindruck eines Landes, das gestempelt ist mit den mannichfaltigsten Veränderungen und Schicksalen.

Die auffallendsten Erscheinungen sind die zahlreichen, über das Thal des Rio Colorado und seiner Zuflüsse zerstreuten altmexikanischen Städte-Ruinen. Wir betrachten eine solche in dem Bilde, welches nach einer von unserem Zeichner an Ort und Stelle gemachten Aufnahme gestochen wurde. Die Bauart dieser „Pueblos" ist der Hauptsache nach überall dieselbe. Sie deutet auf ein kommunisti-

[148] Die Zuñi, die zu den nordamerik. Pueblo-Völkern zählen (Eigenbez. A'shivi; von Shivi, das Fleisch).


DCCLXIII
PUEBLO DE ZUNNI
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

sches Zusammenleben der Bewohner hin, nach Art unserer Klöster, Kasernen oder Phalansteren[149]. Jeder Pueblo bildet nämlich ein großes im Viereck errichtetes, drei- oder vierstöckiges Gebäude von der sorgfältigsten und solidesten Mauerung. Das unterste Stock besteht aus kleinen zellenartigen Räumen, mit einem Fenster nach dem Hofe. Wahrscheinlich diente es zu Wohnungen der armen und niedrigsten Klasse. Das zweite und dritte Stock enthält geräumigere, höhere und hellere Gemächer mit freien Altanen[150]; da haben vermuthlich Adel und Geistlichkeit gehaust. Ein rundes thurmähnliches Gebäude endlich im Hofraum mag als Versammlungsort für öffentliche Zwecke, als Tempel, vielleicht auch im Kriege zur Vertheidigung gedient haben. Von Treppen findet man keine Spur. Man erstieg, und thut dies noch, die Etagen auf Leitern durch die in den Decken angebrachten Luken. An den Ecken gehen hie und da Rauchfänge in die Höfe. Von außen haben diese Gebäude ganz das Aussehen von Befestigungen, und ohne Zweifel konnten die oberen Stocke zu Reduits[151] für die Vertheidiger dienen, wenn das untere erstürmt worden war.

Die wenigen aufgefundenen Ueberreste von Gefäßen, Mosaiken und Bildwerken zeugen von einer nicht gemeinen Kunstfertigkeit der damaligen Werkleute. Nachgrabungen werden gewiß noch manchen interessanten Fund und wichtigen Aufschluß zu Tage fördern. Aus der überraschenden Aehnlichkeit dieser Bauten mit denen in Central-Amerika und Alt-Mexiko und aus der Tradition einer Einwanderung jenes Kulturvolkes aus dem Norden, hat sich die Ansicht gebildet, daß Neu-Mexiko eine Zeit lang Station jener Völkerwanderung gewesen und später wieder verlassen worden sey, als man inne wurde, daß der Süden gesündere und fruchtbarere Wohnsitze, eine leicht zu unterjochende Bevölkerung und reiche Beute bot. Die Sage erzählt, das seyen die alten Azteken gewesen, die später ihre Eroberungszüge bis nach dem Isthmus[152] ausdehnten. So ist die Indianer-Tradition im Lande. Ein geschichtlicher Grund für deren Glaubwürdigkeit hat sich noch nicht auffinden lassen.

Gegenwärtig dienen die Pueblos den christlichen halbgezähmten Indianerstämmen zur Wohnstätte, die in einen staatlichen Verband mit den Herren des Landes getreten sind und von ihnen zu einem festen geordneten Ansiedlerleben angehalten werden. Hinter den hohen Mauern finden sie Schutz gegen die Raub- und Mordanfälle der kriegerischen Stämme der Apachen[153] und Comanchen[154], dieser Erbfeinde der Civilisation.

Zunni liegt 240 Meilen westlich von Santa Fé, am Rio Pescado, in üppiger, von jährlicher Ueberschwemmung befruchteter Gegend. Die Bevölkerung ist ein mehr als die übrigen civilisirter Indianerstamm von 2000 Seelen, die für ihren Unterhalt ausreichenden Ackerbau und Viehzucht treiben. Mit ihren Nachbarn und der Vereinigten Staaten-Regierung leben sie in gutem Einvernehmen und gelten als freundlich und gastfrei, wenn ein Emigrantenzug oder reisende Kaufleute sich bei ihnen einquartieren.

In der Nähe von Zunni soll von den alten Spaniern bedeutender Gold- und Silber-Bergbau getrieben worden seyn, von dessen reicher Ausbeute die Ueberlieferung noch Wunderdinge fabelt. Wahrscheinlich, wie aus den großen Sandhügeln sich schließen läßt, waren es Goldwäschereien am Fluß, welche die Eroberer des Landes von den getauften Indianern bearbeiten ließen.

---

[149] Beim Phalanstère bzw. Phalansterium handelt es sich um eine von dem frühsozialistischen frz. Theoretiker, Reformer und Utopisten Charles Fourier (1772–1836) erdachte landwirtschaftl. oder industrielle Produktions- und Wohngenossenschaft für eine in Fouriers Lehre Phalanx (griech. φάλαγξ, phálanx für „Baumstamm“, „Walze“, „Rolle“ oder „Schlachtreihe“) genannte Gemeinschaft von im Idealfall exakt 1620 Mitgliedern. Diese Menschen sollten dort gemeinsam leben, lieben, arbeiten und konsumieren. Bestandteil des Konzepts war die freie Liebe.

[150] Ital., balkonartiger Anbau, Söller.

[151] Das Reduit (von frz. réduit, das Gelaß) ist ein verstärkter Verteidigungsbau, der zum Rückzug für die Besatzung einer Befestigungsanlage diente, falls der vorgelagerte Verteidigungswall vom Feind überwunden wurde.

[152] Wohl der Isthmus von Tehuantepec im Süden von Mexiko.

[153] Indianerstamm des Athabasken-Kulturraums. Der Name dürfte wohl über die Bezeichnung der Navajos, die selbige A:bachu bzw. ʔa·paču (Sing. Bachu bzw. Paču, Feind, Fremder) nannten, Eingang in den europ. Sprachraum gefunden haben.

[154] Der Name Comanche ist eine span. Verballhornung von Kɨmantsi bzw. Kohmáhts, fremde, Feinde (wörtl. „Jene, die immer mich bekämpfen möchten“); sie sind Teil des Shoshonen-Kulturraums.

Die Ueberreste von Kirchen, Klöstern und Missionen deuten auf einen gewissen Flor des Landes unter der damaligen spanischen Herrschaft, bis, 1680[155], ein allgemeiner Aufstand der als Sklaven gehaltenen Indianer ihr ein plötzliches Ende machte. Wer spanisches Blut in den Adern hatte, verfiel dem Messer, alle spanischen Etablissements dem Feuer und selbst der Gouverneur der Provinz, der mit seinen Truppen Santa Fé inne hatte, mußte sich, geschlagen, den Fluß hinab bis in die Gegend von El Paso del Norte zurückziehen, wo er bei freundlich gesinnten Indianerstämmen Aufnahme fand und jene Stadt gründete. Spätere Expeditionen von da aus stellten zwar die Oberhoheit der spanischen Krone in der aufrührerischen Provinz wieder her, doch nur dem Namen nach. Die rothhäutigen Insurgenten blieben und sind noch faktisch die Herren des Landes; sie dulden die mexikanischen und in neuester Zeit die nordamerikanischen Niederlassungen nur aus dem Grunde unter sich, weil sie Vorthcil aus denselben ziehen. Vorläufig wird dieser Zustand dauern , bis die projektirte Eisenbahn-Verbindung mit der Westküste[156], welche in drei verschiedenen Linien Neu-Mexiko durchschneidet, die Ansiedelung der Amerikaner massenhaft dahin zieht und eine größere Machtentwickelung der Regierung nothwendig macht. Dann werden die alten Azteken-Städte ihre schöngehauenen Quadern zum Eisenbahnbau hergeben und die armen Rothhäute gezwungen werden, sich neue Hütten zu bauen. Thun sie störrig, so ist’s eine Gnade für sie, wenn man ihnen im Norden der Felsengebirge noch ein fernes Eckchen Land anweist und sie, die erbgesessenen Herren, wie Verbrecher deportirt.

[155] Vom 10. August 1680.

[156] Die konkrete Realisierung dieser Pläne sollte erst im Januar 1859 mit der von Cyrus K. Holliday (1826–1900) gegündeten Atchison and Topeka Railroad Company in Angriff genommen werden.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 65f.

DCCLXXIII. Die Adelsberger Höhle[157].

In keinem der Höhlenbilder, die wir noch unsern Lesern vorgeführt haben, hat die baukünstlerische Hand der Natur so unerschöpflich an Idee, so erfinderisch in Formen und so verschwenderisch, in der Ausstattung gewaltet, als in den krainer und illyrier Höhlen[158]. Die dortige Kalksteinformation, die in der Oberfläche eine dürre , steinige und wüste Gegend bildet, hat sich unterirdisch eine zauberische Welt geschaffen, ein Labyrinth von wunderbaren Stalactyten-Bildungen, die viele Quadratmeilen weit sich erstrecken und durch mehr denn tausend Eingänge den Zutritt gestatten. Der bekannteste, besuchteste und an Reichthum und Großartigkeit ihrer Bildungen interessanteste Theil aber, das Westende der wunderbaren Grottenstadt, ist die Höhle im adelsberger Kreis. Ein Flüßchen[159], das sich durch das Mundloch in das Innere der Höhle ergießt, zeigt den Weg. Nachdem man hundert Schritte längs eines engen Kanals zurückgelegt, öffnet sich die unterirdische Landschaft in ein tiefes Thal, in das der Fluß über einen jähen Abhang brausend hinabstürzt und gewährt durch die magisch erleuchteten hohen Felsspalten und Seitengänge den Eindruck einer Fernsicht in den Alpenregionen bei sternheller Nacht. Ein Pfad führt hinab über eine Brücke nach der andern Seite der Schlucht zu den hohen Galerien und Gängen, die da ausmünden. Schimmernd weiße Säulen wölben sich über den Eintretenden, der das dröhnende Echo seiner Schritte hört, wie in den langen Kreuzgängen eines gothischen Klosters. Weiter und höher werden die Gänge, die Tropfsteinbilder immer imposanter, bis der Raum sich zum Schiff eines hohen Domes erweitert, der wie aus weißem Marmor gemeißelt scheint. Kleinere Kuppeln und Hallen stoßen daran, von schlanken maurischen Säulen getragen, mit Schnitzwerk und Arabesken an den Kapitälem, so reich und schmuck, wie die Gemächer der Alhambra[160]. Von einem Säulengange wandert man nun in den andern, von einem Dom zum andern, von einer Palaststraße in die andere; unendlich ist die Mannichfaltigkeit der Formen, der Baustyle, der Façaden und Dekorationen, und die umherschweifende Phantasie entdeckt mit jedem Schritt neue Gestalten, neue Erscheinungen, neue Ebenbilder von thierischen oder menschlichen Schöpfungen; im Volksmunde haben sich hier die meisten stabilen Namen gebildet, so der versteinerte Wasserfall, eine große und kleine Kanzel, eine Orgel, eine betende Jungfrau, ein Löwe, ein Palmbaum und noch allerlei Gethier und Gewächs, welche die Führer dem Besucher alle so bestimmt benennen, als wären sie Taufzeugen gewesen. . In einem Turniersaal hält das Landvolk der Umgegend jährlich Ball, und selbst ein Kalvarienberg mit den Figuren der Gekreuzigten versammelt zeitweilig Andächtige sogar im unterweltlichen Reiche des Leibhaftigen.

Das einzige animalische Leben in dieser ewigen unterirdischen Nacht ist ein seltsames, aber wunderbar schön gebildetes Thierchen, spannengroß, halb Fisch, halb Eidechse[161], das die Gewässer der Höhle bewohnt.

---

[157] Slow. Postojnska jama (dt. Adelsberger Grotte; ital. Grotte di Postumia) bei Postojna (ital. Postumia).

[158] Das ehemal. Kronland Krain (slow. Dežela Kranjska, Land Krain; ital. Carniola).

[159] Die Pivka.

[160] Arab. قصر الحمراء, qaṣr al-ḥamrāʿ, „die rote Burg, das rote Schloß“ in Granada.

[161] Der Grottenolm (Proteus anguinus).


DCCCXIII
DIE GROSSE ADELSBERGER GROTTE
Aus d.Kunstanst. d.Bibl. Instit. in Hildbhsn.
Eigenthum d.Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 66-72.

DCCLXXIV. Helsingfors[162] mit Sweaborg[163].

Wir stehen wieder einmal an einer Pause des hundertjährigen Streites, den zwei unversöhnliche Principien, welche das östliche vom westlichen, das slavische vom romano-germanischen Europa scheiden, das konservative und agressive Princip, gegen einander kämpfen. Es ist ein Kampf, der mit der vollständigen Niederlage des einen oder des anderen und mit der unbestrittenen Herrschaft des Siegers über Europa enden muß. Eitle Parteilichkeit hat ihn einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation genannt, und kurzsichtige Ausleger der Geschichtsräthsel wollen in ihm die Vollstreckung eines politischen Testaments erkennen, das aus dem Kopf eines großen Mannes stamme und in der Herrscherfamilie der Romanow[164] erblich sey. Beide verwechseln die äußere Erscheinung mit dem inneren Wesen. Die barbarische Sitte, Krieg und Blutvergießen, sind nur die Blitze, die sich bei'm Zusammenstoß feindlicher Elemente entladen, und das politische Vermächtniß eines Despoten ist bloß der Wegweiser, der dem innern Bewegungsdrang einer jungen, ungestümen Kulturentwickelung die Richtung anzeigt. Es ist der natürliche und berechtigte Zug im Charakter eines auf dem Kulturweg vorwärts drängenden Volkes, seiner Kraftentwickelung Raum zu schaffen, und nach Thaten zu verlangen. Die Ziele aufstrebender Völker liegen immer außerhalb; nur eine ältere, fertige, abgeschlossene Kultur findet Befriedigung in sich selbst und sorgt bloß noch für Erhaltung und Fortbildung des eigenen selbstgeschaffenen Werks. Sie fürchtet und scheut jede Störung von außen im Genuß ihrer einmal erfaßten Ziele; ihr wesentlichstes Interesse ist beständig das der Stabilität. Solcher Art aber ist die westeuropäische Kultur. Offen bekennt sie, daß die Politik ihrer Träger, der geistigen und weltlichen Machthaber, auf Selbsterhaltung allein gerichtet sey. Sie kann nicht anders. Die materielle Kraftentwickelung hat ja längst ihren Höhepunkt überschritten, der Vegetationstrieb, welcher neue Zweige aus dem Stamm wachsen läßt, ist längst erstorben, die überlebende Kraft geht im Reifen per Früchte auf und in der Erhaltung der alten Aeste, die er zum eigenen Schutze ausstreckt. Ju jenen jüngeren Kulturstämmen hingegen, die viel später die Völkerwiege Asiens verlassen haben, als die germanischen und romanischen Skalen, und welche jetzt das slavische Reich ausmachen – in diesen wuchert der Trieb und Saft zum Wachsen noch in voller Kraft, und die Entwickelung von schlummernden Kulturelementen ist unaufhaltbar. Es ist eben so falsch, die Eroberungslust im Slavenreich auf Rechnung des Barbarismus zu stellen, als wenn man den Geist der römischen Republik, Alt-Englands oder des heutigen Amerika's, welche die großartigsten Länder-Erwerbungen zur Basis ihrer Entwickelung gemacht haben, mit der Civilisation unverträglich nennen wollte. Jede Nation, wie jedes Individuum muß ihr materielles Wachsthum bis zu dem Maß fortgehen lassen und fördern, welches seinen Lebenszielen dient, jedes Volk muß den Raum gewinnen, den es zu seinem Wirken und Schaffen als Schau- und Tummelplatz braucht, und wo es Schranken findet, da muß es Schranken brechen.

Wir, die Friedfertigen, sind freilich übel dran, wenn der Nachbar sein Haus erweitern will und versucht, uns das Dach abzudecken und die Wände einzureißen. Sind sie morsch und baufällig, so hilft es nichts, daß wir sie mit unfern Armen zu schützen suchen. Wollen oder können wir nicht neu bauen, so thut es der Nachbar – und wollen wir nicht bei ihm zur Miethe wohnen, so müssen wir weiter

---

[162] Heute finn. Helsinki.

[163] Heute finn. Suomenlinna.

[164] Die Romanows (russ. Романовы, Románovy) nach den Rurikiden (russ. Рюриковичи, Rjurikoviči; ukrain. Рюриковичі, Rjúrykowyči) die zweite Dynastie, aus der die russ. Zaren hervorgingen.


DCCCXVIII
SWEABORG und HELSINGFORS
Aus d.Kunstanst. d.Bibl. Instit. in Hildbhn.
Eigenthum d. Verleger.

ziehen. Der wilde Bergstrom, der sich in's Thal ergießt und den der schmelzende Schnee angeschwollen hat, fragt auch nicht nach den blühenden Kulturen an seinen Ufern, wenn er über die Dämme bricht, die Ernten niederreißt und Fruchtbäume entwurzelt. Er erfüllt seine Bestimmung zu verwüsten und die Keime größerer Fruchtbarkeit auf dem Schauplatz seiner Zerstörung zurück zu las sen. Es walten physische Gesetze im großen Kulturleben, die aller Völkerrechte, Staatsverträge und Menschensatzungen spotten. Wenn das dürre Reiß und die reife Frucht mit dem grünen Stamm einen Vertrag schließen wollten, sich nie von ihm zu trennen, der Wind bräche sie doch; wollte die Luft mit der Erde paktiren, daß kein Hagelschlag mehr auf die Saaten fallen solle; die wetterschwangeren Wolken würden sich doch entladen. Eben so unmöglich ist's, daß zwei so verschiedene Kulturleben, wie das ost- und westeuropäische, Hand in Hand mit einan der gehen und in dauerndem Frieden dasselbe Haus bewohnen.

Peter der Große[165], der Organisator des jetzigen Slavenreichs und der Apostel seiner Politik, war der Erste, in dem das instinktmäßig treibende Verlangen nach Weltherrschaft im Russenvolke zum Selbstbewußtseyn kam, die zerstreut liegende Kraft sammelte und auf eine Bahn führte, der Erste, der in raschen Erfolgen dieses Volk dem vorgesteckten Ziele näher brachte. Peters großer Geist hat diejenigen Elemente der westeuropäischen Civilisation klar erkannt, welche ihr ein Uebergewicht über die rohe Kraft verliehen und er hat diese Elemente seinem Staatsgebäude eingeflochten, während er sorgsam bemüht war, fern zu halten Alles, was korrumpirend und zersetzend auf dessen Organismus einwirken konnte. Peters verständiger Wille bat seinem Reiche nur die Früchte der Civilisation zu eigen gemacht, die Ideen aber konsequent verfolgt, welchen die europäische Gesittung entsproß. Jene waren ihm ein Werkzeug seiner Macht, in diesen sah er den gefährlichsten Feind seiner Pläne. Seine Nachfolger sind keinen Zoll breit von diesen Grundsätzen abgewichen. So steht nun das heutige Moskowiter-Reich da, wie ein Gebilde aus einem Guß: ein Geist, ein Ziel, ein Wille beleben diesen Riesenkörper bis in seine äußersten Glieder, und erst jetzt hat es der Welt den Beweis geliefert, daß an Kraft und Mitteln es sich mit den vereinigten Großmächten Westeuropa's zu messen versteht. Der Krieg hat Rußlands Macht erstarkt im Selbstvertrauen, hat ihm selbst die eigenen Schwächen und Gebrechen kennbar gemacht, deren Heilung seine nächste Sorge ist, er hat den Prüfstein an Freund und Feind gelegt und seiner Politik nach außen ein so kluges Spiel gelehrt. Nicht den Westmächten, nein! Rußland muß am Ende der Rechnung der Gewinn zugesprochen werden, wenn man unparteiisch die Bilanz zieht.

Nun kommt die andere Zeit, die Zeit, in der die Saat des nationalen Zerwürfnisses aufgeht, welche zwi schen die Alliancen der Westmächte geworfen ist. Der stille Krieg ist an den Platz des lauten Kampfes getreten, der seine Schlachtendonner durch die Berge rollte. Der unter der Asche glimmende Streit unter den Partei-, Volks- und Dynasten-Interessen, er wird von Neuem sich entzünden, er wird die Lebenskraft der Weststaaten verzehren, um Rußlands regenerirter Uebermacht die Gelegenheit zu geben, das prophetische Wort des Gefangenen von St. Helena[166] noch innerhalb der gegebenen Frist in Erfüllung gehen zu lassen.

Eine der frühzeitigsten Bestrebungen Rußlands war das Aufgeben seiner Binnenstellung, die Verbindung mit den Meeren. Es fand ein uraltes Kulturvolk, das vom Altai eingewandert war, die Finnen, welche die Küsten der Ostsee und ihrer beiden Meerbusen bewohnten und ihre Zweige bis nach dein Ural hinstreckten. Die Schweden brachten um's Jahr 1300 das Christenthum in's Land; mit dem Kreuz das Schwert. Drei Jahrhunderte hindurch kämpften die Finnen mit abwechselndem Glück um ihre Unabhängigkeit, nicht nur gegen die Schweden, sondern auch gegen ihre deutschen Nachbarn, die mächtige Republik Nowgorod[167], und gegen die kriegerischen russischen Könige. Die

[165] Peter I. der Große (russ. Пётр I Великий, Pëtr I Velíkij; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

[166] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[167] Weliki Nowgorod (waräg. Hólmgarðr; altnord. Nýgarðr; russ. Великий Новгород, Velíkij Nóvgorod, „Groß-Neustadt"; dt. Naugard), bis 1999 Nówgorod (russ. Новгород); die; die Stadt wurde erstmals 862 in altruss. Chroniken erwähnt.

schwedischen Waffen waren siegreich. Der große Schwedenkönig Gustav Adolph[168] sah nicht bloß Finnland, sondern auch Esthland[169], Lievland[170] und Kurland unter seinem Scepter vereint und zur lutherischen Lehre bekehrt. Da erhielt Rußland seinen Peter den Schaffenden, und dieser große Mann schob den Riegel zurück, welcher die Entwickelung Rußlands hemmte. Kühn beanspruchte er die Küstenländer, um Petersburg zu bauen[171] und sein Reich zur Seemacht ersten Ranges heranzubilden. Der Sieg von Pultawa[172] erwarb ihm die werthvollsten finnischen Provinzen und befreite sein junges Petersburg für immer von gefährlicher Nachbarschaft. Noch widerstand zwar der Patriotismus des eigentlichen Finnlands den Eroberungsgelüsten der Nachfolger Peters, bis unter der Regierung des letzten Wasa[173] auch an ihm das lang vorbereitete Geschick sich erfüllen sollte. Napoleon verlangte den Zutritt Schwedens zum Kontinentalverein gegen England, und Rußland eilte, auf dessen Weigerung, an Finnland Exekution zu vollziehen. Alle Anstrengungen der schwedischen Tapferkeit blieben fruchtlos. Beim Tilsiter Frieden[174] gab Napoleon Rußland die Einwilligung zum Verschmelzen Finnlands mit dem russischen Völkerkoloß. Schweden selbst mußte im Frieden von Fredriksham[175] 1809 die Abtretung ganz Finnlands und der Alands-Inseln[176] und das volle Besitzthum Rußlands anerkennen und somit die älteste und theuerste seiner Eroberungen verloren geben. Das russische Scepter gebot seitdem bis zum Nordkap; es herrschte über sämmtliche finnische Stämme.

Finnlands Wichtigkeit beruht in seiner geographischen Lage. Es ist ein armes, ödes Waldland, das für seine 224 Bewohner auf die Quadratmeile der meisten Mittel des Lebens entbehrt und fast jeden Bissen Brod vom Nachbar, dem wohlhabenderen Esthland, kaufen muß. – Wer Finnland besuchen will, kommt gewöhnlich mit dem Dampfboot von Reval[177], welches regelmäßig nach Helsingfors führt. Es ist fast immer eine unruhige Fahrt bei trübem nebligen Wetter mit kurzen scharfen Windstößen und steilem, heftigen Wellenschlag. Unzählige Mövenschwärme, die auf den Ausläufern der Scheeren nesten, verrachen zuerst mit ihrem Blinkern. Glitzern und Flackern den Saum des finnischen Landes und bald nachher tauchen die Felseilande auf, deren halbkreisförmige Stellung vor einer tiefeinschneidenden Bucht zur Anlage von Sweaborg benutzt worden ist. Das Fahrwasser dieser Gegend ist stets sehr gefährlich; zwischen Riffen und Bänken führen nur zwei schmale Einfahrten, für größere Schiffe praktikabel, in das Becken von Sweaborg, dem nordischen Gibraltar, das 1749 die Schweden gegen Rußland aufgeführt haben. Auf Wargö[178], der größten der Felsinseln, erhebt sich ein terrassenförmig gebautes Kronwerk, die Kommandantenwohnung und das Zeughaus mit bombenfesten, in Fels gehauenen, Magazinen und Kasematten[179]. Grau und finster schauen die Vestungsbauten mit ihren drohenden Geschützluken über die See. Rechts und links hin starren sechs kleinere Eilande und Klippen im Granitgewande der Bastionen und Fortifikationen aller Art; sie bilden zusamengenommen jenen weiten

---

[168] Gustav II. Adolf (1594–1632; gefallen), seit 1611 König von Schweden.

[169] Veraltet für Estland (estn. Eesti).

[170] Veraltet für Livland (liv. Līvõmō; estn. Liivimaa; lett. Livonija).

[171] Am 27. Mai 1703 war der Grundstein für St. Petersburg gelegt worden.

[172] Am 8. Juli 1709; der Sieg von Poltava (ukain./russ. Полтава, Poltava) bedeutete für die antischwedische Koalition im Großen Nordischen Krieg gegen Karl XII. (schwed. Karl XII; 1682–1718) den Wendepunkt.

[173] Karl XIII. (1748–1818), seit 1809 König von Schweden und als Karl II. ab 1814 auch König von Norwegen; er war der letzte schwed. Regent aus der Dynastie Holstein-Gottorp.

[174] Der Friede von Tilsit (frz. Traité de Tilsit; russ. Тильзитский мир, Til′zitskij mir) vom 7. und 9. Juli 1807 beendete den Vierten Koalitionskrieg (1806–1807) zwischen Preußen und dem Russischen Kaiserreich einerseits und dem napoléonischen Frankreich.

[175] Der Vertrag von Fredrikshamn (finn. Hamina) vom 17. September 1809 (schwed. Freden i Fredrikshamn;https://de.wikipedia.org/wiki/Finnische_Sprache finn. Haminan rauha) beendete den Russisch-Schwedischen Krieg.

[176] Åland bzw. Landskapet Åland (finn. Ahvenanmaa bzw.Ahvenanmaan maakunta).

[177] Heute Tallinn.

[178] Heute Vargö.

[179] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft“ über ital. casamatta, Wallgewölbe), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.

Halbkreis von Westen, welcher, ein undurchdringliches Schild, jeder fremden Gewalt die Annäherung verbietet. Unter seinem Schutz liegt der Kriegshafen, in welchem beständig einige Divisionen der großen Flotte ankern, die Rußlands Herrschaft auf der Ostsee repräsentirt.

Es ist ein großer, doch düsterer Anblick, diese von sieben Felsenforts umkrämpte Bucht von Helsingfors. Hinter dem Festungsgürtel thut sich ein farbloses Gestade auf, dessen Saum von tiefen Schluchten eingeschnitten ist; hie und da klebt ein langgestrecktes rothes Haus. Die eingeschlossene Wasserfläche ist das Bild vollkommener Kriegsbereitschaft. Tonnen, Barken und Flaggen schaukeln sich über verdeckten Klippen und Untiefen, dazwischen schießen die Boote und kleinen Dampfer umher, und die Menschen, denen man begegnet, zeigen sich als die willenlosen Diener der Macht, deren Livree sie tragen. Man gewahrt keine anderen menschlichen Wohnungen als Kasernen und Kasematten, hört nichts als Trommeln, Hörner, Pfeifen und Schießen, oder den langgezogenen Ruf der sich ablösenden Schildwachen; dazwischen das schrille Krächzen der Seemöven, welche schaarenweise dem Dampfschiff folgen; aber keine Spur von dem bunten Treiben und freien Leben eines Handelshafens. Die ganze Erscheinung deutet nur auf das Eine hin – auf den Krieg.

Doch bald thut sich ein anderes, freundlicheres Bild auf. Bei einer Wendung des Dampfers um ein Felseneiland fällt plötzlich der Blick auf den Hafen von Helsingfors. Das ist ein gar herrlicher, überraschender Anblick. Wer erwartet in diesen Riffen ein zweites Petersburg zu finden? Amphitheatralisch steigt es empor, in jenen weitgedehnten Bauten des imponirenden petersburger Styls, der die italienische Palastarchitektur und den berliner Kasernengeschmack in sich vereinigt und es auf eine Wirkung durch Massenhaftigkeit und Dekoration abgesehen hat. Jene kolossale Gleichmäßigkeit und Uniformirung, welche alle russischen Staatsschöpfungen charakterisirt, findet man auch hier ausgeprägt, und man wird inne, daß der siebenköpfige Cerberus[180] eine köstliche Perle der Czarenkrone zu hüten hat, die er sicherlich nur aus Vorsicht in den öden Klippen bewahrt.

Ueber einige Prachtgebäude erheben sich die grandiose Kuppel eines griechischen Domes[181], die Fronte des Palastes vom Generalgouverneur[182], die Sternwarte[183]. Man glaubt das Leben und Treiben einer Stadt, wie Petersburg müßte dahinter stecken. Doch ist's nicht so. Die Bevölkerungsliste zählt nur 16,000 Einwohner auf; in den langen, geradlinigen und breiten Straßen begegnet man wenigen Menschen und kaum stört ein rasselnder Wagen die feiertägliche Stille der Stadt, wenn nicht gerade die Mittagsstunden die elegante Welt an den Hafeneingängen versammeln und dann sind unter Sechsen gewiß Fünf in die russische Uniform gekleidet. Im obersten Stadttheil liegt der Senatsplatz, auf dem sich die petersburger Häuserpracht so recht entfaltet, zugleich auch die Grenze zwischen dem alten finnischen und dem heutigen russischen Helsingfors. Die eine Seite des Platzes nimmt das imposante Senatsgebäude[184] ein, gegenüber ist die Universität[185]; an der dritten Seite die prachtvolle Nikolaikirche[186]

[180] Kerberos (griech. Κέρβερος, Kérberos; lat. Cerberus, dt. auch Zerberus, „Dämon der Grube") ist ein in der griech. Mythologie zumeist als mehrköpfig beschriebener Hund, der den Eingang zur Unterwelt bewacht, damit kein Lebender einzudringen bzw. kein Toter daraus zu entkommen vermag. Im übertragenen Sinn gilt er als Inbegriff einer aggressiven Wachsamkeit.

[181] Die nach Plänen von Alexej Maxímowitsch Gornostajew (russ. Алексей Максимович Горностаев, Alexéj Maksímovič Gornostáev; 1808–1862) – allerdings erst im Jahre 1868 – fertiggestellte Uspenski-Kathedrale (finn. Uspenskin katedraali; schwed. Uspenskijkatedralen; russ, Успенский собор, Uspenskij sobor).

[182] Wohl das in den Jahren 1816 bis 1820 nach Plänen von Pehr Granstedt (1764–1828) erbaute heutige Präsidentenpalais (finn. Presidentinlinna; schwed. Presidentens slott).

[183] Die 1834 nach Plänen von Karl Ludwig Engel (1778–1840) fertiggestellte Sternwarte der Universität (finn. Helsingin yliopiston Observatorio; schwed. Helsingfors Universitet Observatorium).

[184] Der in den Jahren 1818 bis 1822 nach Plänen von Karl Ludwig Engel (s. o.) erbaute Senat (finn. Senaatintalo; schwed. Senatens hus), heute der Sitz der finn. Regierung.

[185] Das in den Jahren 1828 bis 1832 nach Plänen von Carl Ludwig Engel (siehe hierzu S. 50, Anm. 183) erbaute Hauptgebäude der 1640 zu Turku gegründeten Universität Helsinki (finn. Helsingin yliopisto; schwed. Helsingfors Universitet).

[186] Der in den Jahren 1830 bis 1852 nach Plänen von Carl Ludwig Engel (siehe hierzu S. 50, Anm. 183) erbaute Dom von Helsinki (finn. Helsingin tuomiokirkko bzw. Suurkirkko; schwed. Helsingfors domkyrka).

mit granitenen Säulen und Stufen und blauemaillirten, von goldenen Sternen besäeten Kuppeln; den Schluß bildet das Rathhaus[187] zwischen eleganten Privatgebäuden.

Zur Zeit als Finnland noch unter Schweden[188] und selbst noch im Anfang der russischen Czarenschaft sich als selbstständiges Großfürstenthum behauptete, residirte der regierende Rath in Abo, der uralten Hauptstadt des Landes. Damals hatte er fast souveräne Macht. Als Finnland völlig mit Rußland vereinigt wurde, erließ der Czar[189] ein Manifest, welches dem Land die Erhaltung der lutherischen Konfession, seiner Gesetze und Gerechtsame und ursprünglichen Institutionen für ewige Zeiten zusicherte. Das war aber platter Spott, denn der regierende Rath durfte sich nie wieder versammeln und es regierte für ihn fortan nur ein kaiserlich-finnischer Senat. Im Jahre 1825 wiederholte Nikolaus[190] seines Bruders meineidiges Wort. Wenige Jahre später stellte er einen Generalgouverneur russischer Abkunft[191] über den Senat und versetzte ihn aus der alten Landeshauptstadt nach der Festung Helsingfors[192]; bald folgte die finnische Hochschule nach, die seit zwei Jahrhunderten in Abo als Pflanzstätte der Bildung und freien Wissenschaft für den ganzen skandinavischen Norden geblüht hatte und nun die russische Uniformirung der Professoren und Studenten, die Einschränkungen in der Zahl der Fakultäten und der Lehrund Lernfreiheiten etc., welche das russische Reglement vorschrieb; fünfzig epaulettirte Professoren unter dem Oberkommando eines Generallieutenants der Infanterie bilden gegenwärtig den Generalstab, der ein blau gekleidetes Studenten-Regiment von 500 Mann in fünf Hörsälen und einer Klinik einexercirt, um alljährlich in der Aula ein Parade-Manöver zu exkutiren und nach einer gewissen Reche von Semestern wohl dressirte Werkzeuge für die große Staatsmaschine des Reichs zu liefern.

Helsingfors ist die eigentliche Impfpocke, durch die Finnland mit dem Russenthum inficirt wird. Wer ein Ziel will, muß die Mittel wollen und die Energie, Rücksichtslosigkeit und Willenskraft, mit der Rußland seine Mittel wählt, sind ihrer Erfolge gewiß. Das jetzige Helsingfors hat keine historische Erinnerung, die über 100 Jahre zurückgeht. Gustav Wasa[193] hatte die Stadt eine Meile weiter nördlich angelegt, aber ihr Hafen versandete und die Bürger zogen. herunter nach dem wohlgeschirmten Fjord. Die neue Ansiedelung erlag den verheerenden Kriegen, dem Hunger und Feuersbrünsten. Erst nach dem Frieden von Frederikshaven[194] ist's russisch wieder auferstanden, in seiner jetzigen Uniform. Nur landeinwärts ziehen sich ein paar kleine Quartiere alten finnischen Gepräges; krumm, winkelig, die langen niederen Gebäude in braunem Theeranstrich, schmucklos, aber glänzend von Sauberkeit. Hier in ein Haus zu treten, verlohnt wohl der Mühe. Gastfreiheit gehört mit zu den alten löblichen Sitten, an denen der Finne unverbrüchlich festhält; er redet nicht russisch, wenn er nicht muß. sondern am liebsten seine eigene schöne Sprache, oder schwedisch und deutsch. Sitteneinfachheit und strenge Sparsamkeit charakterisiren bis in die höheren Stände das Hausleben des Finnländers und ermöglichen jene allgemeine Wohlhabenheit, die auch auf dem flachen Land so segnend auf Kultur und Gesittung wirkt. Durch das ganze Haus, dessen Anordnung ausschließlich weiblicher Hand überlassen bleibt, waltet ein stiller, wohlgeordneter Geist; grünes Tannenreißig deckt eine glänzendweiße Diele, gebohnte Truhen und Schränke sind mit solidem Hausrath angefüllt, im weiten Schaukelstuhl am großen Mauerofen wiegt sich der Herr des Hauses, und für Familie. Gesinde und Gäste sind breite Bänke ringsum an der Wand an gebracht. Im Verkehr unter sich und mit Fremden gilt noch eine altmodische

[187] Das im Jahre 1833 nach Plänen von Carl Ludwig Engel (siehe hierzu S. 50, Anm. 183) Rathaus (finn. Kaupungintalo; schwed. Stadshus) von Helsinki.

[188] Mit dem Manifest vom 17. Juni 1808 bekräftigte Rußland die Annexion Finnlands.

[189] Alexander I. (Александр I Павлович, Aleksandr I. Pavlovič; 1777–1825), seit 1801 Kaiser von Rußland.

[190] Zar Nikolaus I. (siehe hierzu S. 29, Anm. 121).

[191] Wohl Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow (russ. Александр Сергеевич Меншиков, Aleksandr Sergeevič Menšikov; 1787–1869); er war nach Arseni Andrejewitsch Sakrewski (russ. Арсений Андреевич Закревский, Arsenij Andreevič Zakrevskij; 1783–1865) ab 1831 der zweite rein russischstämmige Gouverneur Finnlands.

[192] Die im 18. Jhd. erbaute Festung Suomenlinna (schwed. Sveaborg, Schwedenburg; dt. Finnenburg).

[193] Im Jahre 1748 unter Friedrich von Hessen-Kassel (1676–1751) begonnen, wurde die Festung anschließend von den Russen weiter ausgebaut.

[194] Siehe hierzu S. 49, Anm. 175.

Rang- und Standesverehrung, die ihrer Form nach weit in's vorige Jahrhundert zurückreicht und die Etiquette unserer abgelegenen Landstädtchen noch an Strenge und Steife übertrifft. Es tritt diese Förmlichkeit namentlich da auf, wo das Russische sich der Gesellschaft bemächtigt und macht, daß das fremde Element keine Anknüpfung findet. Gesellschaftslokale, Theater, Kurhäuser sind in Helsingfors in großer Pracht vorhanden, werden aber nur von den russischen Militärs und Beamten besucht und bieten deshalb eine traurige Unterhaltung. Selbst von den eleganten Kaufläden der neuen Stadt und den Spaziergängen am Quai halten sich die Finnländer fern, um nur nicht in Berührung mit dem Russenthum zu kommen. Es ist freilich nur noch ein passiver Widerstand, den sie dem Eindringen der verhaßten Fremdherrschaft entgegensetzen können, die übrigens sich wohl bewußt ist, daß sie mit Zwang und Härte nicht viel ausrichten würde und denselben Weg geht, den sie anfänglich mit den Ostseeprovinzen genommen. Sie bietet mancherlei Vortheile mit der einen Hand, während sie mit der andern die Wurzeln aller selbstständigen Entwickelung und nationalen Eigenthümlichkett unterbindet. Um die Hauptstadt des Landes unter die Batterien von Sweaborg zu legen, wurde das alte Abo seiner historischen Besitzthümer beraubt, sein Seehandel eingeschränkt, sein Hafen vernachlässigt und nach einem großen Brande[195] es selbst dem Verfall anheim gegeben; so ist nun das Gedeihen von Helsingfors ganz an russischen Einfluß gebunden und wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt auf das Innere des Landes zurück, das mit allen seinen Interessen von Seestädten abhängig ist. Und trotzdem steht die Russificirung Finnlands noch in ihren ersten Anfängen.

Im letzten Krieg[196] hat Sweaborg, wie Bomarsund[197], herhalten müssen, den Befehlshabern der französisch-englischen Armada, nachdem sie den Sommer über im baltischen Meer und in sicherer Entfernung von den Kanonen Kronstadts spazieren gefahren, zur Kurzweil an den offenen Küsten der Ostseeprovinzen wehrlose Fischerdörfer in Brand gesteckt und unter unbewachten Viehheerden Razzias gehalten, ein paar, wenn auch noch so armselige, Lorbeeren mit auf den Heimweg zu liefern, um dafür Orden und höhere Staffeln in der Militärhierarchie zu tauschen. Der pariser Taschenspieler[198] hatte die Dreistigkeit, die Beschießung von Sweaborg, bei der ein paar Magazine in Brand geriethen, der öffentlichen Meinung als eine ruhm- und bedeutungsvolle Waffenthat aufzulügen; aber er machte es doch gar zu grob; seine Phrase: „Sweaborg hat aufgehört zu existiren“[199], machte ihn zum Gelächter der Welt.

[195] Turku (schwed. Åbo); der Große Brand von Turku (finn. Turun palo; schwed. Åbo brand) vom 4. September 1827.

[196] Im Zuge des von 1853 bis 1856 währenden Krimkrieges, in dem die Türkei mit ihren Verbündeten Frankreich, England sowie Sardinien-Piemont gegen Rußland kämpfte und dieses letztendlich auch bezwang, hatten frz. und brit. Truppen die Festung Suomenlinna drei Tage lang beschossen und große Schäden angerichtet.

[197] Die russ. Festung Bomarsund (russ. Бомарзунд, Bomarsúnd; finn./schwed. Bomarsund) auf den Åland-Inseln war im August 1854 durch die anglo-frz. Flotte vollständig zerstört worden.

[198] Der frz. Kaiser Napoléon III. (siehe hierzu S. 37, Anm. 137).

[199] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.


DCCCLXIV
SWEABORG u. HELSINGFORS
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.
Eigentum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 100f.

Sweaborg und Helsingfors[200].

Vor zwei Jahren, im April 1856, schrieb Joseph Meyer für den XVII. Band „seines Buchs" zu einem Bilde von Helsingfors mit Sweaborg die Schilderung dieses russischen Gibraltars an Finnlands Südküste in einem seiner letzten Artikel, dessen gediegener Inhalt noch heute volle Geltung hat. Nur zu dem dort entworfenen Zukunftsbilde von Rußland hat die Gegenwart neue Züge gethan, von denen wir den hervortretendsten hier aufzeichnen wollen. Er betrifft die vom Kaiser[201] beschlossene Aufhebung der Leibeigenschaft[202] im ganzen Reiche.

Bekanntlich ist die Rangklassenscheidung der gesammten Bewohner Rußlands ein Werk des autokratischen Willens, sie ist geschaffen von den Bedürfnissen und Absichten der unumschränkten Gewalt. Daher in der ersten Rangklasse die Unterordnung des vordem übermächtigen Erbadels unter den kaiserlichen Dienstadel. Die Geistlichkeit, als zweiter Stand, ist des Kaisers willenloses Werkzeug. Neben den sechs Abteilungen der Bürger oder Städtebewohner, die, als persönlich freie, durch Vermögen und Erwerb aus eigenem Fleiß in Künsten und Handwerken selbstständige Mittelklasse, stets Gegenstand kaiserlicher Bevorzugung waren, finden wir noch das persönlich freie Proletariat der Bewohner von Vorstädten und Flecken (die Rasnotschinski[203], d. i. Leute verschiedener Klassen) und die Freibauern. Alle übrigen Bewohner Rußlands sind Leibeigene. Sie machen fast acht Neuntel der Volkszahl aus und bilden den Hauptreichthum des Erbadels. Officielle Berichte gaben vor zehn Jahren ihre Anzahl nahe zu 48 ½ Millionen an, die man in Privat-, Kron- und Apanage-Bauern (auf kaiserlichen Domänen) scheidet. Das Eigenthumsrecht der Herren entsprang, wie überall, erst aus kriegerischer Gewalt über Besiegte, dann aus der Geburt auf deren Grund und Boden, und es befestigte sich durch die Verpflichtung der Herren, die Leibeigenen vom Ertrag des Bodens zu nähren. Als aber der Leibeigenen zur Bearbeitung des Bodens zu viele wurden, so war man genöthigt, sie zu anderen Leistungen zu verwenden, sie zu vermiethen, gegen eine entsprechende jährliche Abgabe (Obrok[204]) auch ihrer eigenen Sorge und Arbeit zu überlassen. Von Letzteren sind viele zu großem Wohlstand, ja Reichthum gelangt, namentlich durch Fertigkeit in Künsten und Gewandtheit in Spekulationen aller Art. Es gibt sogar Leibeigene, welche an Vermögen ihre Herren überragen und dennoch die ihnen gebotene Gelegenheit zu ihrer Loskaufung nicht benutzen, sondern Jahr um Jahr ihren Obrok zahlen und als Leibeigene im Wohlstand fortleben.

Die Schule der Leibeigenschaft haben alle germanischen und slavischen Völker durchlaufen müssen. In unserem Mecklenburg war sie noch 1820[205] nicht völlig abgeschafft. In Rußland begann Kaiser Alexander[206] die Aufhebung derselben im Jahre 1822 und führte sie wenigstens in Livland und

[200] Siehe hierzu S. 46, Anm. 162 u. 163.

[201] Alexander II. Nikolajewitsch (russ. Александр II Николаевич, Aleksándr II. Nikoláevič; 1818–1881; ermordet), seit 1855 Kaiser von Rußland.

[202] Die Leibeigenschaft der russ. Bauern sollte schließlich mit Wirkung vom 3. März 1861 abgeschafft werden.

[203] Russ. разночинцы, raznočínzy, „Personen unterschiedlichen Rangs"; Bezeichnung für die gesellschaftl. Schicht des niederen Hof- und Verwaltungsbeamtentums sowie pensionierter Militärs, die eigenständig steuerpflichtig waren.

[204] Russ. оброк, obrok, „Pacht, Miete".

[205] 1822 wurde die Leibeigenschaft in ganz Mecklenburg verbindlich abgeschafft, und die Bauern von ihren Verpflichtungen gegenüber ihren Landherren befreit. Gleichzeitig verloren die Bauern aber auch ihr Heimatrecht, ohne daß es einen ausgleichenden Rechtsanspruch auf freie Ansiedlung gegeben hätte, weshalb die es ihnen zunächst unmöglich war, wirkliche Freiheit und wirtschaftliche Selbständigkeit zu erlangen .

[206] Alexander I. (siehe hierzu S. 51, Anm. 189).

Esthland durch. Am Wider stande der übrigen Reichstheile brach die Macht seines guten Willens. Kaiser Nikolaus war nicht befähigt, im edlen Geist seines Bruders fortzuwirken; er ließ ja überhaupt nur die rostigen Ketten putzen und neue schmieden. Desto schwerer wird nun die Durchführung des menschenfreundlichen Plans für den zweiten Alexander.

Das am schwersten zu beseitigende Hinderniß liegt in dem Finanzverhälmiß des Staats zu den Rechten und Pflichten des Erbadels. Letzterer allein bezahlt für alle Leibeigenen die Steuern und stellt aus deren Reihen die Rekruten. Eine einseitige Aufhebung der Leibeigenschaft würde das Vermögen des Grundbesitzes um die Hälfte vermindern, das bisherige Hypothekenwesen über den Haufen stürzen und vom Grund auf neue Justiz- und Verwaltungsnormen nothwendig machen, wenn eine solche Aufhebung überhaupt möglich wäre, ohne das ganze Reich den Gefahren einer socialen Erschütterung und Zerrüttung auszusetzen. Der Staat kann, selbst auf die kürzeste Zeit, nicht die Hälfte seiner Einkünfte entbehren, der Erbadel kann, ohne Leibeigene, seinen vollen Antheil dazu nicht mehr beitragen, der Bauer, ohne einträgliches Eigenthum, ebenso wenig: so hängt auch hier das Geld als Riesenhemmschuh am besten und stärksten Willen. Aber aufgehoben muß die Leibeigenschaft endlich werden, und zwar auf dem Wege rechtlicher Ausgleichung, wenn Rußland sicher vorwärts gehen will, wenn es nicht durch seine Eisenbahnen, durch die Freigebung der öffentlichen Meinung, die Erleichterung des Verkehrs und die Begünstigung der allzeit mobilen und aggressiven Industrie vor dem stabilen und konservativen Ackerbau mit gewaltsamer Ueberstürzung zu demselben Ziele hingeschleudert werden soll.

Bis heute hat sich für den großen Schritt auf Seiten des Adels ernstlich noch kein Fuß geregt. Man steht noch bei der Frage, ob sich Adelsversammlungen bilden und über die Mittel zur Ausführung des kaiserlichen Plans berathen wollen. Das Wort des Kaisers ist aber so laut erschallt, daß es eine That hervorrufen muß. Sobald diese hervortritt, werden wir auch im Universum einen Raum finden zur Beleuchtung derselben.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 73-79.

DCCLXXV. Galveston.

Gerade achtzig Jahre sind's, seit am Firmament der westlichen Hemisphäre ein leuchtend Sternbild aufstieg, das sich im Licht der neugeborenen Freiheitsidee wiegte und mit seinen glänzenden Strahlen die Nacht erhellte, welche dazumal auf dem gesammten Völkerleben lagerte. Es war eine enggeschlossene Gruppe von dreizehn jungen Staatenkörpern[207]. Das Licht aber erzeugte Licht; die ausgestreuten Atome schossen zu immer neuen Sternen zusammen, reiheten sich als neue Glieder dem Gebilde an und trugen die Aufklärung weiter in's Dunkel der westlichen Völkernacht. Fast verdreifacht[208] hat sich seitdem die Zahl jener Lichtkörper und in blendendem Glanze spannt sich das Gestirn über den weiten Horizont; in verschwimmender Ferne aber erkennt das scharfe Auge des Sehers noch manchen schimmernden Nebelfleck, die Embryo's noch immer neu sich bildender Trabanten der amerikanischen Freiheitssonne. Und welch kurze Spanne Zeit in der Schöpfungsgeschichte sind achtzig Jahre! – noch ein solcher Zeitraum und es wird kein dunkler Fleck mehr am westlichen Staatenhimmel zu entdecken seyn. Von Meer zu Meer, von Pol zu Pol wird der Geist amerikanischer Gesittung seine Schwingen über den Kontinent strecken und sein Glanz wird Tageshelle auf die Erde breiten.

„*Manifest destiny*" ihre „offenbare Bestimmung" nennen die Amerikaner diese sprudelnde Quelle der Kraft, diesen ungestümen Drang der Zeugung und des Wachsthums, der ihrem Staatenleben innewohnt; und wohl ist's eine offenbare Bestimmung, daß das Licht geistiger Aufklärung die Finsterniß des Aberglaubens durchdringe, daß die rohe Kraft der Macht der Idee unterliege, daß der starke thatkräftige Wille der Jugend über das impotente Alter gebiete, daß die grüne Saat sittlicher Emancipation die dürren Halme des absterbenden Feudalismus überwuchere, – offenbare Bestimmung ist's, daß die anglosächsische Raçe die neue Welt ihr eigen nenne und die unermeßlichen Schätze der Macht und des Reichthums, welche die Natur dahin gelegt, aus ihrem Grab wecke und der Welt zum Genuß darreiche. Der germanische Geist soll neuen Lebenssaft in die schlaffen Glieder der romanischen Völkerreste impfen und die Keime einer jungen kulturfähigen Generation unter sie säen; er soll die zu Fall gekommene Menschenwürde regeneriren, auf daß die Fackel geistiger und bürgerlicher Freiheit vor der Welt leuchte, auf daß das Beispiel einer auf neuen Grundlagen ruhenden staatlichen Entwickelung gegeben werde, auf daß durch ihn die Probleme der neuen Zeit, die großen gesellschaftlichen Fragen, gelöst werden, auf daß von ihm aus die Blitze der geistigen Erlösung nach der allen Welt hinüber zünden und die Fesseln zerschlagen, in denen dort die feudalen Gewalten und bigotter Glaubenszwang noch die Entfaltung des Menschengeistes gebunden halten; und wenn das Werk der Erlösung vollbracht ist und die befreiten Nationen sich die Bruderhand über der Stätte ihrer Zwingburgen reichen, dann ist's die offenbare Bestimmung Amerika's, den Vor- und Ehrensitz im Völker-Kongreß zu führen und das theure Kleinod der Freiheit zu hüten vor allen Gefahren, die im Schooße der Zukunft verborgen seyn mögen.

Diese Wege seiner Bestimmung geht Amerika raschen und großen Schritts. Jede seiner kurzen Regierungs-Epochen erwirbt ihm neue Staaten und weite Länderstrecken, aber seine Eroberungen hinterlassen nicht so blutige Spuren, wie die Raubzüge der Könige. Die nordamerikanischc Politik ist nicht der Sturm, der gewaltsam die Frucht von des Nachbars Zaune bricht, sondern der Sonnenschein, der sie reift und selbst in ihren Schooß fallen läßt; sie schickt Heere von Kolonisten statt Soldaten, die blanke

[207] Die dreizehn Gründerstaaten von 1776: Connecticut, Delaware, Georgia, Maine, Maryland, New Hampshire, New Jersey, New York, North Carolina, Pennsylvania, Rhode Island, South Carolina und Virginia.

[208] Die bis zum Erscheinen vorliegenden Bandes hinzugekommenen achtzehn Bundesstaaten: Alabama (1819), Arkansas (1836), Florida (1845), Illinois (1818), Indiana (1816), Iowa (1846), Kalifornien (1850), Kentucky (1792), Louisiana (1812), Maine (1820), Michigan (1837), Mississippi (1817), Missouri (1821), Ohio (1803), Tennessee (1796), Texas (1845), Vermont (1791) und Wisconsin (1848).

Pflugschaar ist ihre Waffe. Dampfessen sind ihre Batterien und blühende Ansiedelungen ihre Trancheen[209]. Sie setzt zuvörderst den Hebel der Kultur an, statt den der Gewalt, überredet durch die Erfolge des bürgerlichen Fleißes, theilt freigebig die Früchte einer höheren Gesittung mit und bahnt sich durch ihre Achtung vor dem Gesetz den Weg zur Sympathie ihrer Nachbarn. Mit Sorgfalt verpflanzt sie die gährenden Elemente der eigenen treibenden Kraft in die trägen Massen der fremden Bevölkerung, pflegt so die ausgestreuten Keime der Liebe zur Freiheit und Lust, um der vollen Segnungen ihrer eigenen Civilisation theilhaftig zu werden und erst, nachdem der Zweig so weit erstarkt ist, daß er es wagen darf, sich von seinem Stamme zu emancipiren, sich loszukaufen oder gewaltsam zu trennen, erst dann hält sie die Arme auf, ihren Pflegling im eigenen Haus zu empfangen.

Texas ist eine Frucht dieser Politik. Sie that wie sie in Louisiana zuvor gethan, wie sie in Oregon, Kalifornien, Neu-Mexiko nachher that, und wie es in Kanada, Kuba und Nicaragua zunächst geschehen wird. Dieselben rastlosen Kräfte, die kühnen Pioniere amerikanischer Kultur und amerikanischen Staatenbaues, die das schöne Land am mexikanischen Golf aus der Gewalt roher Despoten und finsterer Pfaffenherrschaft erretteten und auf die Basen einer freien Entwickelung, der Blüthe, der Macht und des Glücks seiner Bewohner führten, dieselben muthbeseelten Männer, die von da nach dem Kolchis[210] am stillen Meere auszogen, das goldene Vließ[211] zu holen und den strahlen den Stern von Kalifornien in's Banner der Vereinigten Staaten zu sticken, dieselben rauhen Gesellen sind's, die in Westindien und Mittelamerika neue Ziele und neue Gefahren suchen. Flibustier[212], Abenteurer, Piraten schilt sie der Philister; aber es sind die vom Drang der „*Manifest destiny*" am weitesten Getragenen, und wenn ihr Blut die dort keimende Saat der Freiheit düngt, so ist auch ihr Heldenthnm in's Gedächtniß ihres Volkes eingeschrieben. Texas, der blühende Jüngling unter den Staaten, welcher erst vor 20 Jahren die Kette der Knechtschaft brach[213], dieses zur spanischen Zeit von Pfaffen und Mönchen ausgebeutete Texas, das durch die Wildheit seiner Bewohner, seines Klima's und seines Bodens verrufene und wegen verfehlter leichtsinniger und bübischer Spekulationen und durch böswillige und urtheillose Berichte verunglückter Ansiedler und unwissender Reisender so verkannte Texas; es kommt endlich zu Ehren; der Knabe hat seine Flegeljahre ausgetobt; eine musterhafte Verfassung und strenge gesetzliche Gewalt ist an die Stelle eines permanenten Kriegszustandes getreten und Gefahren für Leben und Eigenthum, die einst hinter jedem Busch lauerten, sind verschwunden. Die ansässige Bevölkerung, welche aus dem langen Krieg heim gekehrt ist, hat ihre verlassenen Felder und Heerden wieder aufgesucht, um die Früchte ihrer Siege und Unabhängigkeit zu ernten, die Landsknechte der Freiheitskämpfe, die Abenteurer, die starken Arme und stolzen Gemüther, denen es in den Schranken der Gesetze zu eng ward und die raub- und beutelustigen Nachzügler, die Marodeurs des Kriegs, denen es vor dem Sheriff und Henker bang wurde, sie alle haben sich verlaufen wie die wilden Wasser nach einer Fluth; eingewanderte Arbeitskraft und Spekulationslust haben den Hebel an die verborgenen Schätze des Landes gesetzt, einen lebendigen, geschäftlichen und geistigen Verkehr angeregt, Zeit, Umsicht und Ausdauer geben allenthalben der Ansiedelung einen festen Halt und die Garantien einer glücklichen Zukunft, bühende Städte einstehen an den Ufern der großen Ströme und natürlichen Häfen der Küste. Dampfboote und Eisenbahnen durchschneiden das Land, die Segnungen des Friedens und der Zivilisation kehren ein und fördern neue Quellen des Wohlstandes zu Tage. Zum wohlgeordneten und glücklichen Staat gereift, seit

[209] Tranchée wurde früher der Laufgraben einer Festung genannt.

[210] Siehe hierzu S. 21, Anm. 63.

[211] Das Goldene Vlies (griech. Χρυσόμαλλον Δέρας, Chrysómallon Déras), das Fell eines goldenen Widders, das die Argonauten (Ἀργοναῦται, Argonautai) unter der Führung von Jason (griech. Ἰάσων, Jásōn) und mit Hilfe der Medea (griech. Μήδεια, Mḗdeia) aus Kolchis (s. o.) geraubt und nach Iolkos (griech. Ιωλκός, Iōlkós; neugriech. Βόλος, Volos) zu Pelias (griech. Πελίας, Pelías), dem Sohn des Meeresgotts Poseidon (griech. Ποσειδῶν, Poseidṓn), gebracht hatten.

[212] Frz. flibustier, abgeleitet bzw. verballhornt von niederl. vrijbuiter; eigentl. Freibeuter; im 19. Jhd. jedoch auch Bezeichnung für amerik. Privatleute, die militär. und polit. Unternehmungen gegen Staaten im mittel- und lateinamerik. Raum durchführten.

[213] 1821 war Texas Teil des von Spanien unabhängig gewordenen Mexiko geworden.

es (1845) der Familie seiner freien Nachbarn sich zu gesellt hat, ist Texas vielleicht noch einmal beschieden, an Rang, Reichthum und politischer Wichtigkeit die erste Stelle unter ihnen einzunehmen.

Schon hat Texas viel vor seinen Brüdern voraus. Vor den älteren die jugendliche Frische, mit der sich dort das Leben auf dem jungfräulichen Boden bewegt. Die Thatkraft kennt noch keine Schranken, wie sie auf dem okkupirteren Terrain der Nachbarstaaten durch die Zeit sich aufgebaut haben, und der Spekulation bieten sich fort und fort neue Reize und neue Entdeckungen. Vor den jüngeren, wie Kalifornien und Neu-Mexiko, genießt es den Vorzug der besseren staatlichen Organisation und eines glücklicheren Verhältnisses der Elemente merkantilen und landwirthschaftlichen Gedeihens. Dies Verhältniß schützt vor dem ephemeren Glanz und der schwankenden Macht einer vorherrschend geschäftlichen Erhebung, denn Texas ist seiner Natur nach auserkohren, ein Staat des Ackerbaues zn seyn, dem Handel und Industrie nur fördernd zur Hand gehen sollen. Als der größte unter den älteren Staaten vereinigt Texas auf einer halben Million Quadratmeilen die schönsten Klimate Europa's, von Holstein bis zum südlichen Spanien, und es könnte der ganzen Bevölkerung, die unter jenen Zonen wohnt, nicht minder schöne, aber geschütztere und ergiebigere Wohnsitze bieten, als die alten Kulturstaaten Europas. In drei großen bestimmt abgegrenzten Terrassen steigt das Land von Südosten, am mexikanischen Golf zu den Gebirgen und großen Strömen seiner nordwestlichen Grenze empor. Jede dieser Terrassen hat ihren eigenthümlichen Charakter, ihre üppige Vegetation, ihr besonderes Klima. Ein 30 bis 60 Meilen breiter Gürtel des fettesten Alluvialbodens[214] umgiebt den Fuß des Landes, der das Meer bespült; dieser Wald von uralten Cedern und Lebenseichen harrt noch der Axt, um Schiffe daraus zu zimmern, und meilenlange Marschen und Rohrbrüche, welche in die Flußthäler hinaufreichen und an Fruchtbarkeit mit den Niederungen des Mississippi rivalisiren, warten noch des Saatkorns und der Pflege des Pflanzers, um in blühende Reis-, Zucker- und Baumwollplantagen verwandelt zu werden. Der Ueberfluß an gesunderen Gegenden hält die Ansiedelung noch von den Niederungen fern und nur in den oberen Flußthälern wird der Alluvialboden zum Anbau von Zuckerrohr benutzt. Dagegen ist das wellenförmige Land, das eigentliche mittlere Texas, welches die zweite Staffel bildet und sich 150 bis 200 Meilen breit durch den ganzen Staat erstreckt, das Herz seiner Kultur – ein Paradies an Lieblichkeit der Landschaft, Ergiebigkeit des Bodens und Heilsamkcit der Luft. Gar anmuthig wechselt die ewig frische Prärie mit dem duftenden Haine der umhergestreuten Bauminfeln, hochgewachsenen Stämmen ohne Unterholz und schön geschwungenen Hügeln mit Buschwerk bewachsen; zahlreiche Quellen und rasch fließende Ströme bewässern und durchfurchen das Land nach allen Richtungen und die Winde, die Jahr aus, Jahr ein, über die Hochplateaus Mexiko's und des nördlichen Texas streifen, wehen unvergängliche Frische über die Vegetation und gießen Kraft und Gesundheit in alles animalische Leben. So berühmt schon ist die Luft der Prärien geworden, daß die Aerzte aus den nördlichen Staaten ihre Patienten in Menge nach diesem Theil von Texas schicken, um Heilung für ihre kranken Lungen zu suchen. An Erzeugnissen ist der Prärieboden, wenn er umbrochen wird, fast eben so reich, als das Alluvium der Niederungen; alle Getreidearten geben jährlich doppelte Ernten. Die Baumwolle, der Stapelartikel des Landes, wird gleich der besten auf dem Markt geschätzt und Tabak, Wein, Maulbeeren, Farbstoffe und Droguen[215], die zum Theil wild, in luxuriöser Ueppigkeit allenthalben wachsen, versprechen noch wichtige Produkte des Anbaues und der Ausfuhr zu werden, sobald sich nur hinreichend Hände dafür finden. Die Rinderzucht gedeiht, wo sie versucht wird, fast wie in dem Pampas von Südamerika; der Mangel an Verwendung macht sie noch zum Ueberfluß; die Pferde, Abkömmlinge der spanischen Raçen, schweifen wild in großen Heerden im Lande umher und sind noch ein werthloses Gemeingut eines Jeden, der den Lasso zu handhaben versteht. Im Nordwesten erhebt sich das Prärieland zu einer Hochebene, die sich bis zu den Gebirgen im Norden erstreckt, von denen die Quellen der großen Ströme, des Brazos, Guadeloupe, Trinity und anderer sich ergießen. Das Hochland ist noch die Heimath der westlichen Romantik, der Jagdabenteuer und Indianerkämpfe, der Weglagerer und Gefahren. Doch hat die Civilisation ihre Posten auch schon in diese Wildniß vorgeschoben und hauptsächlich sind es Deutsche, die dort mit dem Bison und Mustang noch die Erzeugnisse des Bodens theilen und mit der Büchse ihren Pflug begleiten müssen. Jede Ansiedelung ist ein Kriegslager und jedes Blockhaus eine Festung; denn in der Nacht ist der Scalp

---

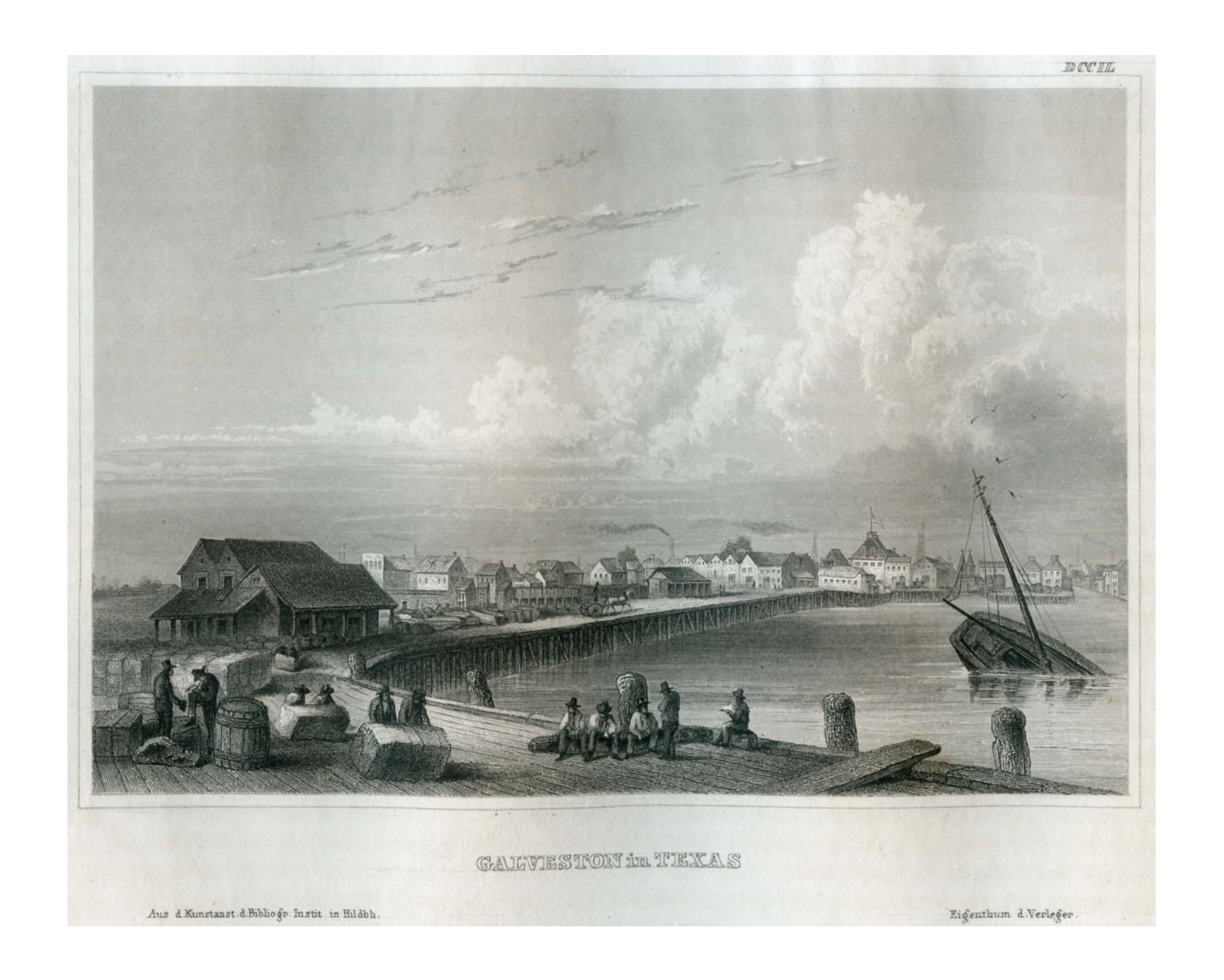
[214] Anschwemmungen, Schwemmboden (lat. alluvio, die Anschwemmung).

[215] Veraltet für Arzneipflanzen.

auf keines Weißen Kopf sicher vor den raubmörderischen Ueberfällen der Rothhäute. Beschaffenheit des Bodens und Klima’s sagt in dieser Region dem Deutschen am meisten zu und das Gedeihen seiner Arbeit, Genügsamkeit in seinen Bedürfnissen und das Bewußtseyn vollkommener Unabhängigkeit lassen ihn unter allen Gefahren sich glücklicher fühlen als in Mitten des rastlos beweglichen amerikanischen Volks. Die deutsche Einwanderung nach Texas geht daher seit einiger Zeit vorzugsweise nach jenen nordwestlichen Gebieten, wo sie andere Ziele verfolgt, als die der amerikanischen Pflanzer im Süden und Osten. Letztere kommen hauptsächlich aus den östlichen Grenzländern, aus Louisiana und Mississippi, und haben, neben dem stürmischen Spekulationsgeist und turbulösen Charakter jener Staaten, auch die Sklaverei mit in’s Land geführt. Sie ist ein Fluch; denn wo Sklavenarbeit sich niederläßt, ist des freien Arbeitsmannes Bleiben nicht mehr. Mit der Sklaverei fällt überall die Würde der Arbeit, der weiße freie Arbeiter sinkt sowohl in seiner eigenen Achtung als in der des Arbeitgebers, sobald sein Werk gleich Sklavenwerk geschätzt wird; jener entartet im Umgang mit dem Sklaven, in der Gleichstellung seines Lohnes und seiner Behandlung mit der des Sklaven; seine Natur verdirbt zur Sklavennatur, weil sich sein Stolz nicht mehr empören darf gegen den Schimpf und die Beleidigung, die in der Degradation der nämlichen Kraft, welche er wiegle der Sklaven handhabt, ihm selbst widerfährt. Ist er auch sein eigener Herr und baut sein eigenes Feld, er theilt dennoch mit den Sklaven des Nachbarn diesen Schimpf; denn der freie Sklavenhalter läßt auch ihn die Verachtung fühlen, die er vor den Schwielen in seinen Händen hegt; wie der adelige Junker über den freien Bauer die Nase rümpft, der selbst hinter’m Pflug geht. Was der Freie thut, thun ja für ihn die Knechte! Eben so wenig, wie die gesellschaftlichen, vertragen sich die ökonomischen und politischen Interessen des kleinen, freien Landbauers mit der Plantagenwirthschaft des großen Sklavenbesitzers. Kann auch auf den Pflanzungen des texanischen Binnenlandes die Arbeit vom Weißen so gut gethan werden, wie vom Neger, so bleiben doch der kleinen Bewirthschaftung die besonderen Vortheile eines großartigen Betriebs, die leichte Benutzung der Verkehrsverhältnisse und für Hauptprodukte, wie Zucker und Baumwolle, selbst die Möglichkeit einer vortheilhaften Erzeugung, wegen der Kostspieligkeit der Anlagen, entzogen. Der kleine Landwirth wird erdrückt von der Konkurrenz des großen, ärger noch, als in Europa der kleine Bauer vom großen Gutsbesitzer, oder der Handwerker vom reichen Fabrikanten erdrückt wird. Noch nachtheiliger wird dies Verhältniß in Texas durch seine Wirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten in Verwaltung, Justiz und Gesetzgebung; denn in allen dahin bezüglichen Fragen steht das Interesse des Sklavenhalters der Emancipation der Arbeit feindlich entgegen und sogar das allgemeine patriotische Interesse ist zwischen ihnen gespalten. Der freie Ansiedler, namentlich der Deutsche, sucht sich einen dauernden Besitz zu gründen, um ihn für sich und seine Familie zur beständigen Quelle des Erwerbs zu machen; sein Interesse ist innig mit der wachsenden und dauernden Prosperität des Landes verknüpft. Der Sklavenhalter hingegen ist, wenigstens jetzt noch, nur Spekulant im Landbau; er trachtet, in kürzester Frist die Strecken rohen Bodens, welche er für ein Weniges erwirbt, durch Sklavenarbeit in einen werthvollen Gegenstand der Spekulation umzuschaffen, setzt sie in kulturfähigen Stand, gibt ihnen ein Schock schwarzer Arme bei, sucht einen Käufer und zieht seines Weges weiter, um anderen Orts dasselbe Geschäft zu wiederholen. Auch sein Käufer betrachtet die erworbene Plantage als Geschäft, das ihn in kurzer Zeit bereichern soll, um es sodann mit Vortheil weiter zu veräußern. Es liegt in der Natur der Sklavenwirthschaft. daß sie nicht den Mann dauernd an den Besitz fesselt, den er geschaffen. Es fehlt ihr das Element der Verwandschaft, in die der freie Arbeiter zur selbstgepflügten Scholle tritt. Dort steht der Sklav zwischen dem Herrn und der freundlichen Natur, die ihr Füllhorn vor ihm ausschüttet; dem freien Arbeiter reicht sie ihre Gaben in die eigene Hand; dieser gewinnt die Erde lieb, auf der er seinen Schweiß vergießt; jener aber schätzt sie nur nach nach dem Ertrag, den sie ihm abwirft. So verschieden, wie die Farbe ihrer Haut, so verschieden und so fremd sind sich die Interessen, die Impulse, die Sympathien jener beiden, scharf getrennten Kulturelemente in Texas; nimmermehr werden schwarze und weiße Arbeit neben einander auf demselben Boden gedeihen. Deshalb hat sich die fremde Ansiedelung, namentlich der deutsche Bauer und Farmer, vor der eindringenden Kolonisation der Sklavenhalter nach demjenigen Theil des Landes zurückgezogen, wo die große Plantagenwirthjchaft weniger bekannt ist, als auf dem üppigen Prärie- und Alluvialboden des Südens, nämlich nach dem höher gelegenen und vorzüglich für Getreidebau geeigneten Tafelland des Nordwestens. Gegenwärtig bildet die freie Arbeiterbevölkerung dort eine mächtige geschlossene Partei, welche sich schon

mehrmals im Kampf mit dem sklavenhaltenden Süden versucht hat, und da sich ihre Grenzen nach den natürlichen Bedingungen des Bodens so scharf abzeichnen, wie ihre politischen Grundsätze, so wird über kurz oder lang eine Trennung des freien Texas vom Sklavenstaat eine Folge dieses Kampfes werden. Gegenwärtig beträgt die gesammte weiße Bevölkerung von Texas wenig über 300,000, es kömmt also nicht einmal ein Freier auf die englische Ouadratmeile. Die Zahl der Sklaven ist größer, hat aber noch keine Rubrik und keinen Census. Unter der nicht anglo- amerikanischen Einwanderung nehmen die Deutschen die bei Weitem größere Ziffer ein; von mexikanischem oder spanischem Blut ist kaum eine Spur mehr zu erkennen und die Indianerstämme, welche bis nach der Nordgrenze zurückgedrängt sind, werden vor der vorschreitenden Kultur und einer energischeren Machtentfaltung des Gouvernements wohl bald ganz aus ihrem angestammten Gebiet weichen müssen.

Unter den wenigen Städten, in denen die so spärliche Bevölkerung sich etwas dichter zusammendrängt, ist Galveston, die Seepforte des Landes, die bedeutendste. Sie liegt, wie Venedig, auf einer Insel in der Bai, hat aber auch sonst nicht das Geringste mit der Königin von Adria gemein. Sie ist zur Zeit noch nichts Besseres, als ein weitläufiges, von ungepflasterten Straßen rechtwinkelig durchkreuztes Baracken- und Budenlager, um den nächsten und dringendsten Bedürfnissen des fremden Handels und der Schifffahrt sowie des Verkehrs mit dem Binnenlande zu genügen; ihre Architektur gehört dem „Scheunenstyl“ an. der nächst-höheren Stufe über dem Blockhausstyl. An Besseres zu denken, dazu findet sich bei der Hast und Geschäftigkeit, mit der die Bewohner die nothdürftigste Ausstattung ihrer städtischen Wirthschaft zusammentragen, keine Zeit. Ungefähr 4000 fest angesiedelte Einwohner leben zur Zeit in Galveston und daneben, namentlich in der Saison der Verschiffungen und der Einwandererzüge, wogt ein buntes Gemenge aller Raçen und Nationalitäten, wie wir sie in allen Seestädten Amerika’s antreffen. Galveston spedirt zwei Drittel der ganzen texanischen Ausfuhr, darunter über 100,000 Ballen Baumwolle, welche ihm größtentheils durch die in die Bai mündenden Flüsse zugeführt werden. Mit New-Orleans und den Hauptplätzen der atlantischen Küste unterhält Galveston regelmäßige Dampf- und Packetboot-Verbindungen. So blühend und rührig auch der Verkehr für den kleinen Ort jetzt schon erscheint, so ist er doch nur ein schwacher Schatten, den er seiner künftigen Entwickelung voraus wirft, wenn wir bedenken, daß das Land, welches hinter ihm liegt, bestimmt ist, die hundertfache Bevölkerung aufzunehmen und einst seine Zuckerplantagen wohl allein mehr produciren werden, als die des übrigen Kontinents zusammen gerechnet.



GALVESTON in TEXAS

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 83-88.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 10f.

DCCLXXVIII. Widdin[216].

Der erste Akt des westöstlichen Trauerspiels ist zu Ende, der Vorhang ist gefallen und die Spieler ruhen von ihren Anstrengungen aus. Nicht auf dauerhafte Eselshaut, sondern auf dünnes „*Papier Napoleon*“ geschrieben, wandert der Friedenspakt[217], mit den schweren Kapseln der Staatssiegel behangen, in die Archive, um die tausend Urkunden des „ewigen Friedens“ um eine zu vermehren, das Publikum horcht pflichtschuldigst auf die erbaulichen Reden von der Frömmigkeit, Humanität und Uneigennützigreit der paktirenden hohen Herrschaften und die ganze Brut jener Sophisten, welche, der Zeit ächte Kinder, ihr feiles Talent jeglicher Gewalt verschreiben, ist an das Tageslicht gekrochen, um den Ruhm ihrer Gebieter in Epopöen zu verherrlichen. Von der Vorstellung ihrer Größe erfüllt, haben sich die Herren auf den Kothurn[218] gestellt, und allerlei Livree- und Lumpenvolk ist auch bereit, sie zu begaffen, zu bewundern und zu beklatschen. Die Marionetten der Könige, welche bisher Würgens spielten, sie liegen einander als Zechbrüder in den Armen und erdrücken sich, gehorsam der erhaltenen Parole, in den Gefühlen gegenseitiger Liebe, Freundschaft und Bewunderung; – die Tartüffs und Schalksnarren der Politik aber, die Diplomaten, sitzen wieder oben auf, und die kastrirte öffentliche Meinung, der glatten Lüge gewöhnt, und der rauhen Wahrheit abhold, läßt sich das Blendwerk gefallen. Ist nicht schlechtes Druckpapier überall willig, der dummdreisten Flunkerei im Kleid der schönen Phrase seine Spalten zu öffnen und baaren Lohn dafür zu empfangen? Hat die privilegirte Lüge noch vom Todtengericht der Lebenden etwas zu fürchten? Die Bureaux des *esprit public*[219] sind an die Stelle der kritischen Vehme getreten und in dem Maße, als das öffentliche Urtheil gefesselt und vergiftet wird, erhalten die Herren des Preßbengels Sicherheit und Freiheit, das Schwarze weiß zu nennen und das abgestorbene dürre Braun des Herbstes als frisches Lebensgrün anzupreisen.

Die Geheimlehre der Monarchie ist kein Geheimniß mehr. Ihre Offenbarung ist Gemeingut der Welt geworden. Die feiste, bleiche Asphodilblume im Schattenlande[220] ist entfaltet, die Verheißungen der Propheten und die dunkeln Sagen eines neuen tausendjährigen Reichs, welches im Moder der Gräber fußt und die alte Zeit wie der jung machen will, sollen in Erfüllung gehen. Die modernen Cagliostro's[221], welche mit ihren Galvanisirungsexperimenten dem Publikum Kurzweil machten, wollen nun alles Ernstes die Erneuerer der Zeiten seyn, und statt aus dem frischen, hellen, fröhlichen Leben zur Himmelspforte höherer Erkenntniß hinanzusteigen, soll der Mensch hinabgeführt werden in's Unterreich, er soll,

[216] Die bulgar. Stadt Widin (bulgar. Видин, Vidin; rumän. Diiu).

[217] Der seit 1853 tobende Krimkrieg (siehe hierzu S. 167, Anm. 653) war am 30. März 1856 mit dem „Dritten Pariser Frieden“ beendet worden.

[218] Siehe hierzu S. 7, Anm. 6.

[219] Frz., die öffentliche Meinung.

[220] Der Asphodelengrund der griech. Mythologie; neben dem Elysion (griech. Ἠλύσιον [Πεδίον], Elýsion [Pedíon], „das Selige [Feld]“) der Seligen und der Hölle Tartaros (griech. Τάρταρος, Tártaros; lat. Tartarus) der mit Asphodelen (Steppenkerzen, Eremurus) bewachsene weitere Teil der Unterwelt, in dem die meisten Verstorbenen als Schatten weilten, bis sie sich verflüchtigen durften.

[221] Der ital. Hochstapler, Okkultist, Alchemist und Scharlatan Alessandro Graf von Cagliostro (ital. Alessandro, conte di Cagliostro; eigentl. Giuseppe Balsamo; 1743–1795).

statt im geistigen Licht, in der Finsterniß wandeln, er soll die Heiterkeit und Unbefangenheit des Lebens hingeben zur Sühne einer Schuld, von welcher der Weltheiland nichts gewußt. – Die da sich weiß machen, daß sie die Zeit beherrschen, die da wähnen, daß sie die ruinenbedeckten Todtenhügel der alten Welt nur mit einem eisernen Meer des blinden Glaubens zu umgießen brauchen, um ihrer Macht und Herrlichkeit für eine lange Zukunft ganz sicher zu seyn, die in ihrem Uebermuth so gern ein Jahrtausend aus der Geschichte rissen, um es, im Ketzerhemde, den Flammen hinzugeben, sie. die ihre eingebildete Untrüglichkeit und Heiligkeit an den Platz der gesunden Vernunft gestellt haben sie, die Odinszauberer[222], welche der Menschheit die längst abgestreiften Naturhüllen wieder anziehen möchten, und sich unterfangen, den Strom der Geschichte über Stürze und Wasserfälle zurück zu seinem Ursprunge fließen zu machen, sie werden's doch nicht durchsetzen. Der alte Meister des Höllen zwangs ist stärker als sie. Ob ihn Gott selbst in der edlen Kunst unterwiesen, oder ob Satanas, wie die Gegner sagen, sein Lehrmeister gewesen ist. darauf kommt's nicht an; genug, der Schatz des Wissens, der als Barrengold wohlverschlossen im Tempel lag, er ist ausgemünzt, er ist in Umlauf, die Wissenschaft hat Kapital zu Kapital geschlagen, hinabgedrungen ist ihr Licht in alle Schichten der Gesellschaft und in unendlicher Entwickelung schafft sie fort und fort. Mag man auf die freie Forschung die Hunde und den wilden Jäger hetzen; mögen Despotismus und Pfaffenthum im engsten Bunde alle Pest-Miasmen[223] über dieselbe ausgießen; möge der finstere Zelotismus[224] seine Furien gegen sie loslassen; möge die Gewalt das Schwert gegen sie ziehen; mögen alle Söldner der Arglist und Perfidie gegen sie ausgeschickt werden, sie zu bezwingen: doch wird der Kampf für sie mit dem endlichen Siege endigen, doch wird der Zukunft die Gewißheit erobert werden, daß keine Tyrannei ferner in der Geschichte geduldet wird. Die Hoffnungen der künftigen Geschlechter knüpfen sich an diesen Sieg. Er liegt zwar noch fern im Morgenroth; Abend ist's und Mitternacht ist noch nicht hereingebrochen; noch hat die höllische Leidenschaft nicht ausgetobt. Die Trugkünste der Gewalt sind noch nicht bankerott geworden, die Nichtswürdigkeiten der Hof- und Kirchen-Politik tragen noch unverholen die Häupter stolz empor, und ihr Streben, den Geist entweder dem Fleische, oder dem Aberglauben und der Unvernunft dienstbar zu machen, stellt sich unverholen zur Schau, als sey ihnen das Ziel unfehlbar. Wird doch sogar schon Das, was die äußerste Mäßigung an Reformen begehrt, als Hochverrätherische Anmaßung betrachtet, weiß sich doch, im Uebermuthe des Selbstgefühls, die Reaktion nicht mehr zu halten, entwickelt sie doch eine Zerstörungskraft, die furchtbarer in ihren unausbleiblichen Folgen ist, als die Revolution selber. Da hilft kein Warnen mehr. Einem finstern dämonischen Geschicke verfallen, gräbt sie sich selbst den Abgrund, der sie verschlingen wird, wenn einst geschieht, was nicht ausbleiben kann, nachdem es zum Aeußersten gekommen.

Oder kann, frage ich, je eine billige Mitte gefunden werden zwischen Denen, die nichts gestatten und Denen, die Alles fordern? deren Habsucht nach Allem gelüstet, und Denen, die jede Forderung verneinen? zwischen den Leidenschaften, die sich beständig einander herausfordern und sich verfolgen? zwischen der Gewalt und Denen, welche die Gewalt fürchten? zwischen Tücke und Bosheit, zwischen Argwohn und Arglist? zwischen Denen, die das Recht der freien Selbstbestimmung negiren und in Ketten legen und Jenen, die auf gänzliche Unbotmäßigkeit hinarbeilen? Nenn man thöricht den Ideen entgelten läßt, was die Menschen verschuldet haben; wenn man, statt mit Vorsicht alles Brandige auszuschneiden und die heilende Salbe auf die Wunde zu legen, mit unverständigem Messer in den gesunden Lebenstheilen wühlt; wenn man, anstatt die streitenden Elemente der Gesellschaft durch eine schonende und gerechte Würdigung und durch Weisheit zu versöhnen, sie zur höchsten Erbitterung gegen einander aufstachelt; wenn man die Gegensätze derselben auf die Spitze treibt, so daß sie, äußerlich wie innerlich gespalten, aus einander reißen müssen: so wird und muß der Tag kommen, wo die alte Gesellschaft vor der Zeit an ihren Wunden verbluten. ebe der Lebenskeim der neuen stark genug geworden ist, um zum kräftigen Stamme aufzuschießen. Und dann wird die Gesittung still stehen auf lange Zeit, und während durch der Anarchisten Vandalen-Hände ihre allen Formen in Trümmern gehen, wie durch die

[222] Odin bzw. Wotan, der Hauptgott der nordischen Mythologie.

[223] Siehe hierzu S. 8, Anm. 8.

[224] Fanatiker in Glaubensfragen (von griech. ζηλωτής, zēlotḗs, „der Eiferer").

Barbaren in den letzten Tagen Roms es geschah – so werden Völker und Dynastien einem Geschicke verfallen, an das man ohne Grauen nicht denken kann.

Kein Zweifel ist es, daß das Kriegs-Drama[225], welches in dem orientalischen Streit seinen ersten Akt eben beschlossen hat, den Austrag der gesellschaftlichen Frage für Europa viel näher herbei geführt hat, als sich Viele träumen lassen. Der Welttheil ist nach zwei Richtungen prinzipiell geschieden und durch die neue Gruppirung der Staaten, welche auf den Pariser Frieden folgt, wird dies recht deutlich werden. Dieselben Gährungsstoffe, welche zur Reformationszeit die eine der beiden christlichen Hauptkirchen in zwei Reiche, in ein mitternächtliches und ein mittägliches, ein protestantisches und katholisches, gespalten haben, dieselben Gährungsstoffe, welche im Glaubensterritorium zur Trennung führten, sie haben auch auf dem politischen und socialen Gebiete eine Krisis vorbereitet. Die Bewegung der treibenden und schwingenden Kräfte wird mit jedem Tage intensiver, die Pulse schla gen schneller, voller, gespannter. Der neue, fließende Besitz hat den alten, festen wandelbar gemacht; der persönliche Reichthum hat über den ererbten das Uebergewicht erhalten, die Aristokratie des Geldes herrscht über die Aristokratie der Geburt, der Ackerbau hat seine Natur verändert und ist mehr Gegenstand der Spekulation und der Fabrikation geworden, der alte Handel hat im neuen Weltsinn die Stütze gefunden, deren er, gegenüber der riesenhaft entwickelten Industrie, nicht mehr entbehren konnte. Selbst die Waffenehre gehört dem Adel nicht mehr allein; denn die all gemeine Wehrhaftigkeit hat dem Bauernstand und Bürgerthum ein Selbstgefühl gegeben, welches die Dressur zum willenlosen Gehorsam nie ganz unterdrücken kann, und das sich in den Krisen großer Revolutionen stets als das entscheidende Element bewähren wird. Und wie sieht es aus mit der alten Volkspoesie, die so lebendig durch die Iahrhunderte ging? Sie ist verstummt, der Sänger Mund feiert die Ehre der Dynastien und Geschlechter selten mehr; und wenn er's einmal thut, so ist's bezahlte Arbeit: denn die Fäden sind zerrissen, im Gedächtniß des Volks ist ihre Geschichte ausgelöscht, es begreift nicht mehr, worauf das Fürstenthum seine Ansprüche auf Macht und Herrlichkeit gründen mag anders, als auf den faktischen Besitz der Gewalt und die Mittel, letztere zu behaupten. Das Volk von heute ist überall ein anderes als das Volk von ehedem und das Benehmen der Gewalt, den Ansprüchen und Bedürfnissen einer gänzlich veränderten neuen Zeit zagend, störend und hindernd entgegenzutreten, ist nicht dazu angethan, den schon fest gewurzelten Volkshaß gegen das Historische zu besänftigen und zu mindern. Das Gefühl des Unzureichenden in den alten, gelockerten Verhältnissen, des Widersinnigen in den Bestrebungen, diese Verhältnisse zu restauriren und zu befestigen, ist ein allgemeines, und durch die plumpe Flickarbeit der Rückschrittsparteien wird ihr gänzlicher Einsturz nur beschleunigt. Die Wiedereinführung einer doppelten Aristokratie in Kirche und Staat, die als Panacee[226] gegen die inneren Gährungselemente, deren gewaltige Bewegung man so allgemein und so ängstlich fürchtet, da und dort versucht wird, kann unmöglich zur Befestigung und Stärkung der königlichen Macht dienen; die Geschichte hat vielmehr von ihren Wirkungen nur Zeugnisse im entgegensetzten Sinne gegeben. Die er strebte Dreieinigkeit der Gewalten, Königthum, Adel und Kirche, ist noch allemal in Uneinigkeit ausgegangen, und sie hat zum Oeftern schon den Untergang herbeigeführt, indem sie die Revolution hervorrief. Wenn das Königthum den Beistand der Kirche und des Adels für große Opfer erkauft, so wird es doch immer nur so lange auf dieselben rechnen dürfen, als beide, Adel und Kirche, des Königthums noch bedürfen, um ihre Machtstellung zu befestigen. – Wer hat die alte Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums zertreten? Durch wen gerieth es in jenen Zustand tiefster Erniedrigung und Ohnmacht, in dem es, zum Unglück des Vaterlandes, bis zum Tage seiner Auflösung verharrte? Hat die Autorität es schon vergessen, daß es thöricht ist, in dieser Zeit, wo alle Schwerpunkte der Gesellschaft sich verrücken, sich selbst die Hebelarme zu verkürzen und zu schwächen, deren äußerste Stärke kaum hinreichen wird, das gestörte Gleichgewicht auf einige Zeit wieder herzustellen? Soll das Bibelwort: wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit[227], immer vergeblich predigen?

---

[225] Der Krimkrieg (siehe hierzu S. 167, Anm. 653).

[226] Griech.-lat. für Allheilmittel, Wundermittel.

[227] „In einem Scholion – einer erklärenden Randbemerkung – zu einer Stelle in der Tragödie „Antigone" des altgriechischen Dichters Sophokles (um 496 bis um 406 v. Chr.) finden sich die folgenden Verse eines unbekannten Dichters: ‚Immer wenn die Gottheit einem Menschen Böses antun will, so fügt sie zuerst seinem Verstand Schaden

---

Eine Donaufahrt von Wien nach Galatz[228] war noch vor 50 Jahren ein bedeutendes und gar beschwerliches Unternehmen, welches 5 bis 6 Wochen Zeit kostete und nicht ohne Gefahr zu bestehen war; der Zauberer Dampf hat's zu einem komfortabeln Ausfluge von ein paar Tagen gemacht. Selbst das „eiserne Thor“[229] an der türkischen Grenze hat seine Schrecknisse verloren, seitdem Oesterreichs Ingenieure die Felsen gesprengt haben, welche den engen Kanal gefährlich machten, den sich der Strom durch das Gebirge sägen mußte, ehe er zur bulgarischen Ebene gelangen konnte. Auch die 23 Wasserwirbel bei dem Orte Sip[230], so gefürchtet in früheren Zeiten und wo so viele Fahrzeuge ihren Untergang, so viele Menschen ihren Tod fanden, sind durch Sprengungen und Ausfüllungen unschädlich geworden, und der Reisende vernimmt sorglos aus dem Munde der Schiffer die Sagen von den Geisterschaaren der Verunglückten, welche um Mitternacht bei Vollmondlicht auf den glitzernden Wogen tanzen. In einem schiffbaren Kanal, den die Römer, zur Umfahrung dieses Punktes, einst gegraben hatten, weiden jetzt Heerden unter dem Schatten prächtiger Bäume. Cladova[231] ist die erste Stadt auf türkischem Gebiete. Malerisch schmiegt sich der kleine Ort an den Strom, umgeben und kaum geschützt von verfallenen Wällen und einem alten Römerkastell auf der nächsten Höhe. Trachten, Sitten und Gebräuche des Lebens, die Bauart der Häuser und die Physiognomien der Menschen tragenden orientalischen Typus und lassen erkennen, daß man die Völkerscheide des Abend- und Morgenlandes betreten hat. Die Natur selbst nimmt Theil an dieser Verwandlung. Die Donau ist aus dem Gebirgslande in die große walachisch-bulgarische Ebene getreten, in ein weites, fruchtbares, einförmiges Land, mit unabsehlichen Getreidefeldern, – der Kornkammer zweier Welttheile. Rebengelände erheben sich da und dort auf der bulgarischen Seite, bald erblickt man den letzten Thurm vom alten Severinum[232] und ein paar Pfeiler der Brücke, welche Kaiser Trajan[233] über den Strom erbauen, Hadrian[234] aber aus Furcht vor den Einfällen der Barbaren bald wieder zerstören ließ. Ein herrliches Werk war es mit seinen 20 Granitbogen, welche den Strom in einer Breite von mehr als 2000 Fuß überspannten. Hinter Cladova, eine Stunde weiter abwärts, wird das bulgarische Ufer felsig; auf steiler Höhe ragt malerisch über ein Baumgewölbe die Ruine einer alten Römerburg und zu ihren Füßen kauert ein Dörfchen, über dessen niedrigen Dächern in der Ferne die Minarets[235] und Thürme einer großen Stadt am Horizonte schimmern. Es ist

---

zu, mit dem er plant.‘ Daraus ergab sich, wohl über das gleichbedeutend mittellateinische ‚Quos deus perdere vult, dementat prius‘ im Deutschen: ‚Wen Gott verderben will, den verblendet er.‘ Hieraus wiederum entwickelte sich wahrscheinlich unter Einfluß der aus dem Alten Testament stammenden Wendung ‚Mit Blindheit schlagen‘ die Form ‚Wen Gott vernichten will, den schlägt er mit Blindheit‘.“
(http://universal_lexikon.deacademic.com/318699_/Wen_Gott_vernichten_will%2C_den_schlägt_er_mit_Blindheit).

[228] Heute das rumän. Galați (griech. Γαλάτσι, Galátsi; viell. osman. غالاچ, Ġālaç).

[229] Das Eiserne Tor (osman. تيمرقپى, Tīmurḳapı; aus osman. تيمر, tīmur, „das Eisen“, قپو, ḳapu, „das Tor“, „eisernes Tor“; serb. Ђердап, Đerdap; rumän. Porțile de Fier; ungar. Vaskapu; bulgar. Железни врата, Železni vrata) ist ein Durchbruchstal an der Donau, zwischen den Serbischen Karpaten und dem Banater Gebirge, an der Grenze von Serbien und Rumänien, gelegen.

[230] Heute die serb. Ortschaft Novi Sip (serb. Нови Сип, Novi Sip; osman. سپ, Sip, „die Gerberlohe“).

[231] Kladovo (serb. Кладово; osman. فاتحاسلام, Fetiḥislām, frei übersetzt „Tor zum Islam“).

[232] Das rumän. Drobeta Turnu Severin (ungar. Szörényvár; Dt. Turn-Severin; Bulgar. Турну Северин, Turni Severin; serb. Дробета-Турн Северин, Drobeta-Turn Severin).

[233] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser; die Brücke war in den Jahren zwischen 103 und 105 n. Chr. von röm. Truppen erbaut worden.

[234] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römische Kaiser; dir Brücke wurde jedoch erst ca. 270 n. Chr. unter Aurelian (214–275 n. Chr.) zerstört.

[235] Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, mināre zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab., منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm“, wörtl. übersetzt „Ort des Lichts“ oder „Ort des Feuers“ von arab. نَار, nār, „Feuer“.

Widdin. Mit seinem Brückenkopf Kalafat[236] auf walachischer Seite ist es, nach Belgrad, das festeste Bollwerk der türkischen Donauländer.

Widdin, wie alle Städte Bulgariens, ist seit Jahrhunderten in Wohlstand und Bevölkerung zurückgegangen, und so prächtig es aus der Ferne sich ausnimmt, so häßlich erscheint es, wenn man ihm näher in’s Gesicht schaut. Schmutz, Vernachlässigung und Verfall machen sich überall kenntlich. Desto schöner ist die Natur der Umgebung. Wäldchen von Cypressen und Terebinthen mahnen an die Nähe des Südens, auf den Felsterrassen des Donauufers klettert die Rebe fast ohne Pflege empor, und ihre Trauben liefern den feurigsten Wein. Der majestätische Strom wälzt seine Wogen wie ein fließendes Meer meilenbreit dahin, und große und kleine Eilande tauchen aus dem Gewässer empor, bald flach, niedrig und mit haushohem Rohr bewachsen, bald mit dichtem Wald bedeckt. Legionen von Wasservögeln streiten sich mit den Wölfen und Ebern um deren Besitz. Auf und in dem Strome aber wimmelt ein buntes Leben, vom mächtigen Stör und Hausen[237] an bis zum goldschuppigen Gründling, und den Dampfer umkreisen Schwärme von Pelikanen und Züge von Kranichen, während Adler in den Lüften kreisend nach Beute spähen.

In den ersten Scenen des letzten Kriegs hat Widdin mit Kalafat eine wichtige Rolle gespielt. – Von dort aus hielt Omer Pascha[238] mit der türkischen Hauptarmee das ganze Invasionsheer der Russen in Schach, und Kalafats Verschanzungen und ihre Umgebungen wurden 4 Wochen lang täglich mit dem Blute der Kämpfenden und Stürmenden getränkt. In dem erbitterten Ringen gingen die besten Kräfte beider Armeen zu Grunde, und als die Russen, erschöpft, den Plan, von Widdin über Sophia[239] nach Konstantinopel[240] zu dringen, aufgeben und die kleine Walachei[241] räumen mußten, waren die Türken zu schwach, den vernichtenden Schlag auf den Feind zu führen, welcher, wenn er damals geschehen wäre, den Völkern eine Million ihrer Söhne und einige Milliarden ihres Gelds erhalten und dem Welttheil einen dauerhaftern Frieden gegeben haben würde, als die doch nur kurze Waffenruhe, welche man jetzt der Leichtgläubigkeit als einen ewigen Frieden anrühmt. Wer heißt die kurze Frist der Waffen ruhe am lautesten willkommen, und wer hofft sie am gründlichsten auszubeuten? Doch nur die Phantasten, welche alles Erstorbene historisch, alles Starre, Todte und den öden Buchstaben als das allein Urkundliche und allein Berechtigte angesehen wissen wollen und in der Wiederkehr ,,der alten guten Zeit des Mittelalters“ die Erlösung von der sündigen Gegenwart schauen. Aber jede Narrheit wirkt nur stoßweise in der Geschichte und auf Augenblicke, und Falstaff tröstet: „laßt sie nur machen![242]“

[236] Die rumän. Ortschaft Calafat (osman. bulgar. Калафат, Kalafat; osman. قلافت, Kālāfat) gegenüber von Widin (siehe hierzu S. 62, Anm. 200).

[237] Der Beluga-Stör (Huso huso).

[238] Der osman. Feldmarschall Omer Pascha (eigentl. Mihajlo Latas; osman. عمر پاشا, ʿÖmer Pāşā; 1806–1871).

[239] Sofia (bulgar. София, Sofija; osman. صوفيه, Ṣofya).

[240] Siehe hierzu S. 25, Anm. 95.

[241] Walachei ist eine veraltete Bezeichnung für das heutige Rumänien.

[242] Frei zitiert aus dem Libretto von Auguste Romieu (1800–1855) und Alphonse Royer (1803–1875) zu Giacomo Meyerbeers Oper (1791–1864) „Heinrich der Fünfte, oder Falstaff und seine Spießgesellen. – Melodram in drei Akten“ (Köln: Dietz 1832), S. 121 (frz. Originaltitel: „Henry V et ses compagnons, drame en 3 actes, Paris, Théâtre des Nouveautés, 27 février 1830. Avec Alphonse Royer. Musique de Giacomo Meyerbeer“).


DCCLXI
WIDDIN
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbghsn.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 89-99.

DCCLXXIX. Marathon[243].

An der Ostküste Attika's, von Athen und Euböa 5 Meilen entfernt, auf einer von Bergen eingeschlossenen, etwa 3 Geviertmeilen großen Ebene, welche ein Flüßchen in mäandrischen[244] Windungen durchrieselt, steht ein Dörfchen, von Hirten bewohnt. Marathon ist sein Name. Auf diese Ebene wurde von Miltiades[245] mit seinen Atheniensern die Heldenschlacht gegen das zehnfach größere Heer der Perser geschlagen und jener unsterbliche Sieg er fochten, welcher als die erste in der Reihe von Großthaten glänzte, welche die Geschichte Griechenlands verherrlicht haben.

Es war im Jahr 490 vor unserer Zeitrechnung, als Darius Hydaspes[246], der große König des Perserreichs, zur Unterjochung Griechenlands entschlossen, seine Heere über den Bosporus sandte. Der Schrecken ging dem unermeßlichen Zuge voran. Thracien[247] und Macedonien[248] unterwarfen sich ohne Widerstand; die meisten griechischen Städte – freie Gemeinwesen – sandten ihre Boten den Feldherren entgegen und gelobten Unterwerfung; Sparta zauderte; Athen aber, das mächtige, mit ihm das kleine heldenmüthige Platäa[249], wiesen stolz jeden Gedanken an Unterwerfung zurück. In allgemeiner Volksversammlung gedachten die Athenienser, „daß zu sterben aller Menschen Loos, groß zu handeln aber der Auserwählten Vorzug sey“[250], – und ihre Männer und Jünglinge, zu siegen oder zu sterben bereit, unter 10 selbstgewählten Führern, Miltiades der erste unter diesen, zogen den persischen Heermassen entgegen, die sie auf der Ebene von Marathon erwarteten. 12,000 Griechen fochten hier gegen 120,000 Perser, ungerechnet ihren zahllosen Troß. Im Rennlauf stürzten sich die Griechen auf den Feind, Mann gegen Mann kämpfend durchbrachen sie seine enggeschlossenen Glieder und ihr kurzes breites Schwert würgte so fürchterlich, daß endlich Schrecken und Entsetzen die Perser erfaßte. Niemals wurde mit höherer Begeisterung gefochten, niemals ein glorreicherer Ausgang erkämpft und niemals knüpften sich so unermeßliche Folgen an einen Sieg. Hätten die Perser bei Marathon gesiegt, so wäre die Blüthe der griechischen Kultur in ihrem ersten Entfalten zerknickt worden. „Alsdann hätte

---

[243] Die Schlacht bei Marathon (griech. Μαραθών, Marathṓn) im Jahre 490 v. Chr., in der Miltiades (siehe hierzu S. 68, Anm. 245) die Perser unter Dareios I. (siehe hierzu S. 68, Anm. 246) besiegte.

[244] Siehe hierzu S. 34, Anm. 128.

[245] Miltiades (griech. Μιλτιάδης, Miltiádēs; ca. 550–ca. 489 v. Chr.), der Sieger in der Schlacht bei Marathon (siehe hierzu S. 68, Anm. 200).

[246] Dareios I. (altpers. 𐎭𐎠𐎼𐎹𐎺𐎢𐏁, Dārayauš; hebr. דָּרְיָוֶשׁ, Darəyaveš; griech. Δαρεῖος; 549–486 v. Chr.), der Sohn des Hystaspes (altpers. 𐎻𐏁𐎫𐎠𐎿𐎱, Vištāspa; griech. Ὑστάσπης; ca. 570–495 v. Chr.).

[247] Thrakien (griech. Θρᾴκη, Thrákē; bulg. Тракия, Trakija; osman. تراقیا, Trāḳyā), eine Landschaft auf der östlichen Balkanhalbinsel, die heute zu den Staaten Bulgarien, Griechenland und Türkei gehört.

[248] Griech. Μακεδονία, Makedonía; mazed. u. serb. Македонија, Makedonija; bulg. Македония, Makedonija; osman. ماقدونیا, Māḳadūnyā. Mazedonien war im Osmanischen Reich verwaltungsmäßig hauptsächlich aufgeteilt in das Vilāyet-i Manāstır (osman. ولایت مناستر) und das Vilāyet-i Yānya (osman. ولایت یانیه). Diese Gebiete gelangten erst nach dem 2. Balkankrieg 1913 vollständig unter die Herrschaft Griechenlands.

[249] In der Schlacht bei Plataiai (griech. Πλαταιαί, Plataiaí; lat. Plataeae) in Böotien besiegten die Griechen im Sommer 479 v. Chr. das persische Landheer unter dem Feldherrn Mardonios (altpers. 𐎶𐎼𐎯𐎢𐎴𐎡𐎹, Marduniya; griech. Μαρδόνιος, Mardónios; † 479 v. Chr.). Nachdem die Griechen bereits im Vorjahr die Flotte des pers. Großkönigs bei Salamis (griech. Σαλαμίς, Salamís) vernichtend geschlagen hatten, bedeutete der Sieg bei Plataiai das Ende der pers. Versuche, Griechenland zu erobern.

[250] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

kein Phidias[251] und kein Praxiteles[252] den Marmor beseelt, kein Pindar[253] hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides[254] süße Thränen entlockt, kein Herodot[255], kein Xenophon[256] hätte große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles[257] hätte Schätze der Weisheit gegraben, kein Sokrates und kein Epaminondas[258] hätte durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassungen wären, bevor sie Früchte getragen, von der Erde verschwunden, und der wilde Römer, wäre er aufgekommen gegen der Perser Macht, hätte keine Sänftigung durch griechische Weisheit und Gesittung erhalten; – er hätte dann wohl die Erde erobern können, nicht aber sie civilisiren, und die neue Kultur, die Tochter der Alten, wäre nicht entstanden“[259]. So viel lag daran, daß bei Marathon die Freiheit siegte.

Seit dem marathonschen Siegestage ist Fluth und Ebbe dreimal verheerend durch Hellas Zeit gegangen. Wird sie zum vierten Male heran und herniedersteigen? Wird Hellas mit den Türken in Byzanz[260] die Rolle wechseln? wird der Anlauf der Begebenheiten jenen Geist noch einmal erwecken, der so groß und herrlich sich vor einem Vierteljahrhundert geoffenbart hat, auf daß er im Sturmschritt die alte Pforte niederwerfe, deren Grundfesten schon so lange unterwühlt sind? Eilig schreiten die Schicksale dieser Zeit; aber Pythia[261] bleibt stumm auf ihrem Dreifuß sitzen. Die Diplomatie hat Christus und Mohammed[262] zu Milchbrüdern gemacht, und bevor die Ernte der ausgesäeten Todsünde reif geworden, kann das Kreuz auf der Stirn der hellenischen Jugend und in den Fahnen seiner Heerschaaren seine rechte Bedeutung nicht gewinnen. –

Drei verhängnißvolle Städte gibt es – dem „Fragmentisten“ das Wort entlehnend, – drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopel[263]. Das eine ist die Wiege, das andere der Herrschersitz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christenthums. So lange das geschichtliche Menschengeschlecht die Erde bewohnt, ist und bleibt es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Biographie der Menschheit ist das Christenthum; denn jene hat keine höhere Aufgabe als Lebendigmachung, Inkarnirung des himmlischen Geschenkes in dem Wechselspiel irdischer Verhältnisse. – Alle Geschichte seit bald achtzehn Aeonen[264] ist nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche das Christenthum von Anbegin aus einander ging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Insichverharren auf der andern. Sinnbild

---

[251] Der griech. Bildhauer Phidias (griech. Φειδίας, Pheidías; ca. 500/490–ca. 430/420 v. Chr.).

[252] Der griech. Bildhauer Praxiteles (griech. Πραξιτέλης, Praxitélēs; ca. 390–320 v. Chr.).

[253] Der griech. Dichter Pindar (griech. Πίνδαρος, Píndaros; ca. 520– ca. 446 v. Chr.).

[254] Siehe hierzu S. 10, Anm. 19.

[255] Der griech. Geschichtsschreiber Herodot von Halikarnassos (griech. Ἡρόδοτος Ἁλικαρνασσεύς, Heródotos Halikarnasseús; 490/480–ca. 430/420 v. Chr.).

[256] Der griech. Politiker und Schriftsteller Xenophon (griech. Ξενοφῶν, Xenophōn; zw. 430 u. 425–ca. 355 v. Chr.).

[257] Der griech. Gelehrte und Philosoph Aristoteles (griech. Ἀριστοτέλης, Aristotélēs; 384–322 v. Chr.).

[258] Epaminondas (griech. Ἐπαμεινώνδας, Epameinṓndas; ca. 418–362 v. Chr); er gilt als der größte Staatsmann des boötischen Thebens (griech. Θῆβαι, Thēbai).

[259] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[260] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 25, Anm. 95).

[261] Griech. Πυθία, Pythía; die amtierende weissagende Priesterin im Orakel von Delphi (griech. Δελφοί, Delphoí; lat. Delphi).

[262] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[263] Siehe hierzu S. 25, Anm. 95.

[264] Äon (griech. ὁ αἰών, ho aiṓn, „Lebenszeit, Leben, Generation, Zeit, Zeitdauer, Zeitraum, Zeitalter, Ewigkeit“).

des ersten ist die ewige Roma mit dem ganzen dahinter liegenden Occident, Sinnbild des andern Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland. Alle Kraft, alles Leben im Reiche der Geister wie in der Natur, hat von Anbeginn, wie die Weltweisen sagen, einen erblichen, durch nichts auszugleichenden Widerpart. Und folglich ist es ein Gesetz ewiger und höherer Nothwendigkeit, was die beiden Hauptquartiere des ringenden Menschengeschlechts in Auffassung der christlichen Idee nicht weniger als der politischen und philosophischen Doktrinen auseinander hält. Auf beiden Seiten gehen die kleineren Kreise allmählig im großen Ringe unter, und alle Zerwürfnisse, alles Mühsal in Europa erscheint als Corollar[265] dieser elementarischen Entzweiung der einen Kraft. Wir müssen einen ureinsässigen, jetzt noch lebendigen, mit der *Urbs aeterna*[266] gleich unsterblichen, unaustilgbaren Reichsgenius von Byzanz als zweites Element der christlichen Welt anerkennen. „Wie?“ sagt wohl Mancher – „das verknöcherte Kirchenthum der Anatolier, das in Dienstbarkeit der Islambekenner schmachtende Byzanz – das stellt man auf eine Linie mit der sieggekrönten, lebensprossenden, weltumfassenden Tiberstadt?“ Allerdings, sobald wir die Dinge aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten, und wir uns über die Linie enger Parteirede und taglöhnernder Politik in eine freiere Region hinausschwingen; sobald wir nur auf das Bleibende, das Ewige, die Idee sehen. Modalität ist ja nicht Wesen und nur der Unkundige kann das Zufällige mit dem Unvergänglichen verwechseln. Der Schatten ist – das soll man nie vergessen so alt wie das Licht.

Schon längst ist bemerkt worden, daß nicht bloß einige Praktiken der türkischen Staatsverwaltung byzantinisches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmanischen Monarchie, die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die obersten Justiztribunale in Ost und West vom Hellespont[267], in Europa und in Anatolien, Namen der Aemter, Form der Polizei- und Mnnicipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebstahl der Obrigkeiten, Erbarmungslostgkeit und permanente Verschwörung des kaiserlichen Fiskus ge gen Gut und Eigenthum der Unterthanen sind bis auf diese Stunde – nur mit türkischer Benennung – byzantinisch geblieben. Die hohe Pforte[268] von Ikonium[269] und die Kaiserhöfe der christlichen Sultane von Byzantium und Trapezus[270] haben sich in Blut und Leben gegenseitig durchdrungen, und es ist heute nicht mehr gestattet, türkisches und byzantinisches Nationalleben als zwei widersprechende, sich feindlich gegenüberstehende Elemente auszuscheiden. Wenn man auch den obersten Lenker dieser kompakt in einander verwachsenen Land- und Völkermasse des Orients seit Jahrhunderten bei einem andern Namen nennt, so ist das Reich von Byzanz deswegen nicht untergegangen, sein Gestirn nicht erbleicht, seine Staatsidee nicht erloschen. Der Einzug der Sultane von Brussa[271] in die Paläste Blachernä[272] und Bukoleon[273] war nur ein Wechsel der Personen, nicht der Dinge; es war eine Restauration und Wiederbelebung verfallender Weltökonomie, ein schirmendes Provisorium, ein Instrument der Vorsehung, um die Fugen

---

[265] Korollar; in der Mathematik eine Sammlung von Feststellungen oder Folgerungen, die sich aus einem Satz oder einer Definition ohne großen Aufwand ergeben (von lat. corollarium, Kränzchen, Zugabe).

[266] Lat.: „Ewige Stadt“, Rom.

[267] Veraltet für die Dardanellen; griech. Ἑλλήσποντος, Hellléspontos, „Meer der Helle“, von Helle (griech. Ἕλλη), einer Figur aus der griech. Mythologie, die über den Dardanellen von Schwindel ergriffen ins Meer stürzte und πόντος, póntos „das Meer“. Neugriech. Δαρδανέλλια, Dardanéllia, wohl von der antiken Stadt Dárdanos (griech. Δάρδανος) abgeleitet. Osman. آق دكز بوغازى, Āḳ Deñiz Boġāzı; aus osman. آق دكز, Āḳ Deñiz, „Mittelmeer“, wörtl. übersetzt „weißes Meer“, und بوغاز, boġāz, „Schlund“, also frei übersetzt „Schlund des Mittelmeers“.

[268] Die „Hohe Pforte“ (arab./osman. باب عالى, Bābıāli, „Hohes Tor“), Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 69, Anm. 263).

[269] Die türk. Stadt Konya (griech. Ἰκόνιον, Ikónion; lat. Iconium; osman. قونيه, Konya).

[270] Griech. Τραπεζούντα, Trapezoúnta; osman. طرابزون, Ṭrābzon; heute türk. Trabzon.

[271] Siehe hierzu S. 25, Anm. 96.

[272] Mittelgriech. Βλαχέρναι, Blaxérnai); eine Vorstadt im Nordwesten Konstantinopels (siehe hierzu S. 69, Anm. 263), die bis zur Erweiterung des Mauerrings im Jahr 627 außerhalb der Stadtmauern lag.

[273] Der „Heilige Palast“ (griech. Ἱερὸν Παλάτιον, Hieròn Palátion; lat. Sacrum Palatium; osman. بيوك سرايى, Büyük Sarāyı) – und größte – in der Nähe des Hippodroms (griech. Ἱππόδρομος, Hipodromos; die Pferderennbahn im antiken Konstantinopel – siehe hierzu S. 25, Anm. 95) bzw. der Hagia Sophia (siehe hierzu S. 172, Anm. 670) errichtet.) in Konstantinopel.

eines Bauwerkes an einander zu klammern, bis die Zeiten voll, und die natürlichen Erben zur Reife der Jahre und zur Fülle der Kraft gekommen wären. Das kohärente Fortleben einer großen, im Abendlande nicht allgemein begriffenen, oder doch nicht sattsam gewürdigten, Europas Zukunft bedrohenden byzantinischen Staatsidee anschaulich zu machen, ist eine Hauptaufgabe unserer kritischen Zeit. Den schwungvollen Glanz der occidentalischen Reiche leugnet Niemand; aber Größe und Glückseligkeit des Abendlandes erblühte aus selbstständigem Ausbilden beider Hauptpotenzen der menschlichen Gesellschaft – des politischen und des kirchlichen Elementes. Der Säkularstaat konnte bei uns die Kirche nicht verschlingen, und die Kirche das weltliche Institut nicht aufzehren, und beiden ward Dank der Wärme germanischen Blutes – versagt, auf ihren Lorbeeren zu versinken. Liebe zur Freiheit und dennoch Ordnung, menschlich. mitleidvoll, und doch Feuer und Energie (*furor teutonicus*[274]) gegen fremden Zwang – so ist das lateinische Europa. Bei uns ist die Gesittung in's Privatleben herabgestiegen, und selbst die öffentliche Gewalt fügt sich obwohl gegen ihre Natur und immer sträubend – dem Joche der Sittengesetze und Gerechtigkeit. Barmherzigen Sinn und warmes Gefühl für fremde Noth kennt man nur im Abendlande. Institute, Orden, öffentliche Anstalten, um die Thränen der Mitmenschen zu trocknen und die Summe der von unserer Natur unzertrennlichen Leiden zu mindern; Menschen, die hingebungsvoll das Elend in seinem Verstecke freiwillig aufsuchen, Linderung und christlichen Trost bis in die niedrigste Hütte bringen, und fremde Drangsal um Christi willen zu eigener machen, kennt man nur im Abendlande: sie sind der schönste Schmuck der abendländischen Christenheit. Zu Byzanz ist die menschliche Brust den süßen Regungen des Mitleidens verschlossen, und an die Stelle der liebevollen That setzt man dort das leere, trostlose, unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menschliche Klugheit für bestimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader festgesetzt und zugeschnitten hat. Mit Privattugenden, sagen sie, mag es Jeder halten, wie er will; es gibt nur „byzantinische Pflichten für das Ganze", d. i. gemeinsames Zusammenwirken aller Individuen anatolischen Namens für Gründung materieller Gewalt und Herrschaft über die Erde, deren Besitz Iesus Christus der morgenländischen Kirche testamentarisch als Vermächtniß hinterlassen habe.

Von der Allgemeinheit und Stärke dieser byzantinischen Staatsidee hat der Occident vielleicht keine oder noch keine hinlänglich klare Vorstellung. Hier liegt die Gefahr. Konstantinopel war die erste ursprünglich und vollständig christliche Stadt des Erdbodens. Dort gab es keine weltliche Macht, von der man erst Duldung zu erbetteln oder Rechte zu erhandeln hatte; die Dogmatik legte den ersten Grundstein, stieg gleich im Beginn auf den kaiserlichen Thron und grub der oströmischen Welt ihr Gepräge ein, tief, unaustilgbar und un geschwächt bis auf diesen Tag. Nur eine Kraft blieb thätig; alle übrigen gingen in dieser einzigen unter. Die Aktion der Staatsgewalt nach Außen war Nebensache, das Schwert wendete sich nach Innen gegen die Energie der Geister, bis das Ungleiche überall geebnet, bis jeder Wille gebrochen, bis alle Spontanëität, alle selbstbewußte Schwingung romäischer[275] Nerven getödtet und im ungeheuren Länderkomplex nur ein Gedanke übrig war. Körper gab es im byzantinischen Staatsverbande viele; Seelen aber nur eine, Gedanken auch nur einen, und auch nur eine Stadt, die Auserwählte, das apokalyptische Jerusalem am Bosporus.

Für germanische Naturen hat dieser Nivellirungsprozeß des menschlichen Geistes etwas Dämonisches, Grasses. Zurückschreckendes; sie werden sich ihm niemals befreunden. – Ohne daß das Staatsoberhaupt die mythische Weihe des Priesterordens nahm, mußte der byzantinische Imperator doch Theologe seyn, in gesetzlich bestimmten Tagen am Hofe geistliche Vorträge, Exegesen und Homilien halten, weil eigentlich das Evangelium Reichskodex, weil Christus Imperator und der oströmische Basileus[276] nur seine irdische Hülle war. Nicht bloß für zeitliche Wohlfahrt und weltliche Ordnung hatte der „Gottgekrönte"[277] zu sorgen. Auch das ewige Heil der Unterthanen, was sie glauben und verdammen sollten, ward in letzter Instanz dem Imperator anheim gestellt. Als Scepter trug die kaiserliche Hand das Kreuz und, wie man auf alten Tempelfresken und Münzen jener Länder häufig jetzt noch sieht, schmückte das Zeichen der Erlösung alle Gewänder, Fahnen und Insignien des

[274] Lat.: „teutonische Raserei".

[275] Die Bewohner Ostroms bzw. Byzanz' nannten sich selbst Ῥωμαῖοι, Rhōmaioi, „Rhomäer".

[276] Griech. Βασιλεύς Basileús, „der König".

[277] Lat. „a deo coronatus imperator", „der von Gott gekrönter Kaiser", von Gottes Gnaden.

theologischen Herrschers, der den kaiserlichen Segen ertheilte und nach festem Glauben seiner Unterthanen sogar die Kraft der Mirakel besaß. Seine Handlungen erklärte das Gesetz für Akte der göttlichen Vorsehung und stellte sie folglich außer Bereich menschlicher Kritik. Daher das für abendländische Begriffe entsetzliche Gesetz, welches Tadel eines vom Fürsten bestellten Dieners, ja sogar den Zweifel an seiner Fähigkeit als Hochverrath und Beleidigung göttlicher Majestät bestrafte. Daher das Ungegohrene, das Melancholisch-Stille der byzantinischen Monarchie; daher die Palastwache der Silentiarier[278] und der erklärte Widerwille griechischer Ohren gegen Glockenton. Das regsame Wesen, die laute Rede und der feste Tritt des Abendländers hat für die Byzantiner etwas Widerliches, gleichsam etwas Zucht loses und empörend Freches, das man mit der Geißel niederschlagen soll. Denn zu Konstantinopel sind alle Kontroversen schon längst entschieden, alle socialen und geistigen Probleme aufgelöst, der Zweifel selbst verstummt. In den nervenschwachen Regierungskreisen Westeuropa's mag dies wohl da und dort als ein Segen erscheinen, und man darf sich nicht mehr wundern, wenn konservative, ruheliebende, verzagte Seelen, gegenüber dem Hochmuth und der Unbändigkeit des wissenschaftlichen Gedankens, die stupide Selbstverleugnung der byzantinischen Kirchen- Philosophie als einen heilsamen Damm gegen den stolzen und umwälzenden Sinn in der abendlichen Welt erblicken, und alles Ernstes sich gegenwärtig bestreben, Westeuropa mit byzantinischen Grundsätzen und Formen in Staat und Kirche zu beglücken, und das Schweigen der Gräber an die Stelle des rührigen Lebens zu setzen.

Der erste Lebensakt des byzantinischen Kirchenstaates, wir wissen es Alle, spann sich in buntem Gewühle über tausend Jahre fort, und der Uebergang zum zweiten, wo ein Padischah[279] den Reigen führte, war so schnell, so natürlich und geordnet, Kraft und Kunst der neuen Tragöden so eindringlich, nachhaltend und feurig, daß nach kurzem Gram über die Veränderung selbst bei den Besiegten die Threnodie[280] verstummte. In drei Tagen war die Verwandlung ausgeführt und Byzanz, nicht dem Blute, wohl aber der Seele und Gesinnung, nach, vollkommen türkisch. Das allgemeine Gefühl, dem lateinischen Abendland gegenüber wieder stark zu seyn, hatte Alles ausgesöhnt und das Joch des neuen Autokraten selbst leicht gemacht. Man vergesse es nie: – Eifersucht, Widerwille und Geringschätzung gegen die lateinisch glaubenden (katholischen) Völker ist Nationalcharakter und unaustilgbare Natur der Byzantiner. Auch hat nach Eintritt der türkischen Dynastie das lateinische Abend land bald und lange genug empfunden, daß man in Konstantinopel wieder Kraft und Nerven habe : es erschien wie der eine lange kriegerisch geschaarte Fronte am Ostrande von Europa und dem Naturgesetze war genug gethan.

Am Siechenlager der Paläologen hatte das transdanubische und das altaische Element um die Ehre der Nachfolge und der Reichsreform gestritten. Obgleich das eine aus Turkestan, das andere aus Sarmatien[281] mit Gewalt hereingebrochen, waren sie doch beide auf byzantinischem Boden eingebürgert und in Sinn und Blut mit Ost-Rom enge verschwägert. Damals war die Zeit der Sarmaten noch nicht gekommen, und wie allzeit, neigten sich Sieg und Herrschaft auf die Seite, wo mehr Kraft, wo mehr Geist und Herrschergröße war. Jedoch blieb die byzantinische Restauration des 15. Jahrhunderts ihrem Wesen nach eine innere, eine aus den Eingeweiden der Monarchie selbst eigenmächtig und ohne Zuthun von Außen entsprungene, daher vollständig dauerhaft und durchgreifend. Das Credo allein hatte sich am kaiserlichen Hofe geändert; aber nicht mehr als die byzantinischen Autokraten

---

[278] Lat. silentarius, Diener, der für Ruhe zu sorgen hat, ein zu ständigem Schweigen verpflichteter Mönch.

[279] Osman. پادشاه bzw. پادشه, pādişāh, „Herrscher"; wörtl. „der Allergrößte Herr, der Großherr". Im Osmanischen Reich wurde vermutlich seit 1421 Padischah als Bezeichnung für den Sultan (Arab./osman. سلطان, sulṭān, „die Herrschaft, der Herrscher") verwendet.

[280] Griech. θρηνῳδία, thrēnōdía, „das Klagelied"; über die Eroberung Konstantinopels (siehe hierzu S. 69, Anm. 263) durch die Osmanen am 29. Mai 1453.

[281] Das Gebiet zwischen den Flüssen Weichsel (poln. Wisła) im Westen und Wolga (russ. Волга, Volga) im Osten und zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, wovon ein Teil in Galizien den geogr. Namen „Sarmatische Tiefebene" trägt.

schon verschiedene Male früher, namentlich unter Konstantius[282] im vierten und während der Ikonoklasten[283]-Herrschaft im achten und nennten Jahrhundert unternommen hatten, aber nicht durchzuführen vermochten.

Offenbar waren, um die menschlichen Dinge im Gleichgewicht zu erhalten, in der Hand der Vorsehung die talentvollen und energischen Fürsten aus dem Hause Osmans[284] tauglichere Werkzeuge als die christlichen Vorgänger mit ihren Hof-Homilien und ihren kaiserlichen Fastenpredigten im Kreise weibischer Magnaten von Byzanz.

Aber heute, wie man gemeiniglich glaubt, ist auch die Rolle der Padischahe ausgespielt und wird, eigentlich das erste Mal seit fünfzehnhundert Jahren, vielleicht in kurzer Zeit, die große Erbschaft der Byzantinerwelt ohne Testament und ohne Kodicil vakant. Zwar ist noch der Besitzer nicht verblichen und im Veilchenduft bithynischer[285] Lüfte sind die Agonien lang. Aber das Leben ist aus den extremen Theilen des Riesenkörpers schon entflohen, ini Herzpunkt allein noch kämpft es krampfhaft iu Fieberhitze gegen die Verwesung.

Wie nah oder fern die Katastrophe auch immer sey, die drastischen Arzneien, die man in gerechter Besorgniß nachbarlich anzurathen nnd selbst eigenhändig zu kredenzen nicht ermüdct, beweisen hinlänglich, daß man den Zustand für sehr bedenklich hält. Wo ist aber der Sitz des türkischen Verderbens? Ist dieses Volk heute physisch schwächer, feiger, nervenloser als zur Zeit seiner Siege und seiner Herrlichkeit? Der letzte Krieg[286] hat es doch bewiesen, daß die türkische Kriegsmaterie heute noch ist, was sie zur Zeit der großen Padischahe war, fanatisch, abgehärtet, genügsam, stahlsehnig und der größten Anstrengung fähig, und sieht man das türkische Bauernvolk in den Provinzen und selbst die stolz und wild blickenden Gesichter des großen Hansens in der Sultansstadt, sollte man das Ende des Türkenstaats wahrlich nicht so nahe glauben. Denn über Seyn und Nichtseyn der Reiche entscheidet in letzter Instanz doch immer Seelenstärke und physische Kraft auf dem Kampfplatze. Selbst die Summe des Luxus und des sittlichen Verderbens unter den Großen kann jetzt nicht größer seyn als früher. Allein, wie bei den christlichen Byzantinern, ist auch beiden osmanischen das herrschende Haus, die regierende Dynastie verfault. Hier liegt das Nebel. Eine solche Reihe genialer Staatsmänner und energischer Kriegsfürsten hat kein anderes Herrscherhaus je hervorgebracht, wie das türkische. Nicht Tugenden, nicht besondere Vorzüge und Eigenschaften des Volkes haben das furchtbare Gebäude osmanischer Größe aufgeführt; es ist ausschließlich das Werk seiner, die Menschen und Dinge in wildem Sturm fortreißenden Dynastie. Und wenn unsere Zeit noch einmal einen Bajesid I.[287], einen Murad II.[288],

---

[282] Constantius II.(eigentl. Flavius Iulius Constantius; griech. Κωνστάντιος Β', Kōnstántios; 317–361), seit 337 Kaiser in Ostrom.

[283] Die byzantinischen Bilderstürmer (von griech. ἡ εἰκών, hē eikṓn, „das Bild, Abbild“ und τὸ κλάσμα, tó klásma, „das Zerbrochene, Bruchstück“, letzteres wiederum von κλάω, kláō, „ich zerbreche“).

[284] Osman I. Gazi (osman. عثمان غازى, Osmān Ġāzī; 1258–1326 o. 1324), erster Sultan des Osmanischen Reiches; der Beiname „Ġāzī“ ist vom arab. غزوة, ġazwa (osman. غزوه, ġazvı), abgeleitet, was wörtl. übersetzt „der Raubzug, Überfall“ bedeutet; später wurden mit diesem Begriff jedoch auch die Eroberungsfeldzüge der Muslime im Rahmen der islam. Expansion bezeichnet. Osman. غازى, ġāzī, „Guerrier qui combat pour la foi islamique et qui a conquis un pays chrétien ou qui a vaincu les infidèles. Titre que prennent les souverains et les commandants musulmans après une victoire emportée sur les infidèles / Krieger, der für den islam. Glauben kämpft und der ein christl. Land erobert oder der Ungläubige besiegt hat. Titel, den moslemische Herrscher und Befehlshaber nach einem über die Ungläubigen davongetragenen Sieg annehmen“; siehe hierzu Frashëri, Sami [(1850–1904)], Dictionnaire Turc-Français, Constantinople: Mihran 1883, S. 746).

[285] Griech. Βιθυνία, Bithynía; eine antike Landschaft im nordwestl. Kleinasien, unmittelbar an den Bosporus anschließend.

[286] Der Krimkrieg (siehe hierzu S. 167, Anm. 653).

[287] Bayezid I. (osman. بايزيد بن مراد, Bāyezīd b. Murād; 1360–1403), von 1389 bis 1402 Sultan des Osmanischen Reiches.

[288] Murad II. (osman. مراد بن محمد, Murād b. Meḥemmed; 1404–1451), seit 1441 (mit einer Unterbrechung von 1444 bis 1446) Sultan des Osmanischen Reiches.

einen Mohammed Ghazi[289] und Suleiman I.[290] zu schaffen vermöchte, würde er nicht mit gewaltiger Faust die Geschicke seines Volks erfassen und, dem Verhängniß zum Trotz, auch jetzt noch frisches Leben in die Gefäße des welkenden Türkenstammes gießen? Der Geist regiert die Welt, und nicht ohne tiefen Sinn erklärt ein berühmter Mann[291] des Alterthums Glanz und lange Dauer der Herrschaft Roms für das Werk einiger ausgezeichneten Bürger der ewigen Stadt. Große Kräfte, einmal in's Weltspiel gebracht, wirken durch ihr natürliches Gewicht noch fort, wenn auch schon lange die erste Triebfeder gebrochen ist. Erscheint aber erst der Schaden auf der Oberfläche, so ist auch das Ende schon nicht mehr fern und menschliche Hülfe bleibt ohne tiefgreifende und lebengebende Wirksamkeit.



Jakob Philipp Fallmerayer
(siehe hierzu S. 74, Anm. 291).

Chronologisch auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe in Europa völlig erlöschen müsse, ist ebenso unmöglich als die Hoffnung vergeblich, durch eine perfide Politik den Einen strahlenden Weltkörper osmanischer Monarchie in ein Planetensystem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderzulegen. Alle Künste der abendländischen Diplomatie macht die Stadt Konstantinopolis mit ihrem eingeborenen Genius zu Schanden. Um der centrifugal um den Erdglobus schwingenden Kraft der abendländischen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geistesbeweglichkeit zu sänftigen und ihre Leidenschaften in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantinische Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europa's gehängt und durch unabänderlichen Beschluß mir der Ewigkeit anatolischer Doktrin zugleich die Unauflösbarkeit der Monarchie dekretirt, deren Herz und Mittelpunkt Konstantinopel ist. Keine Politik, keine menschliche Weisheit ist vermögend, die kompakte, durch Glauben, Blut und Thränen unausscheidbar in einander verwachsene Masse des byzantinischen Kontinents zu zerbrechen, in ihre Bestandtheile zu zerlegen und bleibend auseinander zu halten. Scheide man immer entlegene Theile vom Ganzen weg und erwärme sie, wie der begeisterte Pygmalion[292] sein

[289] Mehmed II. der Eroberer (osman. محمد بن مراد فاتح, Meḥemmed b. Murād Fātiḥ; 1432–1481), von 1444 bis 1446 und erneut seit 1451 Sultan des Osmanischen Reiches.

[290] Süleyman I., genannt „der Prächtige" (osman. سليمان; Süleymān; ca. 1495–1566), seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches.

[291] Der gesamte Artikel folgt im Wesentlichen in geraffter Form – allerdings teilweise wortwörtlich – dem Kapitel „VIII." der vom Brixner Orientalisten Jakob Philipp Fallmerayer (1790–1861) verfaßten „Fragmente aus dem Orient. […]. Erster Band" (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1845), S. [302]-344; hier bes. S. 316. Hinsichtlich des „berühmten Mannes aus dem Alterthum" verweist er auf den folgenden – dort jedoch falsch zitierten Ausspruch – von Sallust :„Ac mihi multa agitanti constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse, eoque factum, uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret. / Und nach langer Erwägung stand es für mich fest, daß die außergewöhnliche Tüchtigkeit einiger weniger Bürger das alles vollbracht hat, und daß deshalb die Armut dem Reichtum, die kleine Zahl der Masse überlegen war." (Sall. Cat. 53,4f.; in der Übersetzung von Werner Eisenhut – 1922–2011). Die Lithographie nach einer Photographie von Hermann Biow (1804–1850) wurde von Fritz Hickmann (1820–1900) geschaffen.

[292] Pygmalion (griech. Πυγμαλίων, Pygmalíōn), ein sagenhafter kyprischer Königs; nach der griech. Mythologie schuf er sich eine Elfenbeinstatue, die wie eine lebendige Frau aussah. Er begann, das Abbild immer mehr wie echten Menschen zu behandeln und verliebte sich schließlich in seine Kunstfigur. Am Festtag der Venus wandte sich Pygmalion dann an die Göttin der Liebe: Zwar wagte er nicht direkt, darum zu bitten, daß seine Statue zum wirklichen Leben erweckt werden möge, doch bat er statt dessen darum, seine künftige Frau möge so sein, wie die von ihm erschaffene Statue. Als er nach Hause zurückkehrte, um die Statue wie üblich zu liebkosen, begann diese langsam zum Leben zu erwachen.

Steingebilde: sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimathlicher Lebensluft, oder rinnen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schooß des Mutterstaates zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt!

Ein Mittel jedoch gäbe es, den byzantinischen Bann zu lösen und seinen Trümmern eigene Seelen einzu hauchen: Zerstöret durch gemeinschaftlichen Beschluß des europäischen Areopagus[293] die Stadt Konstantinopolis und füllet mit dem Schutte ihrer Hütten, ihrer Paläste, ihrer Mauern und Thürme das goldene Horn aus, und verbietet zugleich unter Völkerbann die Wiederherstellung von Stadt und Hafenbucht auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte! Nicht genug! schaufelt im Grimme auch ihre sieben Hügel nieder, zermalmet wie einst die Legionen zu Korinth sogar die Steine, und mit der Wurzel reißet die gigantischen Plantagen aus, und vom Riesenberge des Amykos[294] brechet in der Wuth, wie ein anderer Polyphem[295], die walddichte Spitze herab und schleudert Alles, Erde, Felsen, Bäume und Menschen, in die Strömung des Bosporus, damit sein musikalisches Sausen am Felsenthor der Symplegaden[296] verstumme, damit der sehnsuchterregende, die Völker des Orients bethörende Syrenengesang des fluthenden Sundes ersterbe und der stolze, Länder verbindende Pontus selbst wie das traurige Kaspimeer[297] zur Oede eines verlassenen Binnensees heruntersinke! Dann erst rinnet der Lebenssaft wieder zurück, nach Athen und nach Ikonium.

Wären Titanen auf der Welt, hätte man ohneBedenken zu diesem Mittel gegriffen. Aber die Menschen unserer Tage sind nach kürzerem Maße ausgeprägt: sie möchten das Unheil ohne Aufsehen und besonders ohne Störung im Alltagsleben ihrer Ameisenstadt gleichsam im Stillen zur Ruhe bringen. Wozu der Tumult und die schweren Reden? rufen sie aus. Noch ist es mit den Türken nickt zu Ende, und so lange die Leute athmen, kann man immer hoffen und versuchen. Könnte man in Europa überall der Ländergier, dem Heißhunger nach fremdem Gute entsagen und den Leidenschaften der menschlichen Natur selbst Stillstand gebieten, so schleppte sich das Türkenreich ohne Mühe noch Jahrhunderte fort. Im Innern ist ja kein überwiegendes Element der Auflösung, der christliche Raya[298] ist überall muthlos, waffenscheu, uneins und Rettung aus der Dienstbarkeit nirgend aus sich selbst, nur von Außen, aus fremder Zone hoffend!

Daß man unter solchen Umständen die treulosen Restaurationsrecepte des Occidents zu Konstantinopel nur mit Widerwillen und Geringschätzung empfängt, ist zu begreifen. Auch wird die europäische Kuratel, welche durch ihren neuesten Akt, den pariser Traktat[299], die Aufnahme des Türkenstaats in das europäische Konzert, als den Silberblick ihrer vereinten Weisheit, der Welt verkündigt, zeitig genug das Vergebliche ihrer Mühen erkennen. Diese vortrefflichen Männer sind überzeugt, man

---

[293] Griech. Ἄρειος πάγος, Áreios págos, der „Areshügel“ zu Athen; hier tagte in der Antike der Athener Rat, der gleichfalls „Areopag“ genannt wurde, und traf seine Entscheidungen.

[294] Amykos (griech. Ἄμυκος, Àmykos, „der Zerfleischer“, lat. Amycus), in der der griech. Mythologie König des im kleinasiatischen Bithynien (siehe hierzu S. 73, Anm. 285) siedelnden Volksstamms der Bebryker (griech. Βεβρύκης, Bebrýkēs).

[295] Polyphem (griech. Πολύφημος, Polýphēmos, „der Vielgerühmte“), ein Kyklop (griech. Κύκλωψ, Kýklops, „der Kreisäugige“), ein einäugiger Riese der griech. Mythologie.

[296] „Die Zusammenschlagenden“; zwei mythologische Felseninseln, die an der Einmündung des Bosporus in das Schwarze Mee liegen.

[297] Veraltet für Kaspisches Meer.

[298] Osman. رعايا, reāyā, „der Untertan“ (von arab. رعايا, raʿāyā, Pl. von رعية, raʿīya, „die Herde“); ein Angehöriger der steuerpflichtigen Volksklasse, im Gegensatz zur Klasse, die als askerī (osman. عسكرى, „der Soldat“; von arab. العسكر, al-ʿaskar, „der Soldat“) bezeichnet wurde und sich aus den von jeglichen Steuern befreiten Angehörigen des islam. Klerus (osman. علميه, ʿilmīye, „die Gelehrtenschaft“; von arab. علماء, ʿulamāʾ, Pl. von عالم, ʿālim, „der Wissende“), des kaiserl. Hofes (osman. ملكيه, mülkīye, „das herrschaftl. Eigentum“; von osman. مالكيت, mülkīyet, „herrschaftl. Eigentum, Besitz“), des Militärs (osman. سيفيه, seyfīye, „das Militärwesen“; von arab. السيف, as-saīf, „der Säbel, das Schwert“), der kaiserl. Beamtenschaft (osman. قلميه, ḳalemīye, „die Beamtenschaft“) und den Steuereintreibern (osman. محصّل, muḥaṣṣıl, „der Steuereintreiber“) zusammensetzte. Eine weitere Hauptgruppe der osmanischen Gesellschaft, ḳul (osman. قول, ḳul, „der Sklave, Diener“) genannt, bildeten die Sklaven; die Sklaverei existierte im Osmanischen Reich nachweislich mindestens bis ins Jahr 1908.

[299] Der „Dritte Pariser Frieden“ (siehe hierzu S. 62, Anm. 217), mit dem der Krimkrieg (siehe hierzu S. 167, Anm. 653) beendet wurde.

könne todte Ideen, erloschene Gluthen, entflohene Geister der Nationen durch eine Staatsschreiber-Ordonnanz wieder lebendig machen. Aber nicht Kunst, nicht mit exotischem Saft getränkte Pflanzen, nein, ein aus der Bodentiefe urkräftig heraufbrechender Riesenstamm ist nöthig, um die byzantinischen Räume auszufüllen. Die kleine Parzelle, welche, dem Scepter des Padischah entzogen, mit dem alten Namen „Griechenland“ angethan, kann wohl auch nicht, – Zeiten und Menschen zum Trotz–nach kühnem Zertreten aller Schranken nervig, sehnig, schöpferisch die Oede, die verlassenen Paläste am Propontis[300] füllen. Oder wäre dies bayerischblaue Hellas[301] wirklich so gewaltig, das chaotische Stammgewirre des illyrischen Kontinents zu ordnen, die widerspenstigen Geister zu bändigen, die bahnlos tobenden Kräfte zu zügeln und in das gemeinsame Rinnsal politischer Disciplin zusammenzudrängen? Es war eine Zeit, da das Abendland die Frage beifällig beantwortete und die Männer von Hellas noch einmal, wie weiland ihre Vorfahren, als die Schirmgötter der Welt begrüßte. Aber der Rausch ging schnell wieder vorüber. Die aufgeregten Geister sind wieder frostig und nüchtern wie vor Hellas zweitem Hochzeittag. Nur das Eine haben sie nöthig, die griechischen Männer, und dieses Eine ist der Talisman, der alle Herzen bezaubert, der das staatskluge Europa, wenn man es auf der lorbeerhekränzten Stirne des griechischen Volks erblickt, mit Applaus begrüßen wird. Seyd mächtig – Schafft Flotten, Heere, Feuerschlünde, Gold, Kredit; aber macht schnell, die Völker sind wie die Könige nur durch nachdruckvolle That zu fesseln! Wachsen will man euch sehen, inwendig heraus, wie der Moskowiter in der jungen Frühlingsbirke, muß es im hellenischen Staatskörper gähren und kochen – man muß gleichsam die Lebenslymphe auf- und niedersteigen hören, damit, wenn der rechte Augenblick gekommen ist, euer Gewicht schwer in die Wagschale der Zeit geworfen werde. Waget dann, was eure Ahnen gegen die Perser wagten. Sprechet zu Denen, welche euch bevor munden, ein keckes Wort wie die helvetischen Bauern auf dem Leichenhügel der erschlagenen Edelleute; sey das Wort auch grob und ungeschlacht, begleitet es nur mit einer Faust von Granit und jener fürchterlichen Tapferkeit, die zu Marathon, Navarino[302] und Ptolemais[303] eure alten Dränger fraß, und sehet dann, wie freundlich die goldgestickten, sternblitzenden Herren euren Gruß erwiedern und wie schnell in Europa die schlummernde Sympathie wieder erwachen wird. Aber so lange ihr noch bei allen Thüren die leeren Hände hereinstrecket, und weil Jedermann sieht, daß ihr dem Ganzen weder viel nützen noch schaden könnet und zur Lösung der großen Frage, zur Wiederherstellung des Orients und zur Sicherung des Weltfriedens, aus eigenen Mitteln so wenig zu leisten vermöget, daß euer Land gleichsam als Armeninstitnt noch immer von milden Beiträgen und abendländischem Wochengeld – ohne eigene Mühe – leben will, habt ihr zwar nicht Mitleiden und christliche Liebe, die euch gesichert sind, aber habt ihr die Bewunderung der abendländischen Welt verloren. Das Endlose, das unausfüllbare eurer Noth hat Europa ermüdet und erschreckt.

Unser Jahrhundert ist politischen Zwerggestalten abhold, es will nur lebensfrische Körper und kolossales Maß. Griechenland wage es unterzugehen oder groß zu werden, sonst stelle es sich nicht in die Kompetentenreihe zur künftigen Vakatur[304] des Orients! Die Herrschaft ist ein Ding, das die Abendländer nicht an die Lahmen an der Heerstraße und hinter den Zäunen für Almosen verschenken. Die Titel, sich aus der Niedrigkeit aufzuschwingen, waren von jeher Kraft, Genie und Heldenmuth im eigenen Hause. Zwar haben Fürsten zur Herrschaft oft sich hinauf gefreit und nachher ihr Glück durch Tüchtigkeit und klugen Sinn gestärkt; zu Macht und Weltherrschaft hin aufgebettelt aber hat sich noch keine Nation. Hellas erwarte vom Kollektiv-Wohlwollen der Europäer für seinen Anspruch

[300] Das Marmarameer (osman. مرمره دكزى, Marmara Denizi, in der Antike griech. Προποντίς, Propontís).

[301] Das von 1832 bis 1924 und von 1935 bis 1973 bestehende Königreich Griechenland, als dessen erster König der Bayernprinz Otto von Wittelsbach (griech. Ὄθων, Othon; 1815–1867) bis 1862 regierte.

[302] In der Seeschlacht von Navarino (neugriech. Ναυαρίνο, Navaríno) vor der Südwestküste des Peloponnes hatten am 20. Oktober 1827 die verbündeten Briten, Franzosen und Russen über die Türken gesiegt. Durch diesen Sieg wurde es den Türken letztlich unmöglich, die griech. Revolte zu ersticken; zudem hatte er den Bruch der traditionell guten Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Osmanischen Reich zur Folge.

[303] Hiermit könnte die Entscheidungsschlacht bei Raphia (arab. رفح, Rafaḥ) vom 18. Juni 217 v. Chr. gemeint sein, welche die Existenz des diadochisch-ptolemäischen regierten Ägyptens sicherte.

[304] Niederl. für freie, unbesetzte Stelle.

auf die Herrschaft des Morgenlandes nichts mehr. Es rechne nur auf sich selbst. Die Könige geben nur einmal und was die Griechen im Sturmdrang der Dinge nicht rasch und kräftig herüberzureißen verstanden haben, wird durch die Gunst der Kabinette nie ihr Eigenthum werden.

Wie die Dinge jetzt liegen, muß Europa an der Fähigkeit der Griechen so lange zweifeln, bis die That das Gegentheil beweist. Warum will man unter den christlichen Byzantinern heute Elasticität, Energie und politische Tugenden voraussetzen, die sie schon im 15. Jahrhundert nicht mehr hatten? Oder konnte das weltbetäubende Schlachtgetöse von Nikopolis[305] und Varna[306], wo die Heere gesammter Christenheit für das Heil des theologischen Imperators stritten, den lethargischen Schlummer von Byganz erschüttern? Damals besaßen die Griechen noch ihre Hauptstadt und stand ihnen thatendürstendes Mitgefühl des Abendlandes zur Seite und sogar Timur[307] der Weltbezwinger auf Bitten und Mahnen der Christenheit als Hort und Retter im Herzen von Anatolien. In einem Tage ward die Macht der Osmanli[308] bei Angora[309] vernichtet, der Padischah selbst gefangen, Anarchie, Bruderkrieg, Auflösung, Verzweiflung waren überall im Türkenreich; aber der Sturm hatte umsonst getobt. Volk und Archonten[310] der morgenländischen Kirche blieben auch in solchem Verwirrungsgreuel bewegungslose Zuschauer, bis die zerrissenen Gliedmaßen des feindlichen Staatskörpers wieder aneinander wuchsen und den nervenlosen Byzantinergriechen in frischer Majestät gegenüberstanden. Sind diese Byzantiner seitdem ein besseres Geschlecht geworden?

Im byzantinisch-griechischen Staatsmateriale lebt nur das Kirchenelement, der letzte Puls, der nie erlischt; die übrigen Klänge sind mit den Göttern Griechenlands längst verstummt. Moder und verwittertes Gestein hören die Posaune des Weltgerichts nicht mehr. Das alliirte Abendland tödte, wenn es kann, die morgenländische Kirche und demolire ihre goldenen Dome zu Konstantinopel, zu Kiew und im Kremlin; es berechne aber vorher und wäge wohl seine Kraft, ob sie auch mit der Größe des Unternehmens im richtigen Maße stehe. Diese Kirche des Orients hat alle Proben innerer Zerrissenheit und äußerer Schmach überstanden; keine Noth konnte ihre Staudhaftigkeit er schüttern, keine Verachtung ihr Selbstgefühl ersticken, keine Niederlage das Vertrauen auf endlichen Triumph ihrer Sache wankend machen. Und wie die Natur in allen Dingen auf die äußerste Grenze rückt, erschien der Hoffnungsstern am nördlichen Horizont, als die byzantinische Nacht am dunkelsten war und Alles verloren schien. Kaum war die Schale am Hellespont gänzlich gesunken, da begann sie an den Quellen der Wolga langsam zu steigen, und wie die Wage heute stehe, ist für Niemand ein Geheimniß. Nur scheint nicht Jedermann zu wissen, wie weit das Gebiet der byzantinischen Hellenen reiche. Nördlich geht es bis an die Gestade des Eismeeres und der Herzpunkt, aus dem das Leben strömt, ist nicht mehr innerhalb der Thermopylen[311]; er liegt jetzt jenseits der Wasserfälle des Borysthenes[312]. Das Streben dieser theokratisch-byzantinischen Staatsidee, alle auf ihrem Elemente zu vernichten oder verwandelt in seinem

---

[305] In der Schlacht bei der heute bulg. Stadt Nikopolis (bulg. Никопол, Nikopol; osman. نغبولو, Niġbolū; neugriech. Νικόπολις, Nikópolis, „Stadt des Sieges“; ungar. Nikápoly) am 25./28. September 1396 wurde ein mehrheitlich aus ungar. und frz.-burgund. Kreuzfahrern bestehendes Heer von einer osman. Streitmacht vernichtend geschlagen.

[306] Die Schlacht bei Warna (bulgar. Варна, Varna) vom 10. November 1444, in der osmanischen Truppen ein unter poln. und ungar. Oberfefehl stehendes Kreuzfahrerheer besiegten.

[307] Siehe hierzu S. 25, Anm. 101.

[308] Osman. عثمانلو bzw. عثمانلى, O̱smānlı, Pl. عثمانلر, Osmanlar, „der/die Osmane/n“.

[309] Veraltet für Ankara (griech. Ἄγκυρα, Ánkyra; lat., Ancyra; osman. آنكورى, Āngorı); am 20. Juli 1402 unterlagen die Osmanen dort den Truppen des Timur (siehe hierzu S. 77, Anm. 307). Bayezid I. (siehe hierzu S. 73, Anm. 287) geriet dabei in Gefangenschaft und starb einige Monate später in der anatol. Stadt Akşehir (osman. آقشهر, Āḳşehir, aus osman. آق, āḳ, „weiß“ und شهر, şehir, „Stadt“, also frei übersetzt „Weißenstadt“).

[310] Archon (griech. ἄρχων, árchōn, „der Herrschende“), Amtsträger in der griech. Kulturwelt der Antike und des Mittelalters.

[311] Der vom spartan. König Leonidas I. (griech. Λεωνίδας, Leōnídas; † 480 v. Chr.; gefallen) erfolgreich gegen die Perser verteidigte Thermopylenpass (griech. Θερμοπύλαι, Thermopýlai; Pl. von θερμός, thermós „heiß“ und πύλη, pýlē „Tor, Öffnung“, frei übersetzt also in etwa „Heiße Quellen“).

[312] Borysthenes (griech. Βορυσθένης, Borysthénēs), antike Bezeichnung für den Dnepr (weißruss. Дняпро, Dnjapro; russ. Днепр, Dnepr; ukrain. Дніпро, Dnipro).

Schooße aufzunehmen und in einem großen Weltreiche verkörpert ihrer Nationalfeindin im Occident entgegenzustellen, wird erkannt, sowie im Gegensatze das Ringen der latino-germanischen Kirche, auf ihrem Boden sich auszudehnen, sich innerlich zu befestigen und wieder zu kräftiger Einheit aufzuschwingen, für Niemand mehr ein Geheimniß ist.

Das Thatsächliche soll kein Urtheilfähiger verleugnen und vergessen. Zwei heilige Stühle stehen sich in Europa feindlich gegenüber und der Kampf zwischen den nebenbuhlerischen Gewalten kann vertagt, nichtverhindert werden. Von diesem politisch-kirchlichen Dualismus kann sich der alte Kontinent nicht mehr loswinden und die Stelle der Parteien wird erst dann klar, wenn Neu-Rom sein Schicksal erfüllt und die Kinder der anatolischen Kirche mit ihrem neuen Konstantin[313] zu tatsächlichem Bewußtseyn ihrer Weltbestimmung gekommen sind. Denke man sich das unermeßliche Chaos von Kräften, die unter jenem Himmelsstrich noch gebunden, aber eines Willens, eines Impulses gewärtig sind, um einen einzigen Gedanken lebendig in die Weltgeschichte einzuweben. Im weiten Halbringe schlingt es sich um Europa und bereitet den letzten Schöpfungsakt im politischen Bau der abendlichen Welt.

Die Restauration von Byzanz – das ist Axiom – kann nur eine „slavo-gräkische“, keine byzantinische, am wenigsten aber eine helleniscbe seyn.

Und diese Restauration im größten Style ist eingeleitet; der neueste pariser Friedenspakt drückt ihr das Siegel auf. Der Augenblick zur That ist durch diesen Pakt um Vieles näher getreten. Die Zeit ist gut gewählt. Der allgemeine Gantprozeß[314] gegen alles weltliche Regiment des Abendlandes ist im Gange; die Exekution wird nicht lange aus sich warten lassen. Nicht böser Wille, nicht Schlechtigkeit und korrupter Sinn – man ist vielleicht heute nicht schlechter als man früher war! – nein, Unfähigkeit ist es und Unzulänglichkeit der waltenden Kräfte, was zur Auflösung der weltlichen Ordnung treibt. „Ihr könnet die Geschäfte nicht mehr fortführen“, ist der einstimmige Gedanke der Völker. Nach innerem Trost, nach Seelenfrieden ringen die Geister. Wer füllt die verzweiflungsvolle Leere der menschlichen Brust aus? Dürre Theorien und abgenützte langweilige Rezepte der Staats-Adepten[315] können diesen Trost nicht mehr gewähren, können den Abgrund der Gemüther nicht verschütten. Eure Zeit ist für immer dahin. Nicht Anarchie und Zuchtlosigkeit ist das größte der Uebel, über das man klagen soll, das größte ist der Tod alles Glaubens und Vertrauens auf eure alte Kunst, was unser Unglück macht und zugleich den Kompetenten – es sind ihrer mehrere – ihre Rechtstitel gibt.

Einheit der Gewalt, Freiheitsliebe und religiöser Glaube sind die stärksten Baumeister aller menschlichen Ordnung. Der Versuch, ohne Beistand der freiheitlichen und religiösen Ideen Herrschaft auszuüben und ein bloß gewaltthätiges Regiment über die Völker aufzustellen ohne alle Schonung für Seelen- und Gewissensruhe, ohne Rücksicht für das Höhere und Ewige im Menschen, im Gegensatz zu seinem Streben nach Freiheit, bloß um die Taschen und den Kunstfleiß der Nationen mechanisch auszubeuten, hat überall ein noch klägliches Ende gefunden. Der Mensch trägt in der innersten Tiefe der Brust Etwas, was sich der Gewaltherrschaft widersetzt und was mit Feuerschlünden und Sophismen nicht zu bändigen ist. Mit Finanzkünsten, Banken und Mauthsystemen allein kann man den Dämon nicht mehr zwingen: die Fürsten müssen den inneren Widerspruch der europäischen Geister versöhnen oder das eigene Spiel verloren geben. *Orbis ruit*[316]. –

---

[313] Flavius Valerius Constantinus, genannt Konstantin der Große (zw. 270 u. 288–337), als Konstantin I. von 306 bis 337 römischer Kaiser; er hatte im Jahre 313 Religionsfreiheit gewährt und damit den Aufstieg des Christentums ermöglicht.

[314] Die Gant (auch Vergantung oder Gantung, Gandt), ein veralteter Begriff aus dem Zwangsvollstreckungs- bzw. Insolvenzrecht im süddt., österr. und schweizer. Kulturraum.

[315] Lat., adeptio, die Erlangung, Erwerbung bzw. adeptus, einer, der etwas erlangt hat; als Schüler, Lernender besonders in eine Wissenschaft Eingeweihter.

[316] Lat.: „Die Welt stürzt zusammen“.



DCCXXXXIII

MARATHON
(GRIECHENLAND)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 101-104.

DCCLXXXI und DCCLXXXII. Aus Brasilien

Neu-Freiburg[317] *und der Urwald.*

Wir schlagen zwei Blätter auf aus dem Prachtbuch unserer Schöpfung; zwei Bilder aus Südamerika's Wunderwelt, wo die Natur noch im Krönungsschmuck unter funkelnden Juwelen schimmert, aus dem Land der strömenden Meere und der rauschenden Palmenwälder, aus der buntfarbigen Ebene, welche die Dome der Kordilleren trägt und auf der die Menschen wie verirrte Gäste umher wandeln, von aller Herren Land, allerlei Farbe und aller hand Zungen, anstaunend, anbetend, genießend und müßiggehend – und wo der Gesittung, der Freiheit und des Menschenglücks Tempel stehen könnte, wären jene Menschen ein Volk.

Brasilien ist aber, obgleich an Größe das dritte Reich der Erde, nur an Gestalt ein Riese, an Kraft bloß ein Kind. Kein Land, wir vielerlei Nationalitäten in ihm auch zusammengeworfen waren, hat so spröde, so viele sich abstoßende Elemente vereinigt, wie Brasilien. Die siebenthalb Millionen, welche es bewohnen, bewahren nicht nur nach ihrer Raçenabkunft, als Portugiesen, Creolen[318], Mulatten[319], Mestizen[320], Neger und Indianer, und nach ihrer nationalen Abstammung, als Briten, Franzosen, Schweizer und Deutsche, unvereinbare Eigenthümlichkeiten, sondern sie spalten diese Splitter noch einmal durch die klaffenden Unterschiede der Bildung, der Religion, des Standes und Vermögens, und das Zerwürfniß in den polnischen Faktionen und die unversöhnlichen Principien der Sklaverei und Freiheit vollenden das Chaos dieser in wilder Unordnung durcheinander gestreuten Bevölkerungs-Fragmente. Brasilien ist das einzige Land auf der westlichen Halbkugel, das einen Monarchen und Kaiserthron trägt. Doch steht dieser auf schwachen Säulen und gar schwankendem Grund! Es fehlt ihm die Hauptstütze aller Monarchien, die Tradition, welche Fürsten und Völker viele Menschenalter hindurch eng zusammen knüpft und ihnen eine Erinnerung der großen Momente des Glücks oder Unglücks als gemeinsames Erbe verleiht. Brasiliens Kaisergeschichte zählt kaum 30 Jahre und keine einzige große gemeinschaftliche That ehrt und einigt Nation und Dynastie.

Brasiliens Selbstständigkeit ist desselben Ursprungs, der so viele deutsche Königreiche in's Leben rief. Ein Dekret Napoleons des Großen, welches verkündete, daß die Herrschaft des Hauses Braganza[321] in Europa aufgehört habe, trieb das letztere von Portugal nach Brasilien, damals noch eine Kolonie. König Johann VI. hielt mühsam den großen Landkomplex gegen die republikanischen Unabhängigkeits-Bestrebungen zusammen, und als er, nach der Restauration wieder in Portugal einzog (1821), hinterließ er seinem Sohn Don Pedro[322] die Mahnung: „Du weißt, das Streben nach Unabhän-

[317] Nova Friburgo (dt. Neufreiburg).

[318] Span. criollos, Kreolen; in Süd- und Mittelamerika die Nachkommen weißer romanischer Einwanderer.

[319] Bezeichnung für einen Menschen, dessen Vorfahren (insbesondere die Eltern) teils von schwarzer, teils weißer Hautfarbe waren.

[320] Nachkomme eines weißen und eines indianischen Elternteils (besonders in Lateinamerika; span. mestizo; portug. mestiço; frz. Métis; engl. Mestee; von spätlat. mixticius, der Mischling).

[321] Die portug. Herrscherdynastie Braganza (portug. Bragança), die von 1640 bis 1853 die Könige von Portugal und von 1822 bis 1889 auch die Kaiser von Brasilien stellte. Napoléon (s. o.) hatte den Prinzregenten Johann (portug. João;1767–1826) 1808 nach Brasilien ins Exil gezwungen; 1816 kehrte er als König Johann VI. (portug. João VI) zurück.

[322] Peter I. (portug. Dom Pedro I; 1798–1834), von 1822 bis 1831 Kaiser von Brasilien und als Peter IV. (portug. Dom Pedro IV) 1826 König von Portugal. Der nach einer Vorlage eines gewissen Ramirez von Jakob Hyrtl (1799–1868) und Franz Xaver Stöber (1795–1858) geschaffene Stick entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

gigkeit ist nicht mehr zu bewältigen; stell' Dich an die Spitze der Bewegung, thue, was die Umstände gebieten"[323]. Don Pedro war nicht der Mann, die Bewegung zu zügeln; er ließ sich von ihr erfassen und beherrschen. Ein Volksaufstand setze ihn als Don Pedro I., konstitutionellen Kaiser und immerwährenden Verteidiger Brasiliens, auf den Thron und erklärte das Reich als unabhängig vom Mutterlande. Kurz nach dieser Improvisation des Kaiserthums begannen die Republikaner den Kampf dagegen und Föderalisten, Unitarier und Farbige alle Parteielemente, die durch die Auflösung einer kräftigen Regierung und Zersetzung des gemeinsamen Koloniegeistes entfesselt wurden, halfen Feuer auf den Herd der Unzufriedenheit und Empörung zu schüren. Ein Aufstand in Rio de Janeiro am 6. April 1830[324] machte der Scheinmajestät ohne Widerstand ein Ende und Don Pedro's letzte That war seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, der ein siebenjähriges Knäblein, als Pedro II.[325], den kaiserlichen Thron bestieg.



Peter I. von Brasilien
(siehe hierzu S. 80, Anm. 322).

Um den kindischen Kronenträger gruppirten sich die Faktionen, die sich zerfleischten. Die Republikaner verlangten eine Verfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten, die Monarchisten erklärten das Volk für unreif zur Selbstregierung, die Unionisten erstrebten eine centralisierte Monarchie im europäischen Sinn, die Föderalisten einen Verband der Provinzen als unabhängige Staaten unter einer gemeinsamen Spitze; dabei ermangelt es die nach Raçen und gesellschaftlicher Trennung Stellung so weit getrennte und über das ganze Reich dünn zerstreute Bevölkerung aller selbständigen Einsicht, sie überließ sich der Leitung einzelner Ehrgeizigen. Bürgerkrieg und Mordscenen überzogen ein ganzes Jahrzehnt hindurch das Reich mit Schrecken. Dem armen Lande gebrach es an den Tugenden der Entsagung und dem Patriotismus jener großen Angelsachsen, welche im Norden Amerika's das Beispiel eines großen Staatenbunden gaben; nicht einen einzigen reinen Charakter Washington oder Franklin, hat die ganze romanische Welt Amerika's aufzuweisen. Trotz alledem hat Brasilien während der Regierung Pedro's II. größere Fortschritte nach Außen gemacht, als andere Staaten des südlichen Amerika und hat namentlich durch sine mehrmalige Intervention in dem blutigen Streit der Nachbar-Republik Montevideo mit der argentinischen Konföderation und zum Sturz des Diktators Rosas[326] eine Art Hegemonie erlangt, die auch auf die nördlichen Länder, wie Venezuela, Neugranada und selbst Mittelamerika auszudehnen ihm jetzt gelüstet. Sein Ehrgeiz verfolgt eine gefährlich Richtung, die es in Konflikte mit mächtigeren Staaten, namentlich Nordamerika, bringen und seine Kräfte, welche der inneren Entwickelung so nothwendig wären, erschöpfen muß. Taub für seine wichtigsten Interessen verschließ es noch immer aus engherziger Eifersucht den fremden seefahrenden Nationen seine inneren Wasserstraßen und sein unermeßliches Binnenland. Brasilien hält noch, wie Japan und China starrsinnig an der Ansicht fest, das Recht zur Befahrung seiner Flüsse nur den Uferstaaten zuzugestehen. England und Frankreich haben sich dieserhalb in fruchtlose Unterhandlungen eingelassen. Jetzt aber hat Nord-Amerika den Knoten kühn zerhauen und mit seinen Expeditionen an dem oberen Paraguai[327] die von

[323] So erstmals nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[324] Recte: 1831.

[325] Peter II. (portug. Dom Pedro II; 1825–1891), von 1831 bis 1889 Kaiser von Brasilien.

[326] Der argent. Diktator Don Juan Manuel Ortiz de Rosas (1793–1877); er war am 3. Februar 1852 in der Schlacht von Monte Caseros durch Truppen Brasiliens und Uruguays vernichtend geschlagen worden und mußte daraufhin nach England ins Exil, wo er auch starb.

[327] Der Río Paraguay.



NEU FREIBURG
(Brasilien)

Brasilen gezogene Grenzlinie gewaltsam überschritten[328]. Bald werden die Dampfer der Yankees, größer als die des Mississippi, auf dem Amazonasstrom fahren und blühende Städte an seinen Ufern wachsen; und dann wird Brasilien die Segnungen politscher Freiheit begreifen und die leichten Lumpen des Kaisermantels, die es um seine Schultern geworfen hat, werden beim ersten Sturm von ihm fallen, wie das leblose Laub in seinem Urwald. –

Seit den Brasilianern von den englischen Kreuzern das einträgliche Geschäft des Sklavenhandel gelegt und durch die Legislatur dasselbe streng verpönt worden ist[329], hat man durch allerlei Manipulationen versucht, Brasilien zum Ziel der deutschen Auswanderung zu machen. Von den großen Zügen, die seit dreißig Jahren dahin gelockt wurden, und fast ohne Ausnahme der Sklavenarbeit verfielen, sind nur wenige Spuren übrig. Die Wortbrüchigkeit der Regierung und die Perfidie der lockenden Versprechungen der Gutsbesitzer haben die frühesten Ansiedelungen in Elend vergehen lassen; sie späteren theilweise gelungenen Versuche, dem Menschenhandel neuen Aufschwung zu geben, hatten nicht bessere Folgen; die paar tausend unglücklicher Opfer, denen freie Fahrt, freier Landbesitz und die Subsidien der Ansiedelung verheißen worden waren, fielen theilweise in die Hände der Plantagenbesitzer, theils wurden sie wie Gefangen in den Stadten und Anstalten der Regierung zu den härtesten Arbeiten angehalten und erlagen der Entbehrung und Krankheit. Trotz solcher abschreckenden Erfahrung und trotz der nachdrücklichsten Warnungen sehen wir doch seit mehren Jahren die Emissäre jener fluchwürdigen Spekulation auf Menschenfleisch nicht bloß an allen Seeplätzen, sondern auch im deutschen Binnenlande schamlos ihr Werbebureaus aufschlagen und jährlich Tausend unwissender, argloser Opfer dem Verderben in den Rachen führen, unter den Augen von Regierungen, die zwar nicht blind für die Gefahren sind, aber kein Herz und keine Theilnahme mehr fühlen für das Schicksal Solcher, die sich ihrer Fürsorge entziehen, die taub sind für alle Mahnungen, die an ihr Ohr schlagen, oder wohl gar es gern sehen, auf solchem Wege Elemente los zu werden, von denen sie Beunruhigung ihrer eigenen Sicherheit fürchten, oder doch wenigstens nichts mehr für ihre Finanzkassen zu erwarten haben.Untergan der deutschen Einwanderer in Brasilien in Elend und faktischer Sklaverei ist die Regel, die Ausnahme sind wenige.

Wir wollen die Stadt Neu-Freiburg unter diese Ausnahmen zählen. Im Jahre 1820[330] durch Kolonisten aus der Schweiz, größtentheils aus französisch redenden Kantonen, zu denen sich später Deutsche aus den Rheingegenden gesellten, gegründet, hat der Ort gegenwärtig etwas 120 Häuser und 1000 Einwohner. Die Gegend umher ist anmuthig, doch nicht fruchtbar, dich bewladte und so uneben, daß sich wenig Land zur Anlegung von Kulturen darbot; weshalb die Existenz der Ansiedler lange Zeit dürftig war, auch gegenwärtig noch Mancher mit Noth zu kämpfen hat. Im Ganzen aber ist doch die Periode harter Prüfungen überstanden. Das Klima ist mild und gesund. Neu-Freiburg ist der Sitz mehrer Staatsbehörden des Distrikls und eine Besatzung von berittenen Polizeisoldaten stützt die Autorität derselben.

Der Urwald bei Neu- Freiburg gehört der oberen Waldregion Brasiliens an. Sie beginnt bei 2000 Fuß Höhe und macht sich durch Riesengräser, baumartige Farren und Kohlpalmen[331] kenntlich. Herrlich blühende und mannigfaltige Parasiten sind aber der Hauptschmuck des brasilianischen Waldes. Sie bedecken die Aeste der Baumkronen in unbegreiflicher Menge und Ueppigkeit. In den oberen Zweigen haben die vielartigen Orchideen ihren Standort, oft Pflanze an Pflanze, gleichsam ein in der Luft schwebendes Blumenbeet vorstellend; zwischen ihnen wachsen die zierlichen Farrenkräuter, deren zarte Wedel gegen die dicken, lederartigen, von flaschenförmigen Wasserschläuchen an der Wurzel umgebenen Blattgebilde der Orchideen wundersam kontrastiren. Einzelne größere Bäume tragen zahllose Bündel

[328] Im Januar/Februar 1855 war die USS Water Witch gewaltsam in den Río Paraguay eingedrungen.

[329] Im Jahre 1853 wurde die Einfuhr afrikan. Sklaven zwar gesetzlich offiziell geächtet, die Abschaffung der Sklaverei erfolgte jedoch erst mit der am 14. Mai 1888 verkündeten Lei Áurea, dem „Goldenen Gesetz“.

[330] Bis 1820 erreichten 261 Familien (insgesamt 1682 Personen) aus der Schweiz den Ort mit halbfertigen Baracken, 161 mehr, als ursprünglich genehmigt worden waren. Mit dem unerwarteten Siedlerstrom wurde Nova Friburgo am 3. Januar 1820 der Rang einer amtlich anerkannten Gemeinde als Vila de Nova Friburgo zugesprochen.

[331] Euterpe oleracea.

des Baumbartes[332]. An die höchsten Zweige der Krone klettert er hinauf und hängt in 2–3 Fuß langen Büscheln aus den Lücken des Laubes herunter. Unter diesen behaarten Kronen schwankt auf dünnem Stiel die schlanke Kohlpalme mit ihrem zierlichen Blattkranz und daran reihen sich in allen Größen, vom Strauch bis zur Höhe der Palmen hinauf, die herrlichen violetten Blüthengruppen der Rhexien[333], deren opponente, steifbehaarte, saftige Blätter natürliche Feilen und Kratzen darstellen, und so steif wie ein Reibeisen sich anfühlen lassen.

Außer der Kohlpalme fehlt jede andere Palmenform im Urwalde dieser Gegenden; erst tiefer in den Thälern des Parahyba[334], und seiner Nebenflüsse trifft man mehrere Palmenarten neben einander an.

Geselliger treten, die Schlingpflanzen auf. Sie hängen frei von den Zweigen der größeren Bäume herunter, und umflechten sich unter einander. Ihr Ansehn ist traurig, weil man fast nie Blätter an ihnen bemerkt; ein Strang, obgleich nicht dicker als ein Rohr oder ein Finger, wickelt sich um den andern, verläßt ihn wieder, wendet sich zum dritten, kehrt zurück zum ersten, treibt über diesen hinweg zu einem vierten auf der andern Seite, und so geht es fort bis zur Krone hinauf, wo die Schlingpflanzen ihre Blätter dein Lichte zuwenden, Denn die Krone des Baumes ist ein eben solches Gemisch vielfach verschiedener Blattformen, wie das Gezweige unter ihr ein Wirrsal der verschiedensten Bäume; wohin der eine Träger sich begibt, dahin drängen sich alle seine Anhängsel nach, wo er seine Krone ausbreitet, da wollen auch sie ihre Blätter zeigen und mit ihm um die Wirkungen des Lichtes sich streiten, wie sie um die Stelle im Boden mit ihm gerungen haben.

---

[332] Tillandsia usneoides L.

[333] Eine zur Familie der Melastomeen gehörende Staude.

[334] Der Río Paraíba im Nordosten Brasiliens.



MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 120f.

DCCLXXXIV. Tempeltrümmer am Ida auf Candia[335].

An diesen verlassenen Ueberresten hellenischer Größe sind Jahrtausende vorbei gegangen; die Götter sind entflohen, die Gesänge der Priester sind verstummt, und ein anderes Geschlecht und ein anderer Glaube ehrt an anderer Stätte den alleinigen Schöpfer des Weltalls; aber der Zauber, der an diesen Trümmern hängt, wird bleiben, so lange es Menschen gibt, welche Gefühl für das Schöne und Erhabene im Herzen tragen.

Um die Ruinen am Berge Ida zu sehen, welche eine Meile von der Stätte des alten Cnossus[336] aus wucherndem Pflanzenwuchs so unbeschreiblich malerisch hervorragen, hat man, von der Hauptstadt Candia’s[337] aus, eine beschwerliche Wanderung seitab durch öde und kahle Bergdistrikte zu machen. Schwarze Cypressen, riesengroße Pinien, da und dort eine schlanke Palme, oder die hochaufragende Blumenkrone der Aloe geben der Landschaft eine ernste Physiognomie, welche zu den Bildern harmonirt, mit welchen die Phantasie und die Erinnerung an Mythe und Geschichte des Alterthums die Seele erfüllen. Dann und wann trifft man auf ein üppiges Gefild mit reichen Getreidefeldern und traubenbelasteten Reben, die sich in Guirlanden von Oelbaum zu; Oelbaum schwingen; je näher aber am Ida, je mehr schwinden allmählig die Spuren der Kultur; höher erheben die Berge ihre Häupter, die Straße verengert sich zum Pfade, Einsamkeit und Oede wachsen von Viertelstunde zu Viertelstunde und näher treten aus der grauen Vergangenheit die Gestalten von Sage und Mythe. Immer aber bleibt das Haupt des Ida im Angesicht, einst der Lieblingsaufenthalt der Götter, und von jeder Höhe gewährt das rückwärts schauende Auge den blauen Spiegel des Meers, über den die weißen Segel wie Mövcn dahinziehen.

Der Anblick der Trümmer selbst gibt den vollen Eindruck klassischer Ruinen. Um die aufrechtstehenden Reste eines Tempels ist der Boden mit kleineren Trümmern bedeckt, unter den Sträuchen schauen Säulenstücke, Kapitäler, Triglyphen[338] hervor, und zwischen Gras und Blumen liegen die Fragmente von Gebilden der edelsten griechischen Kunst. Chaos ist Alles: und doch weht im Wuste der Zerstörung der Geist der Harmonie: Trümmer sind es – aber doch so hehr und herrlich, daß sie dastand ringsum beherrschen.

Es gehören diese Trümmer der perikleischen[339] Zeit des griechischen Kunstlebens an, jener Periode, welche der monumentalen Architektur den günstigsten Boden bereitete. Hellas hatte die Tyrannis abgestreift, die Selbstständigkeit des freien Gemeinwesens blühte in voller Pracht, der griechischen

[335] Veraltet für Kreta (griech. Κρήτη, Krḗtē; osman. كريت, Girit; neugriech. Κρήτη, Kriti; türk. Girit).

[336] Griech. Κνωσός, Knōsós; wohl die älteste Stadt Europas.

[337] Iraklio (griech. Ἡράκλειον, Herákleion; osman. قنديه, Kandiye; neugriech. Ηράκλειο, Iráklio).

[338] Griech. τρίγλυφος, tríglyphos, „drei Rillen/Kerben“; eine Platte am Fries der dorischen Ordnung mit zwei vollen inneren und zwei halben äußeren Rillen.

[339] Der griech. Staatsmann Perikles (griech. Περικλῆς, Periklēs; ca. 490–429 v. Chr.).



GRIECHISCHE BAUTRÜMMER
auf Candia.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Kraft unterlagen die unermeßlichen Perserheere bei Marathon[340], Salamis[341], Artemisium[342] und Platäa[343], – das Volk hatte sich zum stolzesten Selbstbewußtseyn aufgeschwungen und was es that, that es in diesem Geiste. Die Städte in Attika, im Peloponnes, auf den Inseln wetteiferten in der Errichtung monumentaler Werke; überall stiegen prächtige Tempel und öffentliche Bauten empor. Die Bedeutung der Kunst für das Leben war zur höchsten und allgemeinsten Geltung gekommen. Phidias[344] und eine Schaar von Meistern des höchsten Rangs führten aus, was der griechische Geist entwarf und dachte; Alles war in dieser Zeit vereinigt, um die hellenische Kunst auf den Gipfel der Entwickelung zu führen und zu der Vollendung zu bringen, welche wir in ihren Ueberresten bewundern und die wir nachahmen als unerreichbare Vorbilder und Muster. Die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung umfaßt diese Periode, in deren Kunstschöpfungen sich der göttliche Ernst, die erhabene Würde und die menschliche Anmuth vollkommen vereinigten.

Keine Blüthe hat, so wenig in der Kunst, wie in der Natur, eine lange Dauer; die prächtigste geht am schnellsten vorüber. Auch die hellenische stieg von ihrem Gipfel bald herab. Schon zur Zeit Alexanders des Großen (um 330 vor Chr.) wurde in der griechischen Architektur bald der Verfall sichtbar und nach dem Tode dieses großen Königs, als dessen Weltreich sich in einzelne Staaten aufgelöst hatte und als deren Beherrscher, griechischen Stamms, doch von persischem Stolz und persischer Prachtsucht angesteckt, eine Menge neuer Städte mit monumentalen Gebäuden errichteten zur Verherrlichung ihrer Geschlechter, – in den zwei Jahrhunderten, welche dem Anfang unserer Zeitrechnung unmittelbar vorangingen, – brach das Verderben rasch herein. Die Zwecke fürstlicher Prachtliebe verlangten vorzugsweise imponirende Effekte und diese Richtung bildete sich als die herrschende aus, als die griechische Kunst zur unterthänigen Magd Roms herabsank. Alle Monumente jener Zeit sind dem Geiste des Ebenmaßes, der Klarheit und der Naivität fremd, in welchem der Zauber der hellenischen Kunst aus der Periode ihrer höchsten Entwickelung verborgen liegt. Jene Richtung ging, ganz wie in unserer Zeit, vorzugsweise auf den Ausdruck der Leidenschaft, auf die Darstellung sinnlichen Verlangens und sinnlichen Reizes hinaus, im Gegensatz zur Stille der Seele, zur ernsten Würde, zur erhabenen Einfachheit und unbewußten Anmuth. Sie blendete das sinnliche Auge, das Gefühl aber ließ sie kalt, und ein Vergleich der stupenden antiken Bauwerke Roms mit den edelsten Resten griechischer Architektur wird die unendlichen Vorzüge der letzteren niemals verkennen lassen.

[340] Siehe hierzu S. 68, Anm. 243.

[341] Die Seeschlacht bei Salamis (griech. Σαλαμίς, Salamís) Ende September 480 v. Chr., in der Themistokles (griech. Θεμιστοκλῆς, Themistoklēs; ca. 524–ca. 459 v. Chr.) über die Perser unter Xerxes I. (altpers. 𐎧𐏁𐎹𐎠𐎼𐏁𐎠, Xšayaṛša; griech. Ξέρξης, Xérxēs; ca. 519–465 v. Chr.) siegte.

[342] Die Schlacht bei Artemision (griech. Ἀρτεμίσιον, Artemísion) im August 480 v. Chr; die Schlacht endete unentschieden, ermöglichte jedoch den griech. Sieg bei der im darauffolgenden Monat stattfindenden entscheidenden Seeschlacht von Salamis (s. o.).

[343] Siehe hierzu S. 68, Anm. 249.

[344] Siehe hierzu S. 69, Anm. 251.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 123f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 23f.

DCCLXXXVI. Mertola[345] an dem genuesischen Gestade.

Die Straße an der Meerküste, auf der die Legionen der Welteroberer von Italien nach Gallien zogen, war in der barbarischen Zeit in Verfall gerathen und weder im Mittelalter, noch in der Neuzeit irgend etwas für ihre Herstellung geschehen. Um von Nizza nach Genua zu gelangen, mußte man entweder den großen Umweg über den Simplon und über den Cenis nehmen, oder sich bequemen, den elenden und unbequemen Saumweg einzuschlagen, der, nur für Maulthiere gangbar, an dem Gestade hinführte, auf dem jedoch im Winter und nach Gewitterregen öfters gar kein Fortkommen war. Dies hat sich geändert. Schon Napoleon[346] entwarf den kühnen Plan zum Bau einer Straße ersten Rangs von Nizza nach Genua, und er ließ denselben noch in den letzten Jahren seiner Regierung beginnen. Nach seinem Sturz blieb er liegen, und erst in späterer Zeit wurde er wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Der Weg ist jetzt die Krone der Alpenstraßen. Es ist ein Werk, dem alten römischen gleich, dessen Trümmer streckenweise für den Neubau benutzt worden sind. Entzückend ist es, auf dieser Straße, den hohen Felsküsten entlang, um die Vorgebirge und Landzungen herum über Abgründe und Wasserstürze, oft auf Viadukten, oft auf hochgewölbten Brücken, hoch über die herrlichsten Gegenden hin, umkreist von den Adlern des Jupiters, an einem hellen Sonntagmorgen zu ziehen, begegnet von den Schaaren festlich geschmückter Landleute, welche zur Kirche gehen, und begrüßt von den Glocken und Gesängen, die aus Städten und Dörfern die Tiefe herauf, oder aus den Klöstern und Abteien herüber tönen, welche auf den Höhen im jungen Sonnenlichte prangen. Die Landschaften sind die prächtigsten Piemonts. Vom milden Himmel des Südens gesegnet, von den reinsten Lüften an gehaucht, trägt ihr Pflanzenwuchs tropische Form und Fülle, und eine sorgfältige Kultur lohnt den Fleiß der Menschen reichlich. Rechts in der Tiefe erschaut man das tiefblaue Meer, beständig von zahllosen Fischerfahrzeugen. Dampfern und größeren Segelschiffen belebt; links die prächtigen Berge, die bald in Terrassen über einander gemächlich aufsteigen, bald jählings emporschießen bis zu den mit ewigem Eise bedeckten Domen der Alpen, und zu weilen durch breite Thäler Blicke in die Ferne öffnen, wo kühn geschwungene Linien die mannigfaltigsten Physiognomien zeichnen, bald ernsten, bald anmuthigen Styls. wie die Werke do-rischer und ionischer Kunst. Dann und wann flammen und leuchten die beeiseten Gipfel im goldigen Morgenlicht wie Kandelaber der Götter. Bengalisches Feuer scheint auf den Firnen angezündet, die Berge athmen, die rosigen Nebel strömen aus ihrem Munde und flattern über die Straße dem Meere zu, wo sie im Aether sich .auflösen oder ihren Schleier hinabsenken, um des Ozeans Angesicht zu verhüllen. Selig Der, welcher einen solchen Sommer-Reisetag erlebt: er löscht nie aus seinem Gedächtniß.

Bei Mertola, einem Flecken am Wege von Nizza nach Genua, ist eine der entzückendsten Aussichten der ganzen Route, und durch ihre sehr treue Darstellung haben sich Zeichner wie Stecher Lob verdient. Von einem weit in's Meer ausbiegenden Kap übersieht man auf diesem Punkte eine weite

[345] Mortola Inferiore bzw. La Mortola; heute ein Ortsteil von Venitmiglia an der frz.-ital. Grenze.

[346] Napoléon Bonaparte hatte von 1801 bis 1805 die obengenannte befestigte Paßstraße bauen lassen, um den Simplon für seine Artillerie passierbar zu machen. Ebenfalls unter Napoléon wurde 1803 die Hochstraße über den Col du Mont Cenis eröffnet, die zu Zeiten Joseph Meyers die Bezeichnung „Route littorale de Nice à Gênes" trug, da sie zumeist als Hochstraße an der Küste entlangführte. Leider ist so gut nichts über die Baugeschichte dieser Strecke zu erfahren.

Strecke der Küste mit ihren Aus- und Einbiegungen, und eine Fülle von Contouren der anmuthigsten Landschaften. Auf einigen Höhen stehen Schlösser und Klöster, auf andern Ruinen aus alten und mittleren Zeiten, die den Gedanken aufstacheln und an den Gang des Schicksals in diesen geschichtlich so reichen Gegenden erinnern. Die Straße naht mehreren Stellen, wo Tempel und Triumphbogen gestanden. Man sieht da und dort Substruktionen aus dem Boden ragen; man sieht einen römischen Thurm, oder das Fragment einer Säule, oder eines Architravs[347], umgeben von der ernsten Ruhe und dem majestätischen Schweigen der Natur, oder umrankt von Schlinggewächsen, deren Blüthenbüschel die Lüfte würzen. – Unfern von Mertola sind tiefe Grotten in das Felsgestade gegraben, in welchen man antike Gräber vorfand, vielleicht die Necropolis[348] einer alten Stadt, von der, in den Wogen der Zeit, selbst der Name verschollen ist.

[347] Siehe hierzu S. 12, Anm. 31.

[348] Eine Totenstadt, Friedhof (von griech. νεκρός, nekrós, „der Tote“ und πόλις, pólis, „die Stadt“).



MORTOLE
(Piemont)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 125-132.

DCCLXXXVII. Weston am Missouri.

Die Ziele der Europäer, welche sich in Nord-Amerika eine neue Heimath gründen wollen, sind selten mehr in den atlantischen Ländern zu suchen; in den jüngeren Staaten des fernen Westens sind sie gesteckt, und namentlich sind es Minnesota, Wiskonsin[349], Iowa und Missouri, wohin der Zug der deutschen Kolonen geht. Den ersten Eindruck des Landes empfängt der Deutsche freilich an den Landungsplätzen: in New-Orleans, Boston, Baltimore, Philadelphia und New-York. Es muß derselbe nothwendig nach dem Grade der Bildung, der Erwartung und der besonderen Verhältnisse ein sehr verschiedener seyn. Worin aber die Eindrücke aller Einwanderer einmüthig zusammenstimmen, das ist das Staunen über die Kulturfortschritte des Landes, deren Größe an das Mährchenhafte streift, sowie die Bewunderung des Unternehmungsgeistes und. der feurigen Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, welche auf das praktische Leben Bezug haben. Alles, was er darüber Rühmendes daheim gelesen und gehört hat, tritt weit hinter die Wirklichkeit zurück. Schon die unermeßliche Bewegung im Hafen von New-York entlockt ihm das Geständniß, daß sie nirgends ihres Gleichen hat; neben ihr würde der Hafen von Marseille oder Havre, von Hamburg oder Bremen still und kleinlich erscheinen; ja, nach dem eigenen Geständniß der Briten bieten die Themse-Stadt, „wo fünf Welttheile ihre Schätze tauschen“[350], und Liverpool ein minder großartiges bewegtes Gemälde dar, weil man dort weder das Gewimmel der amerikanischen Dampf-Fähren, noch der kolossalen, zwei bis drei Stockwerk hohen Flußdampfer schauen kann. Es ist überdies eine bekannte Thatsache, daß Bevölkerung, Verkehr und Reichthum in New-York verhältnißmäßig weit rascher fortschreiten als im zweitausendjährigen London.

Die Yankeeköpfe haben den eigemhümlichen Vorzug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch als ihr Vetter John Bull[351], sich dessen Erfindungen gleichwohl rasch anzueignen, sie praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern verstehen. Weder Kosten noch Risiko erschrecken sie dabei. Sie haben nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in vielen andern Zweigen des Maschinenwesens bewiesen, daß sie noch Vollkommeneres leisten als die Engländer. Wer z. B. in London die Dampfpresse bewundert hat[352], welche die Auflage des Riesenblattes „Times“ in die Welt fördert, und nun in New-York die Presse manövriren sieht, welche von der „Tribune“ 50,000 Exemplare in drei Stunden fast ohne alle menschliche Beihülfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen 126 Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Satz gelaufen, sie wohlgeordnet auf einander schichtet, der wird nicht minder von Erstaunen ergriffen werden wie der Landwirth, welcher bisher die englische und rheinische Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt und nun die Rosse in der Prärie mit dem leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp die Furchen ziehen, und Egge und Säemaschi-

349 Engl. Wisconsin.

350 Zitat aus der der „Didaskalia. – Zeitschrift für Geist, Gemüth und Publicität“ (Frankfurt a. Main: Heller u. Rohm 1842), Nro. 283. Donnerstag, den 13. Oktober 1842, o. Sz.

351 Die von John Arbuthnot (1667–1735) 1712 eingeführte und bis auf den heutigen Tag verwendete Personifikation Englands. John Bull wird normalerweise als untersetzter Mann in Frack, Kniebundhosen (Knickerbocker) und einer Union-Jack-Weste dargestellt. Er trägt einen Zylinderhut auf dem Kopf (zuweilen John-Bull-Zylinder genannt) und wird häufig von einer Bulldogge begleitet. Er ist eine häufige Figur im britischen Cartoon des 19. und frühen 20. Jhd.s.

352 Im Jahre 1811, als die von Friedrich Koenig (1774–1833) entwickelte, und unter Mithilfe der Buchdrucker Thomas Bensley (1750–1835) und Richard Taylor (1781–1858), aber vor allem der des Mechanikers Andreas Friedrich Bauer (1783–1860), erste einsatzreife Zylinder-Schnellpresse als Druckmaschine für die Londoner „Times“ in Betrieb genommen wurde.

ne die Bestellung des Ackers mit der Eile des Flugs und doch mit der größten Vollkommenheit in einem Akt verrichten sieht.

Je weiter der europäische Ankömmling nach dem Westen vorrückt, desto mehr nimmt er Dinge wahr, die ihm imponiren. Dort, wo er sich Alles noch so wild, so unwirthbar gedacht hat, lernt er die Kühnheit des Yankeegeistes ganz würdigen, denn dort gilt's, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen. Schon auf dem Hudson, der hinsichtlich seiner Uferscenerie vielfach mit dem Rhein verglichen worden ist, findet ein patriotischer Rheinländer Gelegenheit zu demüthigenden Betrachtungen. Wohl gibt es am Hudson keine alterthümliche Stadt wie das „hohe heilige Köln“[353], keine wetterbraunen gothischen Dome, auch keine Ruinen, keine Reben, keinen Johannisberger. Aber der Verkehr auf dem Strome, Schifffahrt, Handel und Leben treten in einer unendlich imposanteren Gestalt als am Rhein und an der Donau auf. Unzählige Schiffe blähen ihre stolzen Segel, die drei Stockwerke hohen Steamers, an Größe und Kühnheit des Baues, wie an Eleganz und Pracht der innern Ausstattung, mit einander wetteifernd, die Schleppschiffe, die Propellers, die Fahrzeuge aller Sorten und Größen brausen unabsehbar auf und nieder, Emigranten, Waaren, Reisende und Spazierfahrer befördernd. Der Yankee ist ein gar wanderlustiger Gesell, der nicht gern an der Scholle klebt, sondern sich überall hin bewegt, wo *business* und *money* zu machen sind. Aber die Dollars, die er gern gewinnt, gibt er auch leicht wieder aus, und nächst dem Associationsgeist ist es die unaufhör liche Bewegung des Kapitals, welches hier am meisten beiträgt, die industriellen Wunder in's Leben zu rufen.

Mit neuen Städten, Dörfern, Luxushäusern und geschmückten Farmen sind die Hudson-Ufer zwischen New-York und Albany bunter dekorirt als die Rheingestade. Auch die waldigen Ufer-Terrassen und die Formen des Alleghanyrückens sind viel malerischer als die rheinischen Weinberge und die Gipfel des Siebengebirgs. Nur der mittelalterliche Schmuck gebricht dem Hudson; es fehlen hier, wo Alles voll Jugend und voll frischaufsprossenden Lebens ist, die romantischen Trümmer, die halbverfallenen, halb restaurirten Burgen mit ihren Geschichten und Sagen. Es pfeifen und schnauben die nüchternen Damfkessel [sic!] statt der holdseligen Töne der Lorelei[354], die freilich auch am Rhein nur noch der Poet, nicht mehr das Volk hört.

Die meisten Deutschen finden Alles recht eigentlich auf den Kopf gestellt in dieser wunderlichen neuen Welt. Hier finden wir unsere wahren Antipoden. Weiß nicht jeder Schulknabe auswendig, daß man in Amerika in hellem Sonnenschein wandelt zur Stunde, wo die alte Welt dunkel ist und schläft? Kein Spatz pfeift hier vom Dach wie daheim, kein Rabe krächzt so wie bei uns. Dieses nüchterne, steifbeinige, unausstehlich praktische Geschlecht der Yankees lebt nur der Gegenwart, schafft und baut nur für sie und die Zukunft. Das süße Dämmerdunkel vergangener Jahrhunderte, das wohlige Träumen von einer alten goldenen Zeit, die freilich nur für Wenige golden war, die romantischen Moden und der deutsche Mondschein wollen diesem Geschlecht kein Behagen abgewinnen. Vergeblich ist alles Mühen des deutschen Schwärmers, in diesem nüchternen Lande Proselyten[355] zu machen. Einst kam der Schreiber dieses Aufsatzes[356] auf einer Hudsonfahrt in die Gesellschaft einiger gebildeten Bostoner, die auch am Rhein sich flüchtig umgesehen hatten. Sie sprachen von der Charakteristik der Ströme Deutschlands und Amerika's und den Kontrasten ihrer Erscheinungen. Er erzählte ihnen die Rheinsage von der Lorelei, suchte ihnen die zarte Schönheit der Fouqué'schen[357] Undine begreiflich zu machen,

[353] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[354] Heinrich Heines (1797–1856) 1823/24 entstandenes gleichnamiges Gedicht, das bis heute die bekannteste Bearbeitung des Sagenstoffes ist.

[355] Werben um Neubekehrte (von griech. προσήλυτος, prosḗlytos, „der Hinzugekommene“).

[356] Der Geologe und Mineraloge Julius Fröbel (1805–1893); als Mitglied einer vom linken Journalisen Robert Blum (1807–1848) geleiteten Delegation nach Wien hatte er sich mit diesem am Wiener Oktoberaufstand 1848 beteiligt. Nach dessen Niederschlagung durch Fürst Windisch-Graetz (1787–1862) war er zunächst ebenso wie Blum zum Tode verurteilt worden, doch kurz darauf begnadigt, während Blum erschossen wurde; daraufhin floh er nach den Vereinigten Staaten ins Exil, wo er sich mit Joseph Meyers Sohn Herrmann Julius (1826–1909) anfreundete; von dort kehrte er nach einer Amnestie 1857 nach Deutschland zurück.

[357] Der Verfasser des 1811 erstmals erschienenen Kunstmärchens „Undine“, Friedrich de la Motte Fouqué (1777–1843). Der nach einer eines gewissen Vest von Johann Friedrich Jügel (1772–1833) in Punktiermanier geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Die Jahreszeiten. – Ein Cyklus romantischer Dichtungen von Friedrich

und schwatzte vom Ritter Hildebrand[358] und vom deutschen Spukgeist Kühleborn[359], der noch immer spuken soll. Seine Hoffnung, die wassertrinkenden Temperance-Männer[360] aus Massachussetts für deutsche Romantik zu bekehren, war aber eitel. Statt den Werth dieser Schätze deutscher Reminiscenz gehörig zu würdigen, und für die kommentirende Mühe wenigstens zu danken, brachen sie in Lachen aus. Das Rauschen des Steamers und Propellers, meinten sie, sey, wenn auch keine so „wundersame“, doch eine nützlichere Melodie als der Singsang der Lorelei. Nixenmusik habe einen Hudson-Piloten noch nie im Führen des Steuers gestört, und wenn Schiffe geplatzen und zerschellen, so sey gewöhnlich nur der Ueberfluß an Konkurrenz und Dampf schuld daran, und die Sehnsucht des Kapitäns nicht nach schönen Nixen, sondern nach blanken Dollars. So ein kräftiger Dampf, der einen tüchtigen Dreidecker treibe, sey aber, meinten die Yankees, augenscheinlich irdisch gesegneter als der romantische Nebel, bei dem man in unserem praktischen Zeitalter verhungern könne, und von Leuten, deren Phantasie zu viel an Nixen denke, sey es nicht verwunderlich, wenn sie nix in der Tasche hätten. Mehr Weinberge seyen allerdings am Rhein als am Ohio, auch mehr Mittelalter; aber am Ohio trinke der weinbauende Farmer den besten Tropfen selber; der arme rheinische Weinbauer hingegen müsse schwere Steuern zahlen und bei viel Schweiß viel Trebernwasser[361] statt Wein trinken. Ob denn ein Farmer am Ohio oder Hudson bei täglichem Roastbeef und zunehmendem Wohlstande nicht beneidenswerther sey als so ein schwitzender und steuerngesegneter Weinbauer am Rhein? Die starrköpfigen Männer der neuen Welt von dem Irrthum ihres Raisonnements über die alte zu überzeugen, sie wenigstens für das schöne Stolzenfels[362] und den Apollinarisberg[363] zu erwärmen, ist allemal verlorene Mühe. Es sind eben unverbesserliche „Gleichheitsflegel“, wie sie Heinrich Heine[364] eben so richtig als unpoetisch genannt hat.



Friedrich de la Motte Fouqué (siehe hierzu S. 93, Anm. 357).

Das Staunen über den materiellen Fortschritt der amerikanischen Kultur wächst bei dem europäischen Ankömmling, der nach Westen wandert, Nock mehr, wenn er den Eriesee erreicht hat, das dortige Leben und Treiben betrachtet, die jungen Städte an seinen Ufern, die riesigen Mühlen und Fabriken, deren Räder der wilde Niagara treibt, die kühne Hängebrücke über dem senkrechten Felsbett dieses Wasser-Donnerers erblickt, dann in dem Prachtsaal eines Dreideckers über den See selbst gleitet,

Baron de la Motte Fouqué. – Frühling. Undine. Sommer. Die beiden Hauptleute. Herbst. Aslauga’s Ritter und Alpin und Jucunde. Winter. Sintram und seine Gefährten. – […]“ (Berlin: J. E. Hitzig 1814).

358 Der Held des althochdt. „Hildebrandliedes“.

359 Der gleichnamige Wassergeist – übrigens Undines Onkel – aus Friedrich de la Motte Fouqués „Undine“ (siehe hierzu S. 93, Anm. 357).

360 Mitglieder bzw. Sympathisanten der Abstinenzbewegung, die vor allem im anglo-amerik. Raum zuweilen recht bizarre Formen annahm.

361 „treber ‚geringwertiges, abfall‘“ (DWG, Bd. 21, Sp. 1570).

362 Schloß Stolzenfels bei Koblenz.

363 Die Wallfahrtskirche bei Remagen am Rhein.

364 Siehe hierzu S. 93, Anm. 354; „Manchmal kommt mir in den Sinn \ Nach Amerika zu segeln, \ Nach dem großen Freiheitsstall, \ Der bewohnt von Gleichheits-Flegeln“; Zitat aus Heines 1850 entstandenen Gedicht „Jetzt wohin?“ aus dessen „Romanzero […]“ (Hamburg: Hoffmann u. Campe 1851), S. 159f; hier bes. S. 160.

nach Detroit mittelst der Eisenbahn quer durch die Halbinsel fliegt, und am großen Michigansee in einen andern dampfbeflügelten Palast aufgenommen, mit brausendem Räderschwung rasch wie der Sturmwind nach Chicago oder Milwaukie[365] spedirt wird, wo er dasselbe wiederfindet, was ihn schon in Osten so überraschte: große, volkreiche, blühende Städte voll lebendigen Verkehrs, auf ausgefüllten Sümpfen stehend, wo die Jäger noch vor wenigen Jahrzehnten wilde Enten und froschschmausende Reiher geschossen haben.

Am oberen Mississippi ist nur in jenen Gegenden noch vollkommene Wildniß, wo die jährlichen großen Stromüberschwemmungen die festen Ansiedelungen unmöglich machen. Doch hat auch da gar mancher kühne Dankee sein Nest gebaut, und selbst einzelne kühngewordene deutsche Settler[366] haben es gewagt, den Wald zu fällen, Mais zu säen und Blockhütten zu bauen, auf die Gefahr hin, jedes Frühjahr einmal vom tückischen Strom mit Haus und Habe fortgeschwemmt zu werden. Nahe bei 1300 Dampfer befahren gegenwärtig den Mississippi mit den Nebenflüssen, sogar oberhalb der St. Anthony-Fälle[367] sind neuerdings einige Dampfer auf den Fluß gestellt, und in der günstigen Jahrzeit hat man Gelegenheit, fast den ganzen Missouri aufwärts bis an den Fuß der Rocky-Mountains zu befahren und tief in das Indianergebiet einzudringen.

Am Ohio, Illinois, Arkansas, Red-River begegnet überall das gleiche Schauspiel von entstandenen oder entstehenden Städten. Wie Pilze unter einer tropischen Sonne schießen sie aus dem fetten Alluvialboden[368] heraus. Der Gipfelpunkt der Ueberraschung bleibt aber doch St. Louis, die große Hauptstadt des Westens, wo am Mississippi-Kai oft nicht weniger als 100 Dampfer in stolzer Reihe ankern, darunter prächtige Dreidecker, deren säulenumreihete Stockwerke und Eisenschlote wie Kastelle über dem kaffeebraunen Wasser des Flusses hervorragen. Gegenüber diesen Schiffen erhebt sich eine Häuserreihe, deren keine europäische Hauptstadt sich zu schämen hätte. Die Bevölkerung von St. Louis hat in diesem Jahr die Zahl 120,000 überschritten. Vor etwa 30 Jahren zählte die Stadt kaum 8000 Seelen. Der obere Mississippi hatte damals noch kein Dampfschiff gesehen, und ganz in der Nähe grasete noch friedlich der Büffel, der jetzt mit seinen rothhäutigen Freunden, den Delaware[369]- und Sioux-Indianern[370], 1000 Meilen[371] weiter nach Westen gedrängt worden ist.

Ein Etwas, das in der neuen Welt den reisenden Europäer mehr befremdet und überrascht als jene augenfälligen Wunder, die der rastlose Unternehmungsgeist einer thatkräftigen Nation geschaffen hat, ist neben dem Entstehen, Wachsen und Aufblühen von ausgedehnten Staaten der Mangel jener Potenzen, welche nach europäischen Begriffen zum Gedeihen der Civilisation unentbehrlich sind – ich meine eine wohldisciplinirte Soldateska, eine wohlorganisirte öffentliche und heimliche Polizei, mit Gesetzen zur scharfen Ueberwachung von Vereinen und Presse, ein Heer von Gewerbsschranken und eine landesväterliche Bevormundung alles Lebens und Thuns im Volke. Von all' dem sieht man in den Vereinigten Staaten gerade das Gegentheil, und – ist's nicht wunderbar? – dennoch existiren, wachsen und gedeihen sie. Auf der langen Strecke vom Ocean bis zum Missouri gewahrt der Einwanderer nur bei den Volks- und Korporationsfesten militärische Uniformen, z. B. bei der Todesfeier großer, geehrter Bürger, nie aber eine eigentliche Soldateska, und auch nie uniformirte Polizeidiener; dennoch ist die Sicherheit des Eigenthums im Ganzen nicht geringer als in Europa. Den Zeitungen ist die unbegrenzteste Freiheit gelassen, so viel Gescheidtes, oder so viel Unsinn zu sagen, so viel zu lärmen und zu agitiren als sie Lust haben. Hundert und aber Hunderte von politischen, socialen und religiösen Vereinen entstehen, dauern oder verschwinden; der Staat nimmt nicht die mindeste Notiz von ihnen. Man läßt Socialisten und Kommunisten mit ihren Experimenten eben so frei gewähren, wie die Pantheisten und Atheisten, die sogenannten freien Gemeinden, oder im Gegensatz dieser, die frommen Väter der Gesellschaft

[365] Engl. Milwaukee.

[366] Engl., Siedler.

[367] Engl. Saint Anthony Falls.

[368] Siehe hierzu S. 58, Anm. 214.

[369] Die Lenni-Lenape-Indianer (Eigenbez. Lënapeyok, „wahre, wirkliche Menschen").

[370] Sioux ist eine kolonialfrz. Kurzform des Ojibwa-Worts „Nadouessioux" (kleine Schlangen).

[371] Hier dürfte die engl. Meile (1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m) gemeint sein.

Jesu[372], welche in Amerika als Prediger und Lehrer auf das Umfangreichste wirken und von den Häfen des Oceans bis jenseits der Rocky-Mountains ihre verlorenen Posten behaupten. Selbst die Mormonen[373] und ihre Apostel, gegen welche früher der Volkshaß sich richtete, läßt man jetzt in Ruhe und sie mögen ihren Hokus-Pokus treiben, wo sie wollen.

Der Staat und die Gesellschaft, weit entfernt, durch diese entgegengesetzten Bestrebungen aus den Fugen zu gehen, erstarkt vielmehr, blüht und schreitet fort, wie ein junger Herkules, mitten im Kampf der Ideen und der widerhaarigen Volkselemente, und der Parteien gegenseitiger Wetteifer hilft die Entwickelung nur fördern. Die Union gedeiht der Eiche gleich, die am tiefsten wurzelt und am höchsten ihre blätterreichen Kronen treibt, wo ihr am meisten Luft und Licht gegönnt ist, und die Stürme sie unbehindert rütteln.

Es sind sonderbare Käuze diese Yankees sächsisch-wälschen Bluts. Wir begreifen vollkommen, daß der ehrliche gemüthliche Deutsche mit seiner Bildung, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich findet. Wie sie dasitzen in ihren Stores und Geschäftsstuben, in den Salons der Dampfschiffe und den Gasthäusern, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst weit von sich streckend, trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter, nichts als Geschäftsgedanken und Dollartrachten im Kopfe, jedes Sinns für das Schöne und jeglicher Freude an dem Erhabenen, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann, völlig bar. Nur für diejenigen Wissenschaften kann sich der Amerikaner erwärmen, die in das praktische Leben einschlagen. Für Poesie, schöne Künste, ja selbst für den reinen Naturgenuß fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel gibt es; aber sie sind selten. Bei einer beethovenschen[374] Symphonie, vom deutschen Musikverein in Milwaukie tadellos vorgetragen, sah der Schreiber dieses Artikels ein ganzes amerikanisches Auditorium gähnen. Selbst Byrons[375] gewaltige Lyra gefällt den Yankees nicht, obwohl sie in Tönen klingt, die der Amerikaner seine Muttersprache nennt. Dem Niagarafall, der großartigsten Naturscene, welche die Welt kennt, kehren sie gewöhnlich nach ein paar Minuten kühlen Beschauens gleichgültig den Rücken, zufrieden, sagen zu können, daß sie auch am Niagara gewesen.

„Es muß auch solche Käuze geben!“[376] hat der alte Göthe vom modernen Teufel gesagt. Die räthselhafte Allmacht, die über den Geschicken der Menschheit wacht, hat die Völker des Erdballs mit verschiedenartigen Gaben bedacht, denn alle sollen die eigenthümlichen Rollen spielen, die ihnen für die Entwickelung der Kulturgeschichte bestimmt sind. Chevalereske. anmuthige und liebenswürdige Völker, wie die Spanier und Franzosen, haben in Amerika nichts ausgerichtet, nichts Praktisches geleistet, nichts Großes und Bleibendes geschaffen; sie haben Fiasco gemacht. Mexiko und Unter-Kanada sind Beweise dafür. Auch die Deutschen, wo sie nicht gemischt mit Yankees wohnen, schreiten nicht rasch vorwärts. Man sieht das in allen rein deutschen Orten, z. B. im Städtchen Herrmann[377] am Missouri. Dem lederzähen und stahlharten Yankee-Geschlecht, das aus verschiedenen Raçen und zum Theil aus dem Auswurf Europa's zusammengebacken ist, gehört der Ruhm, daß es seiner Aufgabe gewachsen bleibt, die Kultur in der neuen Welt mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts zu bringen, allein. Den Urwald fällen, die Steppe mittelst des leichten Stahlpfluges im Galopp befruchten, Wölfe, Bären und rothe Menschen ohne Erbarmen vor sich hertreiben, die Distanzen, welche selbst die autokratische Allmacht in Rußland nicht zu besiegen verstanden, mittelst des Dampfes bewältigen, auf kaum zugängliche Gebirge, in die entlegensten Einöden Industrie und Maschinen versetzen, Geld und Kohlen aus den Eingeweiden der Erde reißen, die Küsten zweier Weltmeere mit ihren Dreimastern, alle Flüsse, alle Binnenseen mit ihren Dampferkolossen bedecken, überall Leben und Kultur wecken, wo sie nie vor-

---

[372] Der von Ignatius von Loyola (span. Íñigo López de Loyola; 1491–1556) gegründete und mit der Bulle „Regimini militantis ecclesiae“ vom 27. September 1540 bestätigte Jesuitenorden (Societas Jesu, SJ).

[373] Die am 6. April 1830 von Joseph Smith (1805–1844; ermordet) in Palmyra im Bundesstaat New York gegründete Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (engl. The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints).

[374] Ludwig van Beethoven (1770–1827).

[375] Der engl. Dichter George Gordon Byron, 6th Baron Byron (1788–1824).

[376] „Es muß auch solche Käuze geben.“ Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes „Faust“, in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zwölfter Band. […]“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1828), S. 182.

[377] Die 1837 gegründete Ortschaft Hermann.

handen gewesen– Das kann und konnte nur eine Nation, die allerdings fast ausschließlich Gewinnsucht und Gelddrang beseelt, die aber eben nur in dieser Ausschließlichkeit der Vollführung ihrer Bestimmung fähig ist. Ganz unpassend dazu wären alte Völker, die vor lauter Gelehrsamkeit die Kraft der That verloren haben und über das eigene Elend noch zu philosophiren pflegen. Meinte doch selbst der wackere Raumer[378]: man solle lieber sich freuen als beklagen, daß die Amerikaner noch keine sonderbare Vorliebe für schöne Künste und Wissenschaften gewonnen, denn alsdann hätte auch diese Nation den Höhepunkt ihrer Blüthe bereits erreicht, und würde, wie andere Nationen, wieder langsam herabsteigen, ohne ihre weltgeschichtliche Bestimmung erfüllen zu können.

„Freilich finden viele in der Völkergeschichte immer nur die schmutzige Gasse unter ihren Fenstern wieder, wo alltäglich gemarktet wird. Allein der wahre Historiker hat neben den Daten menschlicher Erbärmlichkeit auch Raum für das Walten der unsichtbaren Naturkräfte, für die Ideen, die in den Geistern Wolken sammeln und reiben bis zum Sprühen des elektrischen Schlages“[379]. Bedeutsame Worte, welche ein geistvoller Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung[380] einst in Bezug auf ein anderes Volk und Land gesagt hat, die aber auch auf Nordamerika und seine Völker passen. Zu welch geheimnißvollem Bau wird der alte unsichtbare Meister die Räder und Fäden wohl einmal brauchen, die hier am westlichen Webstuhle der Zeitgeschichte so emsig schnurren in den schwieligen Händen der Handlanger und Gesellen? Liegt in dieser Fiebereile, womit man nicht bloß einen Welttheil durch Büchse, Pflug und Dampf zu erobern versucht, sondern ländergierige Briareus[381]-Arme auch anderwärts selbst über das westliche Weltmeer hinansstreckt, ohne nach Völker- und Staatenrecht zu fragen, liegt darin gar nichts Größeres als Beutelust, oder ein dunkeln, unbewußter Drang, ein geheimnißvoller Instinkt, welcher Nationen, wie Individuen zu räthselhaften Zwecken beseelt? Oder ist in diesem ruhelosen Jagen der Amerikaner nach Besitz, bei dem man nicht nur irdische Schätze sammelt, sondern auch die besten Mannestugenden: Muth und Thatkraft stählt, ist bei dieser Gier, nicht nur herrenlose Wildnisse urbar zu machen, sondern auch apathische Völker zu zwingen, an der eigenen Civilisirung Theil zu nehmen, nicht auch ein Etwas, das einen Gesichtskreis verräth, welcher ein klein wenig „über den Dollar hinausgeht?“[382] – Ob die Chorführer auf der andern Seite, welche sagen: man müsse der Macht und den Grundsätzen der Antipoden der Russen die Prinzipien des strengen Konservatismus entgegen halten – wohl eigentlich wissen, was sie reden? Wir beneiden sie nicht, daß sie von den glücklichen Wenigen bewundert werden, denn wir glauben, daß sie etwas dazu beitragen, den „Lebensfluthen“ im Westen einen neuen Impuls zu geben. Freilich wider ihren Willen!

Wir streifen hier an ein „wunderlich Kapitel“[383], welches besser in einem andern Buch steht. Wozu aber auch heute so ernste Dinge? Schaut doch die Sonne des Missouri draußen so sorglos hell vom blauen Zenith, als sollte es gar kein Donnerwetter mehr geben. Nur tief unten am östlichen Rande werfen Wolken einige melancholische Schatten. Dafür lachen tausend Rosen auf der Prärie und der goldene Mais schimmert aus allen Umzäunungen. Besser, draußen bunte Lepidopteren[384] haschen und dem Gezwitscher der Vögel lauschen, als über die Politik von hüben und drüben unfruchtbare Vergleiche ziehen.

---

[378] Der Verwaltungsjurist, Historiker und Politiker Friedrich von Raumer (1781–1873). Große Teile des vorliegenden Artikels wurden dem namentlich nicht gezeichneten Beitrag „Briefe aus Nordamerika.*) II. Die sächsisch-wälschen Amerikaner. (Schluß.)“ in der „Beilage zu Nr. 94 der Allg. Zeitung, Montag, 4 April 1853“ (Augsburg: J. G. Cotta 1853), S. 1498-1500, hier bes. S. 1499, in reichlich freier Zitierweise übernommen.

[379] Frei zitiert aus der „Beilage zur Nr. 94 der Allg. Zeitung“, wie S. 97, Anm. 378, S. 1499.

[380] Die 1798 gegründete „Allgemeine Zeitung“, die von 1807 bis 1882 im Cotta'schen Verlag in Augsburg, danach bis 1908 in München erschien.

[381] Der hundertarmige und fünfzigköpfige Riese Aigaion (griech. Αἰγαίων, Aigaíōn, „der Furchtbare, Gewaltige“; Namensgeber der Ägais) der griech. Mythologie. Wie fast der gesamte Absatz frei zitiert aus der „Beilage zur Nr. 94 der Allg. Zeitung“, S. 97, Anm. 378, S. 1499.

[382] Zitiert aus der „Beilage zur Nr. 94 der Allg. Zeitung“, wie S. 97, Anm. 378, S. 1499.

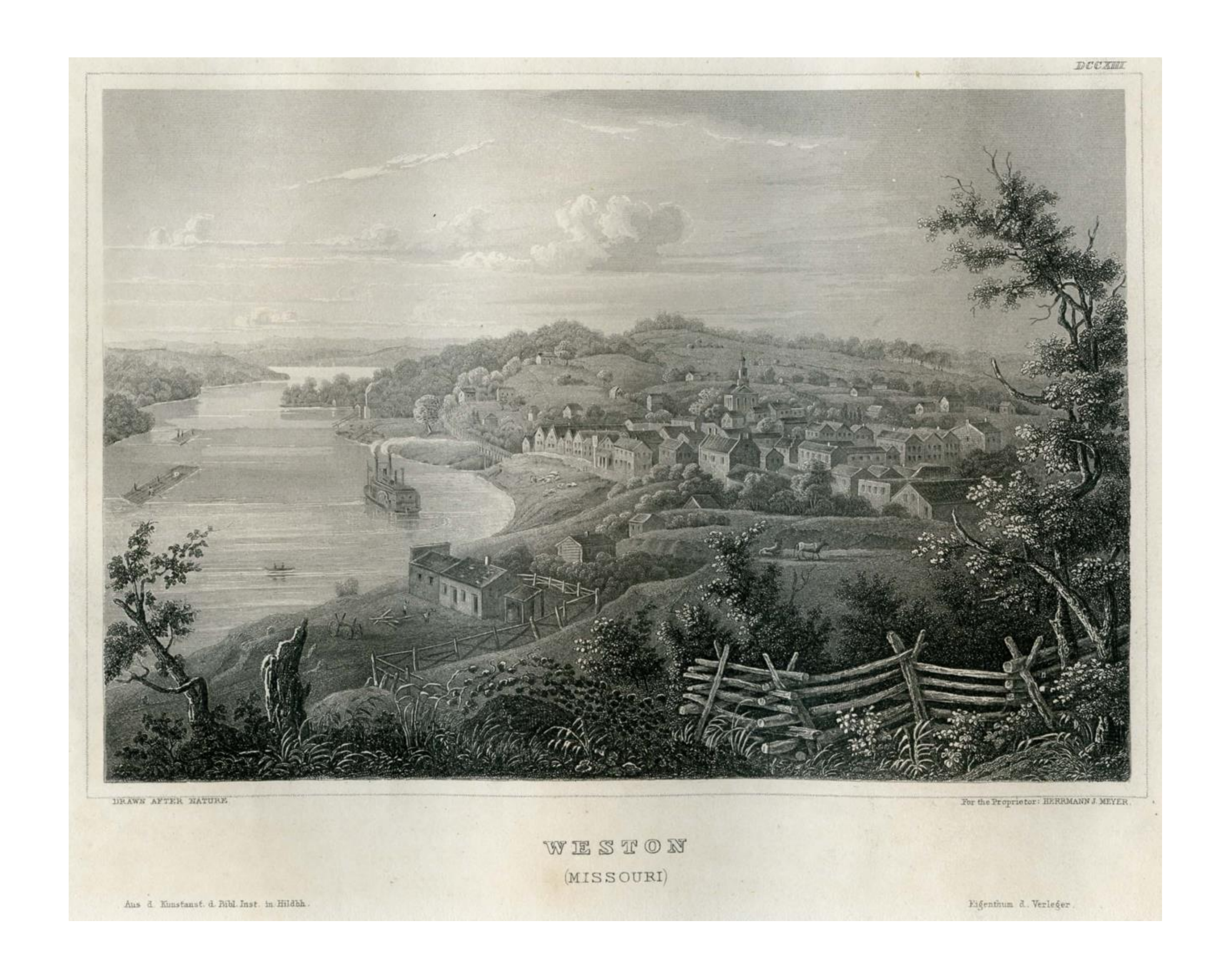
[383] Zitiert aus der „Beilage zur Nr. 94 der Allg. Zeitung“, wie S. 97, Anm. 378, S. 1500.

[384] Schmetterling (von griech. λέπος, lépos „die Schuppe“ und πτερόν, pterón „der Flügel“). Die deutsche Bezeichnung „Schmetterling“ findet sich erstmals 1501 und kommt vom slawischstämmigen (tschech. z. B. smetana, Rahm, Sahne, Schmetten) ostmitteldt. Wort Schmetten, Schmand, Rahm.

Betrachtet unser Bild von Weston! Welche Harmonie ist nicht in dieser jungen Blüthe westlicher Gesittung mit der heitern, großen, reichen Natur! Da ist keine Spur von dem langweiligen, mathematisch-regelmäßigen Würfelbau der atlantischen Städte, in denen die Freiheit wie in der Zwangsjacke des Despotismus einher geht; – da schauen noch individuelle Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit heraus, jene Eigenschaften, denen wir die malerischen alten Städte verdanken, deren Unregelmäßigkeit Geist und Gemüth mehr ansprechen und ergötzen, als jenes Einerlei der rechtwinkelig nach der Schnur gezogenen Straßen, die man nicht durchwandern kann, ohne zu gähnen. Was machte die Städte der Griechen und Römer, dieser so hoch über den andern Nationen der Erde stehenden Völker, so schön? Das freie und stolze Selbstgefühl des Bürgers, welches sich in ihrer ganzen Anlage aus prägt. Es gruppirten sich die Wohnungen in malerischer Abwechselung um die Tempel der Götter auf den Höhen, um Forum, Theater und Rennbahn, Mannichfaltigkeit war, wie in der Natur, das selbstgeschriebene Gesetz für den Bauherrn, man dachte nicht daran, eine Stadt gsewaltsam in eine vorgeschriebene Form zu drükken, wie man einen Klumpen Lehm zur Ziegel auspreßt, oder der Polizei, Gott sey's geklagt! das alleinige Münz- und Stempelrecht zu verleihen, um mit ihrem Bilde die Wohnungen der Menschen auszuprägen und in Kurs zu setzen, sey das Bild auch noch so dumm, naturwidrig und häßlich. Wo ist Etwas vollkommen auf Erden ohne Mannichfaltigkeit? herrscht nicht Freiheit im unendlichen All? Boden und Himmel, Luft und Klima deuten den Städten die passende Form an, und in Harmonie mit jenen Vorbedingungen lasse man den Menschen seine Wohnungen sich bauen ohne Zwang. Wenn Jeder nach seinem Bedürfniß und nach seinem Wohlgefallen bauen dürfte, so würde, wie in der Natur selber das Vielgestaltige zu malerischen Gruppen sich vereinigt, selbst das, was einzeln ärmlich und unschön erschiene, gruppirt, ein Zubehör des Anmuthigen werden.

Weston, nur etwa zwei Stunden vom Fort Leavensworth an der Grenze des Indianergebiets entfernt, ist eine der frequentesten Dampfbootstationen am Missouri, wo die Karavanen nach Oregon und Californien die Wasserstraße verlassen und sich für die lange und beschwerliche Landreise über die Felsengebirge rüsten. Dadurch erhält der Ort einen lebhaften und gewinnbringenden Verkehr. Weston wächst schnell zu einer ansehnlichen und wohlhabenden Stadt auf. welche die Rolle eines Centralpunkts der westlichen Ansiedelungen des Staates Missouri spielt. Die Gegend umher ist dicht kolonisirt und äußerst fruchtbar. Der Missouri bildet an der Stadt eine kleine und tieft Bucht, wo die großen Dampfer dicht am Kay bequem und sicher ankern und entlöschen oder laden können.

Die Bevölkerung ist eine bunte Mischung aus allerlei Herkunft, vorwiegend aber aus deutschen und angloamerikanischen Elementen. Die verschiedensten christlichen Konfessionen leben hier in Frieden und Eintracht zusammen. Jede hat ihre Kirche, oder ihren Betsaal, und das Bekehrungswerk unter den Indianern betreiben Katholiken und Protestanien mit gleicher Beharrlichkeit ohne Eifersucht, während mehre Vereine sich mit der Verbesserung der zeitlichen Interessen der rothhäutigen alten Herren des Landes beschäftigen. Diesen menschenfreundlichen Bemühungen ist es gelungen, die meisten der anwohnenden Indianerstämme dem wüsten Gewerbe des Kriegs und der Jagd zu entfremden, sie durch den Ackerbau aus Nomaden in feste Ansiedler umzuwandeln, und die Segnungen des Unterrichts unter sie zu verbreiten. Im vorigen Jahre bestanden unter der Leitung der philanthropischen Gesellschaften zu Weston schon über 60 Indianerschulen, und abermals hat es sich als eine erfreuliche Thatsache herausgestellt, wie irrig der Glaube ist, die Indianer seyen nur ausnahmsweise und in einzelnen Individuen, niemals aber in Masse, der Gestttung zugänglich zu machen. Im Nebraska-Territorium genießen sie bereits bürgerliche Rechte. und es ist nicht zu zweifeln, daß diese civilisirten Indianerstämme, sobald jenes Gebiet zum Staat gereift ist, ein bleibendes ehrenhaftes Element der Bevölkerung ausmachen werden, dessen Geltung in den Wogen der Zeit nicht so bald untergeht.



WESTON
(MISSOURI)

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133.



DCCLXXXVIII. Das Hochkreuz am Rhein.

Mein Buch hat der Geschichten, Sagen und Legenden des Rheins manche erzählt, sein schönes Land, seine Burgen und Klöster, seine Sitten und Gebräuche oft und mit Vorliebe dargestellt und beschrieben; – denn das Großartige, Geheimnißvolle und Gespenstische des dämmernden Alterthums hat mich als Knabe schon erbaut und angezogen. In wessen Seele Kunst und Wissenschaft, in vollkommenem Ebenmaß mit einer herrlichen Natur, eine festliche Stimmung zu wecken vermag, der lasse sich den Rhein hinabgleiten von Mainz bis zum Siebengebirge hin, und die Bilder, die er gesehen, werden in seiner Erinnerung ein dauernderes und froheres Andenken bewahren als manche Reise in weite Fernen.

Schon an einer frühern Stelle dieses Werkes habe ich jenes Prachtstück im Rheingeschmeide geschildert, in welchem die Ruinen von Godesberg und Drachenfels wie Diademe glänzen. Bescheiden erhebt sich in ihrer Nähe, auf einem Hügel, der die herrlichste Aussicht über das Rheinthal gewährt, ein kleines aber wunderschönes Denkmal, welches mittelalterliche Kunst und Frömmigkeit aufgerichtet haben. Das Hochkreuz ist es geheißen und der wohlerhaltene Bau trotzt mit altdeutscher Festigkeit der Zeit und dem Wetter schon viele Jahrhunderte.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 146-150.

DCCLXCII und DCCLXCIII. Die Seen St. Georg[385] und Barhydt[386] im Staate New-York.

Der ist glücklich zu preisen, dessen Wiege das Schicksal unter einem freundlichen Himmel, unter dem Dach prangender Waldbäume, unter dem Schatten kühn geschwungener Berge, an den kühlenden Ufern blinkender Seen oder unter rauschenden Strömen aufgeschlagen hat und der die erste Erziehung einer freundlichen Natur verdankt, und der ist zu beneiden, welcher, fern vom Staub der Schulstube oder den tristen Mauern einer Stadt, seine früheste Beobachtung an dem reiz- und wechselvollen Panorama einer schönen Landschaft und an der bunten Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen üben kann. Wenn das unschuldige Kinderauge in das Boudoir der bräutlichen Natur blicken und sich an den reizenden Toiletten des Morgens und Abends, des Frühjahrs und des Herbstes ergötzen darf; wenn dessen lauschendes Ohr, noch ehe es die Dissonanzen der Menschenwelt vernommen, die lauteren Harmonien der Schöpfung vernimmt: – das Koncert der Vögel, geheimnißvoll rauschender Waldgipfel, der klagenden Winde, der murmelnden Wellen; – wenn die ersten Schläge seines Bewußtseyns die Sendboten eines liebenden Gottes begrüßen, der Purpurglanz seines Morgenlichts und das Blinken seiner kreisenden Gestirne; wenn ihn ein erhabener Geist durch die zarten Jahre des Lebens leitet – dann hat es Vieles voraus vor tausend Andern. Des Kindes Seele ist wie weiches Wachs, aus dem die frühesten Eindrücke die Anlage zu seiner künftigen Gestaltung formen; soll's aber ein wahres Kunstwerk werden, so muß ein großer Meister seine Contouren umreißen, ehe es in die Werkstätte des Steinmetzen wandert und die geschickte Hand Meißel und Politur anlegt. Bei dem Thiere bleibt die Empfindung bei den Sinnen stehen; auf des Kindes Geist aber reflektiren vielfältig und tausendfarbig die Eindrücke, da reifen sie zum Bewußtseyn und prägen sich unauslöschlich tief in die jugendliche Seele ein. Der kleine Fremdling, der aus der Nacht in's helle Daseyn tritt, nimmt bereitwillig die Keime auf, die zur Giftpflanze oder zur segenbringenden Frucht sich entwickeln. Die Erziehung des Menschen beginnt mit seinem Daseyn. Was des Kindes Seele zuerst gefühlt, fühlt sie fort, ihr bleiben für immer die ersten Eindrücke der Freude, und nicht minder lange haftet der Stachel, den der erste Schmerz in sie eingesenkt. In den ersten Jahren der Kindheit wird in den meisten Fällen schon über das ganze Daseyn des Menschen entschieden.

Man sehe sich um in den Werkstätten, aus welchen Jene hervorgegangen sind, die auf den Höhen des Lebens, ans den Zinnen der Wissenschaft, an der Spitze der Kultur standen: die Streiter des Glaubens, die großen Staatsmänner, die tiefen Denker, die Träger und Märtyrer der Humanität. Empfingen sie ihre erste Lehre, die Potenz ihrer Begabung und die Kraft ihrer Entschlüsse nicht fast Alle aus den Händen einer großartigen Natur? Anregung und Begeisterung wurde ihnen aus dem frühesten innigen Verkehr mit dem Genius, der in Gottes Schöpfung waltet, ihre Seele war der Spiegel, der die unmittelbaren Eindrücke der Erscheinungen aufnahm und fest hielt, unbewußt stimmte ihr Inneres im harmonischen Zusammenklang mit den Stimmen, die aus Wald und Busch, aus Berg und Thal, aus Sonnenlicht und Sturm reden. Dem Auge, das über der unbegrenzten Meeresfläche schweift, folgt der Gedanke, er ergeht sich darüber hinaus in den Gebieten der Unendlichkeit, und mit dem Blick, der sich nach den Bergesspitzen emporrichtet, erhebt sich die ahnungsvolle Phantasie in's Blau des Himmelsraums. Das geheimnißvolle Waldesdunkel kehrt den Sinn zur Reflexion, mit der wandernden Welle und fliehenden Wolke zieht der Geist nach Entdeckungen aus, und wo sich dem kühnen Verlangen, diese Welt sein

[385] Engl. Lake George.

[386] Engl. Barhydt's Lake.


DRAWN AFTER NATURE
For the Proprietor: HERRMANN J. MEYER
SCENE AMONG THE HIGHLANDS ON LAKE GEORGE
Published for HERRMANN J. MEYER. 164. William-Street. NEWYORK.
Copyright secured according to ACT of CONGRESS.

eigen zu machen, Gefahren und Schwierigkeiten entgegensetzen, wo der reißende Strom oder die steile Felswand dem Fuß ein Halt gebieten, wo sich der Pfad in des Waldes Dickicht verliert, wo kein Ausweg zu finden, überall, wo die Elemente Widerwärtigkeiten bieten und die Natur zum Kampf auffordert, erst da lernt der Mensch seine Kraft kennen und üben, da stählt sich der Muth und erstarkt das Selbstvertrauen in gleichem Maße. Anders, wenn der Mensch beständig gehütet und sorgfältig am Gängelband gehalten wird, wenn bloß des Erziehers Mund, oder das Buch ihm ein falsches Bild der Welt vorhalten, wenn das Sonnenlicht ihm nur durch trübe Fensterscheiben leuchtet, der bunte Teppich seiner Arbeitsstube seine Blumenwiese ist, und Schritt und Tritt, Wort und Gedanke unter Aufsicht von Regel und Vorschrift beständig stehen. Das gibt die künstlichen Menschen, die nur Erlerntes, nichts selbst Erzeugtes und selbst Gedachtes in sich tragen und sich wie Gliederpuppen, denen der konventionelle Zwang Arm und Bein reckt, gegen die lebendige Schönheit verhalten. Die Armen, denen schon so frühe die gleißnerischen Sitten der Gesellschaft, die Heuchelei und Unwahrheit im Umgang, die Leidenschaften und die Schwächen, welche die Welt bewegen, der Schmutz und die Entartung, die sich im großen Menschenleben ausscheiden, die schul- und kanzelgerechte Lehre, alle Freiheit und Selbstbestimmung rauben – wie sind sie zu beklagen! was kann sich ihnen Anderes in die junge Seele prägen, als ein getrübtes Bild von der Ordnung der Dinge, der sie angehören, eine verzerrte Vorstellung von den Idealen und Freuden, welche die Welt für sie aufbewahrt, eine ärmliche Meinung von dem eigenen Beruf und den Zielen, für die sie sich zu bilden haben: – denn ihnen ist es ja versagt, die Typen ewiger Schönheit zu erkennen, welche die Natur jedem empfänglichen Auge zeigt. Wer so glücklich ist, sich den Sinn für die erhebende und tröstende Freude an Gottes Schöpfung zu bewahren, und ihre Lehren zu empfangen, der allein mag sich getrost auf die gefährliche Bahn des großen Menschenlebens wagen, um sich, im Kampf mit dem Ungemach, dem feindlichen, was ihm an Menschen und Dingen begegnet, zum Charakter auszubilden. Die Energie, die ihm die Schule der Natur verleiht, wird alle Widerwärtigkeiten zu überwinden wissen, der lautere Born, aus dem seine Kraft entspringt, hält seine Gesinnung von allem Schmutz, allem Gemeinen und Niederen rein, das sich ihr aus der Berührung mit der Welt anheften möchte, all' seinem Thun und Lassen, seinem Treiben und Denken, seinem Streben und Weben, seiner Freude und seinem Leid wird nie der Charakter der Würde fehlen, den Adel höherer Intuition wird er niemals vermissen.

Gilt es als Wahrheit für den Einzelnen, daß er an den Brüsten der Natur ihren Geist und Charakter in sich aufnimmt, so bewährt sich dies auch in dem großen Volksleben seit wir Geschichte schreiben. Je höher die Berge, die ein Volk bewohnt, desto höher schlägt auch sein Herz, desto höher schwingt sich sein Muth, desto fester wurzelt auch sein Freiheitssinn, seine Vaterlandsliebe, sein Glaube, seine Kraft. Sind nicht die vom Heldensinn gestählten Menschen am Kaukasus, wie die Schweizer und Tyroler und das Völkchen der Basken in den Pyrenäen, – ruhmreich in ihrer Vergangenheit und frisch jugendlich und unbezwinglich in der Gegenwart, – die lebendigen Zeugnisse für diese Wahrheit? Stehen sie nicht wie das tönende Bild des Memnon[387] an den Wegen der Geschichte und trotzen sie nicht seit vielen Jahrhunderten den Stürmen welche die Völker der Ebene wie den Sand der Wüste umher wehen? Und

[387] Die rechte Statue der Memnonkolosse im oberägypt. Theben (ägypt. wꜣs.t, Waset, „Stadt des Szepters"; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur). Memnon (griech. Μέμνων, Mémnōn), Sohn des trojanischen Königs Laomedon (griech. Λαομέδων, Laomédōn) unterstützte im zehnten Jahr des Trojanischen Krieges seinen Onkel Priamos (griech. Πρίαμος, Príamos) mit einer großen Flotte und wurde vor den Toren Trojas durch den Griechen Achilleus (griech. Ἀχιλλεύς, Achilleús) getötet. Seine Mutter Eos (griech. Ἠώς, Ēṓs) entführte jedoch Memnons Leichnam nach Aithiopia, um dort seinen Tod weiterhin zu beklagen. Ihre Tränen, die jeden Morgen als Tau vom Himmel fielen, rührten Zeus (Ζεύς, Zeús) so sehr, daß er Memnon Unvergänglichkeit gewährte. Seitdem antwortete er morgendlich seiner Mutter Eos mit einem Klagelaut, wenn sie ihn mit den ersten Sonnenstrahlen streichelte. Eine mythische Erklärung für die Geräusche, die dieser Statue Tag für Tag bei Sonnenaufgang entwichen, deren Ursprung wahrscheinlich in Vibrationen der großen Bruchstelle des Kolosses beim schnellen Durchgang der nächtlichen Kälte durch die Erwärmung der ersten Sonnenstrahlen zu suchen sein dürfte.

jene, die an der stachen Meeresküste wohnten, die Phönizier[388], Karthager[389], Genuesen und Venetianer, wie mächtig reizte das Meer zum Jagen und Wagen, wie kühn forschte ihr Auge in unbekannten Fernen, wie begierig streckte sich ihr Arm nach den Schätzen fremder Länder, wie verwegen spähten ihre Segel nach neuen Entdeckungen, wie riesenhaft wuchs ihre Kraft und ihr Muth im täglichen Kampf mit der Gefahr: aber auch wie rasch versank der Nationalgeist in Zwietracht und Händelsucht, wie bald entnervte der Genuß, der Reichthum und das Wohlleben die Sehnen der Seele, wie kurz dauerte die Blüthe ihrer Kultur und wie vergänglich war der Flitterglanz ihres Ruhmes und wie schnell verblich er vom Betasten einer starken erobernden Hand. Flache Küsten haben fast nie hohe Ideen und dauernde aufopfernde Liebe der Freiheit genährt; konnte sich die Lust an Eroberung, Herrschaft und Reichthum nicht mehr außerhalb der eigenen Grenzen ergehen, so schrumpfte sie zu kleinlichen Interessen ein, die das Feuer des Patriotismus, die Energie zu einer einheitlichen, aufopfernden That ersticken machten.

Ein Land der Wälder und Wasser ist Nordamerika. Dort, wie in Germanien zur Zeit des Tacitus[390], gedeiht im Schatten der Forste ein großartiger Gemeingeist, der sich mit der blanken Art seine Bahnen zu den entferntesten Grenzen schlägt und stets bereit ist, sie als Wehr und Waffe gegen den Eindringling zu kehren, der seinem freien Verkehr, der Flugkraft seiner Spekulation, der Souveränität seines Willens Fesseln anlegen möchte. Auf den Strompfaden, welche die äußersten Glieder des großen Kontinents zusammen knüpfen; auf den Binnenmeeren, welche so große Gebiete des inneren Landes zur Küste machen, stürmt der freie Geist, auf und nieder, er begegnet sich an tausend Punkten und schlägt sprühende Funken, die zündend und leuchtend in die Nacht der Wälder fallen, so viel Lichtpunkte der Kultur, so viel Opferflammen der Freiheit. – So unermeßlich die Waldflächen, so unabsehbar die Rinnsale und Spiegel der Gewässer, so weit ist der Tummelplatz des amerikanischen Geistes, so weit jedes Nordamerikaners Bahn, sein Glück zu erjagen und so weit auch das Herz, in dem die amerikanische Freiheit wohnt.

Aechte Charakterzüge im Angesicht des Landes sind diese beiden Bilder vom Georg- und vom Barhydt-See, zwei Geschwistern aus dem Staate New-York, von denen der erstere mehr, das Gepräge des Ernstes und der Kraft, der andere mehr das der Lieblichkeit und Anmuth trägt. Prächtige Wälder umgeben sie, so mannigfaltig in Art, Gruppirung und Farbenmischung, als in den Formen von Aesten, Laub und Blüthen. Zwischen dem mancherlei Grün der zahlreichen Eichenarten und des stolzen, hoch aufgeschwungenen Ahorns ragen die dunkeln Koniferen, die leuchtende Silberpappel, der gluthrothe Sumach[391]; um saftige Platanen zittern die schlanken Espen; scheu umflattern sie buntfarbige Spechte und andere Waldvögel in schillernden Farben, und von einer duftigen Frische wird Jeder umfangen, der das wunderbare Walddunkel betritt. Seinen Boden deckt schwarzes Moos, man sieht übereinander gestürzte Baumstämme und Aeste überwuchert von Sumpf- und Kletterpflanzen; dazwischen bricht der junge Ausschlag wieder durch, und saugt mit seinen üppigen Schossen gierig Luft und Freiheit; neben ihnen stehen wohl auch noch dürre Baumleichen aufrecht, gestützt von der jungen Generation, und lassen von ihren entlaubten Aesten bleiche Flechtenzöpfe niederhängen; dort neigen sich die Baunnwipfel über einem schäumenden Waldbach zu einander, wilde Reben schwingen sich hinüber und herüber und wölben eine Reihe grüner, hoher Grotten. Hier ist ein gar eigenes Leben und Wirtschaften der Bäume und Pflanzen; es ist gleichsam eine geschäftige Welt für sich. Bei der Scenerie des Georgsee's gesellen sich dazu die Klarheit des Wasserspiegels, welche so groß ist, daß man Fische und Muscheln tief am Boden sieht, und die felsigen Eilande und malerischen Baumgruppen, mit denen die glän-

---

[388] Phöniz. 𐤐𐤕, Pūt; griech. Φοινίκη, Phoiníkē; eine Seefahrer- und Handelsnation, die ursprüngl. im östl. Mittelmeer (in etwa im Bereich des heutigen Libanons) angesiedelt war.

[389] Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt“ (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāǧ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten‘ punischen Metropole Tyros (phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen“; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon.

[390] Der röm. Historiker und Senator Publius Cornelius Tacitus (ca. 58–ca. 120).

[391] Der Gerber-Sumach (Rhus coriaria) bzw. Färberbaum.

zende Fläche besäet ist. Ernst erheben sich aber ringsum die Gebirge, eine Felswand ist auf die andere, ein Pik über den anderen gethürmt, durchbrochen von finstern Schluchten und ihre waldbedeckten Sokkel in den See niedertauchend.

Wenige Meilen davon, nach Saratoga zu, liegt noch eine Gruppe Kleinerer Seen, wie Diamanten in's Waldesgrün gestreut. Der Barhydt-See ist der lieblichste derselben. Er ist berühmt bei der fashionablen Badewelt wegen seiner trefflichen Forellen und dem Ueberfluß an Kühle und an Schatten, Waldeinsamkeit und Romantik, an denen allen Saratoga selbst, das Baden-Baden Amerika's, so arm ist. Doch auch das wird allmählig anders. Das Kaleidoskop des Badelebens wirft mehr und mehr seine beweglichen Strahlen nach diesem stillen Plätzchen, und der Beobachter findet da weit mehr Gelegenheit, über die Thorheiten und Eitelkeiten der Menschen zu philosophiren, die unter seinen Augen vorgehen, als der Stimmung der Ruhe und Feierstille nachzuhängen, zu der das Bildchen den Beschauer so freundlich einladet.



DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERRMANN J. MEYER

BARHYDT'S LAKE

(NEAR SARATOGA)

Published for HERRMANN J. MEYER. 164. William-Street. NEWYORK.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 151f.

DCCXCIV. Düsseldorf.

Die Muse der bildenden Künste ist immer Freundin und Begleiterin einer edlen Gesittung und schönen Natur gewesen. Die herrlichsten Landschaften, der sonnigste Himmel, die am schönsten gelegenen Städte waren immer vorzugsweise ihr Aufenthalt, denn da war der Menschen Geist, mit dem sie verkehrte, am leichtesten angeweht vom Zauber des Schönen, das die Natur ausströmte. Darum waren es auch Griechenland und Italien vorzugsweise, wo sich der Sinn für Kunst am höchsten entwickelte. Wohl hat sie auch Tempel im Norden, in den Ebenen, oder am flachen Ufer des Meeres; aber sie ist selten daheim und erscheint nur als ein zeitweiliger Gast. In Deutschland, im Herzen der modernen Civilisation, war sie seit länger als einem Jahrtausend heimisch; namentlich ist sie an den herrlichen Ufern des Rheins auf- und abgewandert und auf dieser Heerstraße der Kultur hat sie in den alten Städten Basel, Straßburg, Mainz. Köln schon frühzeitig Wohnsitze gehabt. Ihr neuester aber ist da, wo die Stromnymphe die letzten Perlen ihres Geschmeides niederlegt, im freundlichen Düsseldorf.



Peter von Cornelius
(siehe hierzu S. 109, Anm. 395).

Düsseldorf ist eine Stadt von noch jugendlichem Charakter, in der ein frisches Leben pulsirt und mit behaglichem Wohlstand einhergeht. Zeit und Mittel sind da hinreichend vorhanden, dem Genuß am Schönen nachzuschlendern; Auge und Sinn werden nicht von den Eindrücken des Verfalls gestört, wie in manchen alten, aber verkommenen Städten am Rhein, noch wird er abgezogen und betäubt vom Geräusch des Alles übertönenden Fabrik- und Handelslebens, wie im reichen Köln. Der Kunst ist wohler in Düsseldorf als anderswo, und hat, obgleich sie vielfach mit der Ungunst ihrer Protektoren zu kämpfen hatte, doch einige der schönsten Blüthen getrieben, welche jemals dem, vaterländischen Boden entsprossen.

Die Gründung der düsseldorfer Maler-Akademie fällt in's Jahr 1767, in die Regierungszeit des pfälzer Kurfürsten Karl Theodor[392], nach dessen Tode sie als Erbe auf Maximilian Joseph von Bayern[393] überkam. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preußen wanderten Düsseldorfs Kunstschätze und die meisten Künstler nach München und Augsburg aus, und während der französischen Occupation war die Thätigkeit der Akademie gänzlich erlahmt. Erst nachdem die politi-

[392] Carl Philipp Theodor (1724–1799), seit 1742 als Karl IV. Pfalzgraf und Kurfürst von der Pfalz sowie Herzog von Jülich-Berg, zu dem damals auch Düsseldorf gehörte; seit 1777 als Karl II. auch Kurfürst von Bayern. Er war der letzte pfalz-bayerische Kurfürst.

[393] Maximilian I. Joseph (1756–1825) war bei Regierungsantritt im Jahre 1799 als Maximilian IV. zunächst Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Jülich und Berg sowie Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches. Durch das Bündnis mit dem napoleonischen Frankreich stieg er am 1. Januar 1806 zum ersten König von Bayern auf.

schen Zustände wieder in's Geleise gekommen, nahm sich der König von Preußens Friedrich Wilhelm III.[394], der verwaisten Anstalt an und berief 1819 den Meister Cornelius[395] aus Rom an ihre Spitze.



Carl Friedrich Lessing
(siehe hierzu S. 109, Anm. 397).

Die geniale Wirksamkeit dieses größten Künstlers der Neuzeit bewährte sich bald. Er schnitt der Pflanzschule der deutschen Malerei den Zopf ab, proklamirte eine freie Entwickelung des Talents und bildete die ersten Priester idealer Kunst. Ehe aber noch die neue Richtung eine feste Gestalt angenommen hatte, verlor die Schule ihre große Stütze und mit ihr ihre bedeutendsten Kräfte, durch die Berufung von Cornelius nach München. Mit seinem Nachfolger, dem Historienmaler Wilhelm Schadow[396], begann eine Umwälzung für die Kunstrichtung Düsseldorfs. Anfangs trat ein neuer Zopf, wenn auch kein gepuderter, nur ein vornehm poetisch zusammengeflochtener, an die Stelle der genialen Weihe und naiven Ursprünglichkeit, welche Cornelius hinterlassen; eine lyrische Stimmung trat an die Stelle des Epos und der dramatischen Komposition, eine Schwärmerei für die Farbe und Technik an die Stelle des Ausdrucks großer Ideen, eine sentimentale Weichlichkeit, ein stereotyper Weltschmerz an die Stelle der Kraft, des Entschiedenen und Klassischen, eine scheue Zahmheit in der Darstellung an die Stelle der Sicherheit und des kühnen Aplomb des früheren Meisters. Dem großen Publikum aber war die Seichtigkeit der Ideen verständlicher als die Tiefe und sein Wohlgefallen an den schön kolorirten, genreartigen Bildern brachte die düsseldorfer Schule weit und breit in Ruf. Zum Glück für sie entsprang aber bald aus ihrem Schooß, gerade als sie in einer sentimental-religiösen Richtung zu versumpfen drohte, ein Principienkampf, der den akademischen Sauerteig ausfegte und eine Ausscheidung und Isolirung der sich widerstrebenden Elemente zur Folge hatte. Lessings[397] Genialität hat das Beispiel der Emancipation des Talentes gegeben, den gesunden Kern der Schule von der Schale der Hyper-Romantik und Ascetik befreit und die Fahne des reinen Realismus, des nackten Naturalismus, der selbstständigen Anschauung und inneren Wahrheit erhoben, welcher der jüngere Theil der Akademie jetzt so große Erfolge verdankt. Mag der ältere auch noch seine Seele an das Philisterthum der Kunst, an die alten konventionellen Typen, die seelenkranken Heiligen und romantischen Ritter verkauft haben, es ist doch ein neuer, gährender, individueller Geist in den Kreis der Künstler, etwas Männliches, Muthiges, Bewußtes in Stift und Farbe gefahren, was Düsseldorfs bessere Kunsterzeugnisse zum geistigen Ausdruck der Zeit erhebt, der sie angehört.

---

[394] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806.

[395] Der gebürtige Düsseldorfer Peter von Cornelius (1783–1867) war von 1819 bis 1824 Direktor der Kunstakademie Düsseldorf. Der nach einer Vorlage von Carl Joseph Begas (1794–1854) von Lazarus Sichling (1812–1863) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]" (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

[396] Der Nazarener Wilhelm von Schadow (1788–1862) stand der Düsseldorfer Kunstakademie von 1826 bis 1859 als Direktor vor.

[397] Der Maler der Romantik Carl Friedrich Lessing (1808–1880). Der nach einer Vorlage von Julius Hübner (1806–1882) von Theodor Langer (1819–1895) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch auf das Jahr 1841. – Neue Folge. Dritter Jahrgang. – […]" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1841).


DCCX
DÜSSELDORF
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger



Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 255-260.

Düsseldorf.

Düsseldorf ist der letzte interessante Punkt am preußischen Niederrhein.

Der Tourist, der vom Süden her an diesem Strome seinen Baedeker abreist, erreicht gewöhnlich in Köln seine Schlußstation. Da wird im alten heiligen Erzstift der Dom, das Museum und der zoologische Garten besucht – dergleichen muß doch in Augenschein genommen werden! – Dann zurück oder fort ohne Aufenthalt mit dem Kurierzuge nach Paris, nach Brüssel, nach Berlin.

Es ist freilich wahr, landschaftliche Schönheiten bietet dem Reisenden die Weiterfahrt von Köln nach Düsseldorf nicht mehr. Einförmig und flach breitet sich die Bodenwelle hin; ohne Wechsel und Reiz gibt sich die Gegend. Die Berge fehlen mit ihren Ruinen und den pittoresken Felsenmassen; der majestätische Strom mit den grünen Rebenhügeln und mit dem unergründlichen blauen Wasserspiegel hat sich, in ein schmales Bett eingegrenzt, zu einem träge und schmutzig dahinschleichenden Gesellen verwandelt. Aber wenn man nach etwa anderthalbstündiger Fahrt Düsseldorf selbst erreicht, die Stadt der Gärten und der Künstler, sauber und rein wie eines Holländers Schiffscabine am Sonntag, frisch und schmuck, lächelnd und lockend, wie eine glückliche Braut am Polterabend, zumal im Schmuck des ersten Frühlingsgrüns und des duftenden Blüthenschnees – hier lohnt es sich des Aufenthaltes.

Die „Stadt der Gärten und der Künstler“ ist allerdings ein Beiwort, das auf Düsseldorf zutrifft, aber ein erschöpfendes ist das Beiwort keineswegs. Wenn man häufig das einem Orte Charakteristische und Eigenthümliche mit einem oder ein paar prägnanten Worten zusammenfassen und bezeichnen kann, für Düsseldorf wird ein derartiges summarisches Verfahren zur Unmöglichkeit. In der buntesten Mannigfaltigkeit finden sich auf diesem Fleck Erde die heterogensten Elemente friedlich beisammen. Düsseldorf ist Residenz eines Prinzen von Geblüt und hat seinen Hofstaat, den des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen[398]. Welche Ideenassociationen verbinden sich nicht sofort mit dem einen Wort, mit dem Begriff „Kleinresidenzlingen!“ Aber laßt die sonst nicht unberechtigten Vorstellungen, ich bitte. Hier sind die Bewohner stolz auf „ihren“ Fürsten. Wo man hinhört, heißt es „unser“ Fürst. Kein öffentliches Lokal, kaum ein Privathaus bis herunter auf Dachkammern und Kellerwohnungen, in welchem das Porträt des Fürsten Anton nicht zu finden. Ist doch der Fürst von Hohenzollern einer der freisinnigsten und deshalb als einer der populärsten Männer nicht blos am Rhein, sondern in ganz Preußen hoch geachtet und allgemein verehrt. Was will gegen eine solche natürliche und aufrichtig aus dem Herzen quellende Popularität das im uckermärkischen Sande künstlich gezeitigte Produkt der Popularität eines „Papchen“ Wrangel[399]? Der bedeutende Reichthum und die ansgedehnten verwandtschaftlichen Familienverbindungen des Fürsten, insbesondere seine intimen Beziehungen zu dem Hofe von Koblenz – der

---

[398] Karl Anton von Hohenzollern (1811–1885), vom 27. August 1848 bis zum 7. Dezember 1849 letzter regierender Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen vor dessen Eingliederung in Preußen; er residierte jedoch nur bis 1858 in Düsseldorf.

[399] Der preuß. Generalfeldmarschall Friedrich Heinrich Ernst Freiherr von Wrangel (ab 1864 Graf von Wrangel; 1784–1877) war sehr populär und wurde „Papa Wrangel“ genannt.



Otto von Bismarck
(siehe hierzu S. 113, Anm. 400).

berliner Hof ist bekanntlich, seitdem Herr von Bismarck[400] Minister, nicht der Hof der regierenden Königin Augusta[401] – bringen etwas von einem wirklich hauptstädtischen Wellenschlag in die äußere Physiognomie des gesellschaftlichen Lebens von Düsseldorf. Mit einer starken Besatzung, namentlich an Kavallerie, versehen, hat die Stadt ferner Ueberfluß an den specifisch brandenburger Lieblings- und Wunderbauten, an Kasernen und militärischen Vorrathsgebäuden aller Art. Kein Gang auf die Straßen, Alleen, Gärten, ohne daß man den buntscheckigsten Uniformen begegnete, einer wahren Musterkarte. Nicht mindern Ueberfluß hat da neben die Stadt als Sitz eines Regierungskollegiums, an dem europäischen Mandarinenthum[402], an Bureaukraten mit und ohne Zopf, von allen Rangstufen und Klassen, von allen Würden und Orden. Dazu nehme man die Unzahl von gefallenen Größen und ausgedienten Excellenzen, von Generälen und Stabsoffizieren zur Disposition, von emeritirten Präsidenten und geheimen Räthen, welche bei dem traurigen Eintritt der angedeuteten Katastrophe aus allen Provinzen und Garnisonen des Staats herbeieilen, um in der freundlichen und anmuthigen Rheinstadt, die der Annehmlichkeiten so viele aufweist, und in der man verhältnißmäßig so wohlfeil lebt, mit Behagen und Muße ihre Pension zu verzehren. Man nehme weiter die angesehenen und einflußreichen Vertreter des Handels und der Industrie. Beide, Handel wie Industrie, haben sich theils aus Köln, theils aus dem Wupperthal nach Düsseldorf gezogen, seitdem dasselbe preußisch geworden, und die Stadt dankt wesentlich den Aufschwung und die Blüthe, welche sie gewonnen, ihren spekulirenden Großhändlern und unternehmungslustigen Fabrikanten. Wie in allen Fabrikdistrikten, fehlt es natürlich nicht an einem zahlreichen Fabrikproletariat, mit welchem die seit der Anwendung des Dampfes arg herunter gekommene alte Gilde der Rheinschiffer und Fischer ziemlich auf derselben Stufe steht. Ein wohlthätiges Gegengewicht gegen nicht beliebte Einflüsse, wie dieselben wohl an manchen Orten von einer Vorherrschaft der Jünger Merkurs auszugehen pflegen, bilden nicht allein die ansehnlichen Kontingente der Militärs- und Regierungsbeamten, auch der Kontingente ist in dieser Hinsicht zu gedenken, welche die Richterkollegien und Advokaten, die Lehrerkollegien, Aerzte und Privatgelehrten, die Männer von der Presse stellen. Als einer besondern Bevölkerungsschicht will endlich in Parenthese der Gärtner, oder vielmehr der Blumenmädchen und Gemüsehändlerinnen nicht vergessen sein. Mit Leidenschaft betreibt allgemein Jung wie Alt die Gartenkultur. Meilenweit in die Runde wird die Nachbarschaft

[400] Der preuß. Ministerpräsident und spätere Reichskanzler Otto von Bismarck-Schönhausen, ab 1865 Graf von Bismarck-Schönhausen, ab 1871 Fürst von Bismarck, ab 1890 auch Herzog zu Lauenburg (1815–1898). Mit Wirkung vom 22. August 1862 war er zum preuß. Ministerpräsidenten berufen worden. Das von Peter Halm (1854–1923) geschaffene Portrait wurde folgendem Werk entnommen: „Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. – Herausgegeben von Paul Lindau. – Zwölfter Band. […]“ (Breslau: S. Schottlaender [1880]).

[401] Augusta Marie Luise Katharina von Sachsen-Weimar-Eisenach (1811–1890), seit 11. Juni 1829 mit dem späteren Preußenkönig und dt. Kaiser Wilhelm I. (1797–1888) verheiratet. Dieser war 1849 zum Generalgouverneur der Rheinprovinz ernannt worden, weshalb beide von 1850 bis 1858 im Koblenzer Kurfürstenschloß residierten. Die als liberal geltende Augusta war eine entschiedene Gegnerin der Politik Bismarcks (s. o.). Die beiden verband eine ausgeprägte gegenseitige persönliche Abneigung.

[402] Zivilbeamte der chin. Staatsverwaltung (wohl abgeleitet von Sanskr. मन्त्रिन्, mantri, „der Berater“; chin. 官, guān, „der Offizier, Beamte“).

mit Blumen, Obst, Gemüse von hier aus versorgt. In förmlichen Karawanen strömen an den Markttagen die Frauen mit den schwer bepackten Körben nach den Eisenbahnzügen, um bis tief hinein nach Westphalen die duftenden, einladenden Erzeugnisse hinauszutragen. Reisebeschreibungen sind voll des Lobes der Blumenverkäuferinnen in Paris, in den italienischen Städten. Warum so weit schweifen? Das Gute liegt uns näher. Die jungen, schmucken Blumenmädchen Düsseldorfs verstehen sich trefflich auf ihr Gewerbe. Aus dem unscheinbaren Nichts wissen sie mit Anmuth und Geschmack Schönes zu machen.

Mau sieht, die sozialen Elemente sind in der Stadt mannigfach durcheinandergewürfelt. Der Rückschlag der Thatsache auf die Gestaltung Dessen, was man Gesellschaftston und gesellschaftliches Leben nennt, kann keinen Augenblick verkannt werden. Keine Sonderung, keine Schroffheit, keine Einseitigkeit nach Ständen, nach Beruf, nach Thätigkeit tritt hier zu Tage. Die gerühmte Gemüthlichkeit des rheinischen Lebens hat in Düsseldorf vorzugsweise ihre Heimath. Und doch ist bisher eines Elementes noch keiner Erwähnung gethan, und zwar eines Elementes, welches geradezu als ein charakteristisches, als ein tonangebendes für viele Kreise hervorgehoben werden muß. Wir meinen die Maler und ihre Akademie. Von ihnen gleich im Nächsten.

Die Hauptquartiere Düsseldorfs, die Neustadt und die Karlstadt, sind erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angelegt, doch haben sie glücklicherweise Nichts von dem üblichen Baustyl jener Zeit. Bekanntlich galt es damals für vollendete Schönheit eines Regiments, wenn ein Mann dem andern wie ein Ei glich, wenn ein Schnurrbart geschnitten war wie der andere, ein Knopf wie der andere glänzte, ein Gamasche wie die andere ihre sechszig Knopflöcher zählte. Nach Idealen, die einem solchen Reglement entnommen, wurde auch gebaut; ein Blick auf Potsdam, Karlsruhe, Mannheim, Ludwigsburg, Nymphenburg beweist es. Die Straßen sollten dastehen wie Soldatenreihen, jedes Haus so hoch, so tief wie das andere, Fenster, Thüren, Anstrich der Läden, die Dächer, Alles wo möglich sollte gleich sein. Weil nicht die Anlage einer fürstlichen Laune, sondern weil von Privaten nach wirklichem Bedürfniß hergestellt, sind die Neustadt und die Karlstadt Düsseldorfs keine derartige militärische Schablonenarbeit. Die Regelmäßigkeit dieser Straßenzeilen hat nicht das Beengende und Unschöne, dessen Eindruck die nach Zollstock und Richtschnur bemessene Regelmäßigkeit in den genannten fürstlichen Residenzen jüngeren Datums hervorruft. Viel trägt dazu die Menge der Gärten, Alleen, Plätze bei, die in malerischer Anordnung mitten durch die Stadtquartiere vertheilt liegen. An Sammlungen und Kunstschätzen bietet das heutige Düsseldorf – die einzelnen Malerateliers außer Acht gelassen – wenig; die alte berühmte Gemäldesammlung der Stadt ist zur Zeit der Franzosenherrschaft gründlichst ausgeraubt worden. Von monumentalen Zierden wäre die auf dem Marktplatz stehende eherne Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz[403] zu nennen. Die Tradition berichtet, daß Meister Gabriel Gruppello[404], der das Bild gegossen, nach der Enthüllung von dem Landesherrn reich belobt worden. Die Hofschranzen, welche dem Künstler den gewonnenen Ruhm neideten, hatten eben deshalb an Roß wie Reiter lebhaft zu kritteln. Gruppello that, als wäre der ungerechtfertigte Tadel begründet; er versprach einen Umguß. Eine Umzäunung erhob sich um das Bild; sechs Tage brannten Reis- und Strohbündel lichterloh auf dem Platze und ein gewaltiges Hämmern ward Tag und Nacht gehört. Dann lud der Meister den Kurfürsten sammt Gefolge zur abermaligen Enthüllung ein. Die früheren Tadler, in der Meinung, es sei wirklich unter Berücksichtigung ihrer Kritik ein Umguß geschehen, konnten sich in der Anerkennung nicht genug thun. Hohnlachend rief Gruppello seine Gesellen herbei, die bezeugen sollten:

Kein Feilstrich ward gethan,
Strohfeuer ließ ich lodern zum Hohn Euch himmelan,
Mein Gußbild leidet nimmer nur eines Hämmrers Hand,
Ich schlug auf alte Kessel und Tadlers Unverstand.

[403] Johann Wilhelm von der Pfalz (1658–1716), seit 1679 als Johann Wilhelm II. Herzog von Jülich und Berg und ab 1690 auch Erzschatzmeister des Heiligen Römischen Reiches, Pfalzgraf-Kurfürst von der Pfalz und Pfalzgraf-Herzog von Pfalz-Neuburg.

[404] Der fläm. Bildhauer Gabriel Grupello (1644–1730); sein berühmtes „Jan-Wellem-Reiterstandbild“, bis heute das Wahrzeichen Düsseldorfs, wurde im Jahre 1703 begonnen und 1711 aufgestellt.

Gruppe[405] hat zwar nicht poetisch, aber doch in Versen die Sage erzählt.

In den Literaturgeschichten hat Düsseldorf sich einen Platz gesichert für das vorige Jahrhundert, weil dort Jacobi[406] in dem pietistischen Kreise der Fürstin Gallizin[407] seine theologische Gefühlsphilosophie betrieb, für das laufende Jahrhundert, weil Immermann[408] den verfehlten Versuch unternahm, dem Tieck'schen[409] und romantischen Literaturdrama in Düsseldorf eine besondere Bühne für die Selecta ästhetischer Feinschmecker zu etabliren. Gottschall sagt zutreffend über das Experiment: „Immermann's düsseldorfer Theaterleitung ist als ein wohlgemeinter dilettantischer Versuch spurlos vorübergegangen, indem die romantischen Poeten, die er auf die Bühne zu bringen versuchte, der Schauspielkunst keine Anregungen bieten und auf das Publikum keinen Eindruck machen konnten."[410] Der einst vielgenannte Jacobi'sche Garten[411] ist gegenwärtig Eigenthum der Künstlergesellschaft „Malkasten"[412]; in dem Hause, in welchem Immermann und eine Zeit lang auch seine geistvolle Egeria[413], die Gräfin von Lützow[414] – verunglimpft durch die skandalsüchtige Ludmilla Assing[415] – . gewohnt, auf „Collenbachs Gut" in Derendorf, ist kürzlich eine „Mägdeherberge" durch den bekannten Pastor Fliedner[416] aus Kaiserswerth eingerichtet worden. Allerwärts muß die Poesie mit ihren Erinnerungen der unerbittlichen Prosa des täglichen Lebens weichen: *damnosa quid non imminuit dies!*[417] Der Romandichter von Uechtritz[418], der Düsseldorf bis auf die jüngste Zeit angehörte, ist unlängst nach Görlitz übergesiedelt.

Es erübrigt ein Blick auf die Akademie, auf das Leben und Treiben der Maler. Adolf Stahr[419] polemisirt in seinen Reisebriefen aus Italien mit großem Nachdruck gegen die Akademieen überhaupt. Schon Rumohr[420] habe einmal berechnet, daß allein im vorigen Jahrhundert „diese Warteschulen der Kunst"[421] Europa dreißig Millionen Thaler gekostet, ohne daß sie etwas Anderes geleistet, als die Rum-

---

[405] Die letzte Strophe aus Otto Friedrich Gruppes (1804–1876) Gedicht „Meister Gruppello", das erstmals veröffentlicht wurde im „Düsseldorfer Künstler-Album […]. Achter Jahrgang" (Düsseldorf: Arnz & Comp. 1858), S. 20.

[406] Der Philosoph und Schriftsteller Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819).

[407] Die sowohl dem Katholizismus als auch der Aufklärung zugetane Amalie von Gallitzin geb. Gräfin von Schmettau (1748–1806).

[408] Der Schriftsteller und Dramatiker Karl Immermann (1796–1840), der von 1834 bis 1837 das Düsseldorfer Stadttheater leitete.

[409] Der Romantiker Johann Ludwig Tieck (1773–1853).

[410] Zitat aus Rudolf Gottschalls (1823–1909) „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt […]. Zweiter Band" (Breslau: Trewendt ^{2}1860), S. 263 (nicht in der 1. Aufl. von 1855!).

[411] Das Anwesen des Philosophen und Schriftstellers Friedrich Heinrich Jacobi (siehe hierzu S. 115, Anm. 406).

[412] Der am 6. August 1848 in Düsseldorf gegründeten Künstlerverein Malkasten, hatte 1861 das Jacobi'sche Anwesen (s. o.) erworben und hat bis heute seinen Sitz im „Malkasten-Haus" in der Jacobistraße 6a im Stadtteil Pempelfort.

[413] Die Quellnymphe Egeria, eng verbunden mit dem Diana-Heiligtum von Ariccia, soll nach der röm. Mythologie Geliebte des sagenumwobenen zweiten Königs von Rom, Numa Pompilius, gewesen sein.

[414] Elisa Davidia Margarethe von Lützow geb. Gräfin von Ahlefeldt (1788–1855), Gattin des preußischen Generalmajors und Helden der Befreiungskriege Adolf von Lützow (1782–1834).

[415] Rosa Ludmilla Assing (1821–1880) in ihrem 1857 im Duncker-Verlag zu Berlin erschienenen Werk „Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biographie. Nebst Briefen von Immermann, Möller und Henriette Paalzow. Mit einem Bildniß Elisa's."

[416] Der prot. Pastor, Sozialreformer und Gründer der Kaiserswerther Diakonie Theodor Fliedner (1800–1864).

[417] Lat., „Was verdirbt die Unheil bringende Zeit nicht?", Hor., Carm. Lib. III, Od. VI., Vers 45.

[418] Der Schriftsteller und Jurist Friedrich von Uechtritz (1800–1875), der 1858 aus dem Justizdienst in Düsseldorf ausschied und danach in seine Heimat zurückkehrte.

[419] Der Schriftsteller Adolf Stahr (1805–1876) in seinem dreibändigen Werk „Ein Jahr in Italien" (Oldenburg: Schulze 1847-1850).

[420] Der Kunsthistoriker Carl Friedrich von Rumohr (1785–1843).

[421] Stahr, Ein Jahr in Italien, wie S. 115, Anm. 419, 1. Bd. (1847), S. 331.

pelkammern und Winkelböden zu füllen. Ein Künstler in Bonn, fährt Stahr fort, habe, obschon selbst Mitglied einer Akademie, diese Anstalten die Hegerinnen und Pflegerinnen der Mittelmäßigkeit und der Stümperei genannt, welche durch Prämien und Stipendien lediglich eine Menge von Halbtalenten heranzögen, die in jeder Weise der wahren Kunst im Wege stünden. Die Summen, welche unsere Gegenwart ans die Kunst verwende, müßten eigentlich Armenunterstützungen heißen, da bei ihrer Vertheilung die Rücksicht des Mitleids bestimmend sei. Etwas Wahres ist unzweifelhaft an manchen Ausstellungen und Vorwürfen, welche gegen die Malerschulen erhoben worden sind, aber uns deucht, man sollte nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Die Welt liebt einmal die Knallbonbons mit glänzender Devise, und so mag es sich bei einer Causerie[422] ganz gut für einen Augen blick anhören, wenn die Bemerkung hingeworfen wird, mit den Kunstakademieen sei es, wie mit den Klöstern. Beide hätten ihre Mission erfüllt. Eine ernste und unbefangene Prüfung indeß halten dergleichen Phrasen nicht aus. Wohl wissen wir, daß keine Macht der Erde, kein Gold und keine Protektion große und wahre Künstler hervorzubringen vermag, und auch Das sei zugestanden, daß manche Akademieen, welche, ein künstliches Molluskengewächs landesherrlicher Eitelkeit, nur dazu gedient haben, um falsche Richtungen zu verewigen, die sonst wahrscheinlich viel früher in sich selbst erloschen sein würden; anderseits aber will festgehalten sein, daß zahlreiche und bedeutende Kräfte theils in Folge der eigenen äußeren Mittellosigkeit für die Kunst verloren gegangen sind und fortwährend verloren gehen, theils weil sie ohne akademische Studien in allerlei dilettantischen Irr- und Umwegen stecken bleiben. Verkehrtes und Unzweckmäßiges mag sich, es sei durch aus nicht bestritten, bei Akademieen vorfinden, doch bestritten muß es werden, daß die Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit eine nothwendige Bedingung solcher Anstalten ist. Daß eine Akademie bei angemessener Leitung Angemessenes leistet, eben dafür ist die düsseldorfer Akademie ein sprechender Beweis.

Diese Akademie feierte im November 1851 ihr fünfundzwanzigstes Jubiläum. Wenn man aber will, ist die Akademie ungleich älter. Sie wurde von dem kunstliebenden Kurfürsten Karl Theodor im Jahr 1767 gegründet und auf das Freigebigste ausgestattet. Landstände und Gemeinden wetteiferten mit dem Fürsten bei der reichen Dotirung der wichtigen Landesanstalt. Die Einkünfte fielen fort, als französische Willkür Düsseldorf zur Hauptstadt des Großherzogthums Berg machte. Obschon das Gebiet bereits 1815 an Preußen fiel, wurde die Akademie doch erst 1819 hergestellt. Niebuhr erwarb sich das Verdienst, daß er Peter Cornelius als Direktor berief. Als der Letztere durch König Ludwig[423] 1824 nach München gezogen war, stand die Anstalt wieder verwaist da, bis Schadow im November 1826 für dieselbe gewonnen wurde. Mit Schadow beginnt für Düsseldorf eine neue glanzvolle Epoche. Ihm war es vorbehalten, die Ansicht, daß Akademieen der Kunst mehr schädlich als förderlich seien und deshalb sammt und sonders aufgehoben werden müßten, durch die That zu widerlegen.

Schadow's Thätigkeit, dem die meisten seiner nachmals so berühmt gewordenen jungen Schüler: Lessing, Julius Hübner[424], Hildebrandt[425], Sohn[426], Mücke[427], Köhler[428], nach dem neuen Wirkungskreise folgten, war vor Allem darauf gerichtet, die Anstalt so zu organisiren, daß sie den Zöglingen die Vortheile einer gut ausgestatteten Akademie und des zu fruchtbarem Wetteifer anregenden gemeinschaftlichen Studiums gewährte, ohne damit den hergebrachten allgemeinen, keine Individualität berücksichtigenden Mechanismus und die geisttödtende Pedanterie zu verbinden. Daneben suchte Schadow auf die jungen Künstler durch einen lebendigen und ununterbrochenen privaten Verkehr fördernd einzuwirken. Sein Haus stand Jedem offen, der an gebildeter und bildender Geselligkeit Geschmack hatte, und wurde als bekannter Sammelpunkt von Einheimischen wie Fremden gerne besucht. Als intime

[422] Frz. für Geplaudere.

[423] Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern.

[424] Julius Hübner (1806–1882).

[425] Theodor Hildebrandt (1804–1874).

[426] Carl Ferdinand Sohn (1805–1867).

[427] Heinrich Mücke (1806–1891).

[428] Christian Köhler (1809–1861).

Hausfreunde gingen dort ein und aus Felix Mendelssohn[429], Immermann, Karl Schnaase[430], F. von Uechtritz u. A. m. Durch einen solchen Verkehr erhielten die Künstler die mannigfachste Anregung zur Bildung und Bereicherung ihres Geistes, und es begreift sich leicht, daß Jeder, der in Düsseldorf zu jener Zeit verweilt hat, die angenehmsten Erinnerungen für sein ganzes Leben daran bewahrt.

Hauptsächlich aus diesen Jahren datirt der Ruhm der düsseldorfer Schule. Ihre ersten Bilder erwarben sich auf den Ausstellungen zu Berlin u. s. w. eine beispiellos begeisterte Aufnahme. Der von der neuen Schule angeschlagene romantische Ton, die naive und von keinerlei Abstraktionen verkümmerte Auffassung der gewählten Gegenstände, sowie die liebevolle und äußerst gewissenhafte Darstellung fanden ein dafür empfängliches und dankbares Publikum. Es wurden diese düsseldorfer Erstlingswerke von der Kritik wie von der allgemeinen Volksstimme in einer Weise gefeiert, gegen welche die Geringschätzung grell abstach, mit welcher einige Jahre später reifere und tüchtigere Werke dieser Schule von demselben Publikum und denselben Kritikern aufgenommen wurden.



Felix Mendelssohn Batholdy (siehe hierzu S. 117, Anm. 429).

Ein Verdienst Schadow's will noch besonders gewürdigt sein. Auf seine Veranlassung trat 1829 der „Kunstverein für Rheinland und Westphalen“ in das Leben. Jeder Laie weiß, was diesem Verein nicht blos die beiden Provinzen verdanken, deren Namen er trägt, sondern unsere Kunst überhaupt. Seit seinem Bestehen ist von dem Verein die beträchtliche Summe von fast 400,000 Thalern zu Kunstzwecken verausgabt worden. Unter den von ihm geförderten Arbeiten der Stechkunst dürfte vor Allem die „*Disputa*“ Raphaels[431] in den Stanzen des Vatikans hervorzuheben sein.

Eine bloße Nomenklatur hat freilich wenig zu besagen. Fügen wir uns indeß in die Notwendigkeit. Weit über das übliche Maß hinaus müßte der Artikel anschwellen, wollte er den Versuch unternehmen, auch nur in der gedrängtesten Analyse dem Einen oder dem Andern der düsseldorfer Künstler gerecht zu werden. Außer den bereits erwähnten Namen zählt die deutsche Kunst mit Stolz aus der düsseldorfer Schule Schirmer[432], Hans Gude[433], Camphausen[434], Bendemann[435], die beiden Achenbach[436], Gurlitt[437],

---

[429] Der Komponist Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847). Der nach einer Vorlage von Theodor Hildebrandt (signiert: Th. Hildebrand; siehe hierzu S. 116, Anm. 425) von Eduard Eichens (1804–1877) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch auf das Jahr 1840. – Neue Folge. Zweiter Jahrgang. – […]“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1840).

[430] Der Jurist und Kunsthistoriker Carl Schnaase (1798–1875).

[431] Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

[432] Johann Wilhelm Schirmer (1807–1863).

[433] Hans Fredrik Gude (1825–1903).

[434] Wilhelm Camphausen (1818–1885).

[435] Eduard Bendemann (1811–1889).

[436] Andreas (1815–1910) und Oswald Achenbach (1827–1905).

[437] Louis Gurlitt (1812–1897).

Leu[438], Geselschap[439], Hasenclever[440], Tidemand[441], Knaus[442], den Grafen Kalkreuth[443], Salentin[444], Kretzschmer[445], Richter[446], Mintrop[447], Scheuren[448], Schrader[449], Stilke[450], Weber[451] u. A. zu ihren gekanntesten und gefeiertsten Mitgliedern.

Zum Schluß noch ein Wort über den geselligen und gesellschaftlichen Verkehr der düsseldorfer Maler. Derselbe ist ausgezeichnet durch eine echt akademische Freiheit und Ungebundenheit. Die Provinz der Lieder und des Weins, der schöne Rheingau, ist gleichsam von der Natur für eine derartige Schule prädestinirt. Dabei charakterisirt ein achtbarer Ernst der Bildungsgrundlage, welcher dem Scherz und Humor Dauer gibt, das gesellige Treiben der Künstler des „Malkastens". Die öffentlichen Festlichkeiten, welche der Verein veranstaltet, wie z. B. in jüngster Zeit die Todtenfeier für Uhland[452], legen in dieser Hinsicht das ehrenvollste Zeugniß ab. In dem Wintersemester finden regelmäßig auf dem Gesellschaftshause in der Altstadt populär-wissenschaftliche Vorträge statt. So hörten wir hier in dem letzten Winter literarhistorische Vorträge von dem Dichter Karl Siebel[453] in Barmen und geschichtliche Vorträge von dem Historiker Sybel[454] in Bonn.

Thaddäus Lau[455].

[438] August Leu d. Ä. (1818–1897).

[439] Eduard Geselschap (1814–1878).

[440] Johann Peter Hasenclever (1810–1853).

[441] Adolph Tidemand (1814–1876).

[442] Ludwig Knaus (1829–1910).

[443] Stanislaus von Kalckreuth (1820–1894).

[444] Hubert Salentin (1822–1910).

[445] Hermann Kretzschmer (1811–1890).

[446] Adolph Richter (1835–1852).

[447] Theodor Mintrop (1814–1870).

[448] Caspar Scheuren (1810–1887).

[449] Julius Schrader (1815–1900).

[450] Hier dürfte wohl Hermann Stilke (1803–1860) gemeint sein, und nicht dessen Gattin Sophia Hermine Stilke, geb. Peipers (1804–1869).

[451] August Weber (1817–1873).

[452] Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866).

[453] Carl Siebel (1836–1868), ein Freund von Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895).

[454] Heinrich von Sybel (1817–1895), der seit 1861 in Bonn lehrte.

[455] Der zu seiner Zeit vor allem durch die Darstellung historischer Sujets bekannte Schriftsteller Thaddäus Lau († 1871).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 153-157.

Vom Grabhügel des Vaters Meyer.

„Gebt mir meinen Stock, ich hab' noch'n weiten Weg vor mir" – das waren seine letzten Worte, und noch in derselben Stunde rang sich der Geist von dem Staube los, und heim kehrte der Geist zu den Geistern, der Staub zum Staube.

Ein kleiner stummer Trauerzug war's, der im Morgengrauen aus dem Thore des großen Hauses wallte –

Noch war der lärmende Tag nicht eingezogen, die Pressen träumten noch in ihren hohen Sälen und die Lettern schlummerten noch im Setzkasten – draußen schwirrten die Lerchen zum Himmelsblau empor und das erste Morgenlicht küßte den Thau von den Halmen – wie ein Schatten, so stumm und so düster schritt die kleine Schaar durch die erwachten Fluren, nach dem großen grünen Garten, wo die ewigen Schläfer wohnen. Dort, im blumigen Hügelfeld, ließen die Männer ihre Bürde nieder und in die frisch bereitete Zelle senkten sie den großen Todten ein. Gar treue Augen sahen ihm nach und schwammen in Thränen, stumm blieb's, die beklommene Brust ließ kein Wort des Abschieds frei – stumm kehrten die schwarzen Männer wieder von dannen; die Lerchen schwirrten wieder und mit den kosenden Sonnenstrahlen fielen die rauhen Schollen auf das bekränzte Dach des kleinen Breterhauses.

So ward dem Tod sein Recht gewährt. Daheim aber im großen Haus war das Leben vom vergangenen Tag wieder eingekehrt, Flor und Festkleid sind abgelegt, die Maschinen bewegen sich im gewohnten Tempo, geschäftig rühren sich alle Hände, lenkend und schreibend, setzend und druckend, falzend und heftend, ätzend und flechtend, schafft's und strebt's in allen gewohnten Richtungen, wühlt´s und wimmelt's wie Ameisenwerk, Steinchen auf Steinchen häufend; jeder Augenblick fördert einen Theil zum Ganzen, Schlag auf Schlag gedeiht ein neues Stück, Alles wirkt und webt an einem Zeug, nach einem Plan, in einem Sinn, mit einem Fleiß, für einen Zweck; in geregelten Pulsschlägen durchströmt schaffendes Leben alle Räume. – So war's selbigen Tages daheim, wo des Geistes Spur noch fort und fort in neuen Gebilden uns erscheint und des Geistes Stimme noch von allen Wänden wiedertönt.

Und so ist's geblieben; noch tagtäglich wandelt der vertraute Geist durch dieselben Räume; ist der eigene Leib auch in's Reich der Schatten gewichen und welkt die müde Hand in der Gruft, er spottet der Boten seines Willens, in hundert Köpfen lebt er fort, tausend Hände regiert er nach seinem Sinn und in viel tausend Herzen ist er triumphierend eingezogen.

Der seltenen Geister einer, denen eine freundliche Göttin ewige Jugend verheißen, lebt er fort durch Zeit und Raum. Er lebt fort wie des Vulkanes Feuer, wenn seine Schlackenströme auch verglüht; wie der springende Duell, wenn auch sein Bach in Sand und Meer erstirbt; er lebt fort in flammenden Ideen, die er angefacht, und die von Kopf zu Kopf, von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit zündend weiter springen, wie von Pol zu Pol die elektrischen Funken übersprühen; er lebt fort in seinen großgewachsenen Werken, die Früchte tragen und befruchten, wie in seinen Thaten keimen, die noch des Himmels Gunst erwarten, um gedeihend aufzuspringen; er lebt fort in seinem gewaltigen Haß und Fluch, den er über die falschen Götzen der Welt und deren Diener, über die schwarzen Geister der Lüge und Falschheit und deren Besessene, gleichviel ob in Lumpen oder Purpur, ob die Jakobiner-Mütze oder Fürstenkrone auf dem Haupt, in zürnenden Wettern ausgeschüttet; er wird aber auch fortleben unter den verwandten Geistern, die ihm nahe waren, in seiner verschwenderischen Liebe für alles Edle, Humane und Schöne, fortleben in der Verehrung der Vielen, denen er das heilige Feuer idealer Begeisterung in die Seele gegossen, fortleben in der Pietät der Zeit, die ihm folgt, sich seiner Werke freut und von ihm erzählen hört. –

Das ist die Verheißung dieses großen Menschen, die vor meinen Augen aufblüht wie die Blumenkelche aus dem grünenden Grabhügel, auf dem ich nieder sitze. Das Auge ist wieder getrocknet und keine Thräne von den Wimpern wehrt mehr dem suchenden Blick in die Ferne, weit, weit hinaus über den schönen Hügel. Damals sah ich nur ihn, mich selbst und die schwarzen Männer, die mit mir waren, jetzt gewahre ich der Freunde mehrere, eine große, unzählige Zahl. Die Freunde sind's, zu denen der Schläfer, der da unten ruht, stets am liebsten sprach, für die er sein Bestes, was er dachte, immer aufbewahrte, für die er auch in den bewegtesten Stunden, in allen Drangsalen und Fahrnissen seines stürmischen Lebens einen freundlichen Blick, eine Stunde geistiger Sammlung übrig hatte, für die er so freudig die Treffen von den Schwingen seines Geistes brach, mit denen er so gerne sich auf den lichten Höhen seiner Reflexion erging; es sind aber auch die Freunde, die ihn nie verließen, die durch alle Stürme und Windstillen der Zeit bei ihm hielten, – es sind die treuen Freunde seines Buchs.

Ueber dem schlichten Häufchen Erde, das die Asche meines Vaters birgt, reiche ich Euch die Hand. Wohl hat der Tod des großen Genius Kind verwaist; verlöscht ist die Oriflamme[456], die durch so viel Jahrläufte seines Universums, auf so viel Altären seiner Gedanken gelodert und den Geist und die Herzen seiner Generation erwärmt; vertrocknet ist die Feder, die in Flammenzügen so viele Menetekel[457] vor des Frevlers Augen schrieb, als sie Apotheosen des Glaubens dichtete, beim müden Wanderer in der Gruft ruht der müde Wanderstab, der Euch seit zwanzig Jahren durch alle Räume der Erde geleitete und so viele schmucke Bilder von Natur und Menschenwerk vor Eure Blicke zauberte; – ein mächtigeres Geschick hat dem greisen Wanderer sein Ziel früher auf die Bahn gesteckt, als er gewahrte und wollte – „gebt mir meinen Stock, ich hab' noch'n weiten weg vor mir" schallte es noch aus dem offenen Grab. – –

Ich nehme ihn wieder auf, den Wanderstab des todten Führers. Ihr aber, ob Ihr dem neuen Führer traut? – Versucht's! – Es sind mit ihm der Kundigeren und Begabteren viele; manche, deren Spuren Euch aus dem Dienst des Alten schon bekannt, manche die ihm gar nahe standen und in deren Geist des Alten Feuer wiederleuchtet, viele, die schon lange als der Humanität, der geistigen Freiheit Bannerträger gelten; sind's auch noch Schüler, so sind sie doch aus des alten Meisters Schule und die Mission, die er ihnen vermacht, erfüllt sie Alle mit Drang und Gluth. Sie klopfen gar kühn an die Pforten der Welt, die des Schönen, Großen und Wunderbaren noch so unendlich viel Euch erschließen sollen; sie erklimmen mit Euch die Füllhörner der Erde und steigen mit Euch nieder in's stille Waldesdunkel; sie führen Euch auf die Turnplätze des Geistes, oder heben Euch auf den Schwingen der Phantasie in die luftigen Höhen und zeigen Euch unseren Planeten im Weltenraum schwimmen, mit seinen hellen und dunklen Flecken, mit seinem Elend und seinem Glanz; sie begleiten Euch nach den Leichenfeldern vergangener Zeiten, Nationen und Kulturen, die Todten im blendenden Gewand des Lebens zu beschwören, oder sie lustwandeln mit Euch im blühenden Garten der sprossenden Jugendkeime und lassen Euch im Zauberspiegel prophetischer und dichterischer Betrachtung die Gestalt der Zukunft schauen. –

Genug davon auf dem Todtenhügel. Pflückt Euch zum Abschied von dem letzten Blüthenstrauch, der aus dem gebrochenen Herzen Eures alten Freundes knospete*)[458] – die letzte Thräne, den letzten Gruß! – Du großer Todter, schlaf du wohl! Leb du wohl, du blumiges Hügelfeld! –

---

[456] Oriflamme (von lat. aurea flamma, „Goldflamme" o. „Goldfeuer") hieß die vom 12. bis zum Anfang des 15. Jhd.s geführte Reichs- und Kriegsfahne der frz. Könige; hier allg. im Sinne von Panier verwendet.

[457] Hebr. מְנֵא מְנֵא תְּקֵל וּפַרְסִין; „So aber lautet die Schrift, die dort geschrieben steht: Mene mene tekel u-parsin, Und sie bedeutet dies: Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet. Tekel, das ist, man hat dich auf der Waage gewogen und zu leicht befunden. Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben" (Dan 5,25-28).

[458] *) Die letzte unvollendet gebliebene und in diesem Heft abgedruckte Arbeit aus Meyer's Feder: „Fragment" überschrieben. Sie gibt seine Aussicht und seine Betrachtung von einer Berghöhe bei Hildburghausen, die er in seinem späten Alter zu einer Garten-Anlage umgeschaffen und, wenn sorgen- und arbeitsfrei, zu seinem Lieblingsaufenthalt ausersehen hatte.

Und nun hinaus in's frische Weltenleben, hinaus in die Blüthenpracht, zu Sonnenschein und Lerchenschlag, hinaus zur harrenden Schaar der neuen reizenden Bilder und beschwingten Gedanken! Ich führ' Euch an; – wer wird mir folgen?

Meyer, der Sohn[459].

[459] Herrmann Julius Meyer (1826–1909).

Fragment.

Ich sitze auf „Hermannseck"[460] meinem Lieblingsplätzchen in meinem Garten. Vor mir, über lustiges Birkengesträuch hin, das mit Dörfern, Mühlen und Gehöften besäete Thal, dessen Boden ein weiter Wiesengrund mit Erlengebüsch, zwischen dem sich die junge Werra hinschlängelt, nur dann und wann silberne Blicke spendend. Bunte Saatfelder ziehen sich am Gehänge hinan, und über diesen reihen sich die mattfarbigen Beete der Kartoffeln, des Brodes des armen Mannes, bis zum Saum der dunklen Fichtenwälder, dem Schmuck der thüringer hohen Berge. Hie und da tauchen aus dem Dunkel des Waldes, wie Oasen, lichtgrüne Stellen auf, die Nähe der Walddörfer anzeigend, wo vor länger als einem Jahrtausend die Menschen mitten in der Wildniß rodeten und siedelten. Vorn am Waldsaum des Bleßbergs, an dessen majestätischer Pyramide im Zentralpunkte des Bergpanorama's die anderen Höhen zu beiden Seiten in schöngeschwungenen Linien ablaufen, leuchtet das nette Kirchlein von Stelzen[461] mit seinem Pfarrhause herüber; weiter links, aus dem Buchenhain eines Porphyrkegels, die Krocker[462] Kirche mit ihrem schönen Thurm, und die Klause des Küsters und Schullehrers, beschattet von einer alten Ulme. Noch weiter hin, oben auf der einen Abdachung der Bergplatte, liegt wie ein Kücklein im Nest, die Häuserschaar von Waffenrod, wo in uralter Zeit die Waffenschmiede des Thüringer-Waldes das zähe Eisen geschmolzen aus den in der Nähe brechenden Erzen, das ihre Klingen und Panzer so berühmt machte: jetzt ein armes Dörflein, von Holzhauern bewohnt, denn das Gewerbe seiner Gründer ist längst verkommen. Links, tief unten, hinter Gemüsegärten und Parkanlagen, die jetzt verödet, ist Hildburghausen, die Stadt meiner Sorgen, meines Kampfes und meines verborgenen Glückes. Rechts aber, über den Nacken des Höhenzugs, der die Maingewässer von denen der Weser scheidet, findet das Auge einen Ausblick auf die schönsten Punkte des Frankenlandes. Aus zehnstündiger Ferne her leuchten mit Erz gedeckt die Thürme der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen[463], und nahebei rechts guckt aus dem Walde das herrliche Abteigebäude von Banz hervor, ehedem ein Sitz der Schüler des heiligen Benedikt, jetzt ein Schloß der bayerischen Königsfamilie[464]; noch tiefer im Hintergrund, die Aussicht beschließend, ragen die ungeheueren Felswände des Staffelstein, mit



„Meyers Turm"
(siehe hierzu S. 122, Anm. 460).

[460] Hiermit ist Joseph Meyers Berggarten mit Turm auf dem Hildburghäuser Stadtberg gemeint. Der achteckige Turm war 1842 im Meyer'schen Berggarten am Stadtberg errichtet worden; nach entsprechender Verwahrlosung unter dem DDR-Regime beschloß die Stadtverwaltung schließlich in den 1960er Jahren, ihn abzureißen. Er schmückte erstmals 1857 das Titelblatt des 19. Bandes des „Universums" (siehe hierzu auch May, Karl-Heinz: Der feurige Geist Joseph Meyer – 1796–1856. Hildburghausen: Frankenschwelle 1996. S. 31). Der Stahlstich nach einer Vorzeichnung von Meta Meyer (1832–1875) wurde obengenanntem Band entnommen.

[461] Stelzen ist heute ein Ortsteil von Eisfeld.

[462] Die 1489 errichtete St.-Veitskirche auf dem Irmelsberg von Crock, heute Ortsteil der Gemeinde Auengrund.

[463] Die von 1743 bis 1772 von Balthasar Neumann (1687–1753) erbaute Basilika und Wallfahrtskirche.

[464] Herzog Wilhelm in Bayern (1752–1837) hatte 1814 die Anlage des säkularsierten Benediktinerklosters erworben.

seiner Kapelle und dem Gnadenbilde, dem altberühmten Ziele von viel tausend Wassern! Jeder Tag kleidet die Fernsicht in andere Farben und läßt die hundertmal gesehene Gegend in anderen Schattierungen erscheinen. Und allemal ist's schön und herrlich; aber am liebsten weilt doch der Blick in den thüringer Bergen. Nichts drüben als Wald und Wolken, kaum hin und wieder eine Blöße, über die ein Pfad in hundert Windungen klettert, oder ein Platz mit blinkenden Holzstößen oder die Rauchwölkchen von Kohlenmeilern und Hüttenwerken, Zeichen verborgenen Lebens und Fleißes. Bloß das Eine fehlt in dieser Waldansicht von meinem Hermannseck aus: die grauen Burgruinen, die jenseits des Rennstiegs von lustigen Bergeshöhen hineinschauen in das thüringer Land. Aber ein Steinhügel, kaum hundert Schritte rückwärts von meinem Sitz, öffnet mir die Burgenwelt des Frankenlandes; dort zählt mein Blick nicht weniger als fünf zusammen. Zunächst der Straufhain mit seinem ganz mit dem Fels verwachsenen Riesenthurme, und sein Nachbar, die Heldburg, mit ihren abenteuerlichen Formen, beide ritterlich, stolz und kühn in den Himmel ragend; – dahinter der Altenstein, die Wiege deutscher Männer, den schauerliche Blitze umspielen, wie die Sage geht, wenn das Vaterland in Schmach liegt und in Noth; – links Luthers[465] Burg, die Veste Koburg, und ihr Nachbar, der Kalenberg[466], jetzt der prächtige Herzogssitz. Weit hinten am Horizont, in blauer Ferne endlich steht Bambergs, im Bauernkriege ausgebranntes altes Königsschloß, der Altenburg riesige Mauern auf hoher Felsenzinne. Kaum dem bewaffneten Auge sichtbar, begrenzen die lichtblauen Linien des Böhmerwaldes den äußersten Horizont. Sie scheiden Czechen von Deutschen, andere Völker, andere Sprachen, andere Sitten und andere Gesetze. Gleich einem Märchen aber glänzt von den Hasbergen[467] her, über das kesselförmige, mit Dörfern bestreuete Tiefland, weiß wie Schnee, aus dem schwarzen Tannenwalde, die St. Ursula-Kapelle[468] – eine weiße Taube vor schwarzem Gewölk. Dort stand ein Altar Thors, und die Sage geht, Bonifaz[469] habe das Kreuz an seine Stelle gepflanzt; noch wird es von Wassern besucht. Wem wird das Herz nicht höher schlagen bei dem Namen dieses Apostels, der zu den größten Menschen seiner Zeit zu zählen: das Ideal eines christlichen Priesters und Helden. Wo sind sie hin, Bonifaz, Luther? Und wenn sie jetzt da wären, was wäre aus ihnen geworden? Die Burgen und Kapellen tragen an kolossalen Leichensteinen ihre Namen, und den ihrer Zeit. Ihre Herzen, so flammend für die Wahrheit und die Liebe, was würden sie fühlen, lebten sie in unseren Kämpfen, trügen sie unsere Niederlagen, unsere Schande, unsere Wunden, unser Leid. Sie standen auf den höchsten Warten der Menschheit und sind von hinnen gegangen, ohne den Sumpf zu berühren, der uns Alle begräbt. Die Glücklichen! Wir machen mit unserem Herzblut Geschichte, und sterben unter Ruthenstreichen.

Nicht schöner ist die Aussicht von Hermannseck, als wenn die Abendsonne die Landschaft vergoldet und die Berge lange Schatten hineinwerfen. Dann haben die Burgen etwas Märchenhaftes und die Sage wird lebendig, die um Mauern und Thürme spielt. Wenn dann unten aus dem Thale die Schafheerden heimziehen, zu der Hürde an dem steilen Gehänge, und meine Arbeiter singend des Weges heimwandern in ihre Dörfer, und der Himmel seine Purpurdecke ausspannt über das liebe Thal, als wäre es die Wiege eines Königs, und die weißen Nebel über dem Flusse und dem grünen Wiesengrund auf- und abziehen, und die Wehre des Flusses ihren Choral spielen, in den das Rauschen der Baumkronen begleitend einstimmt – dann wird Alles zur Verklärung um mich, und von der Außenwelt dringt sie ein in mein Innerstes. – – – – – – –

---

[465] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546); er hatte sich vom 15. April bis 6. Oktober 1530 auf der Veste Coburg aufgehalten.

[466] Der Callenberg mit seinem in den Jahren 1856/57 nach Plänen von Georg Rothbart (1817–1896) im neugotischen Stil errichteten Schloß.

[467] Das Jagd- und Sommerschloß Callenberg bei Coburg.

[468] Die Haßberge.

[469] Die St.-Ursula-Kapelle zwischen Sternberg und Alsleben bei Bad Königshofen i. Grabf.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 158-162.

DCCXCV. Der Eßlinger Dom.

Die ersten Versuche der Kunst sind so alt wie das Menschengeschlecht selber. Es sind entweder Bildwerke zur Erinnerung an geliebte oder verehrte Todte, oder sie emaniren aus dem religiösen Gefühl und der Gottidee. Bauen ist schon der äußeren Noth des Lebens halber eine der frühesten Tätigkeiten des Menschen, die Architektur ist daher auch unter den bildenden Künsten die älteste Kunstart. Und in diesem Sinne hat Hegel[470] treffend gesagt, daß ganze Nationen ihre Religion und ihre tiefsten geistigen Bedürfnisse gar nicht anders als bauend oder doch vornehmlich architektonisch auszusprechen gewußt haben. Am wunderbarsten aber ist, daß diese unzweifelhaft ursprünglichste Kunstthätigkeit nicht bloß überall aus gleicher Zweckbestimmung hervorgegangen ist, sondern daß sich in ihr auch durchweg ein und derselbe, allen ursprünglichen Völkern gemeinsame Formensinn kund thut. Am deutlichsten zeigt dies das Grabmal. Die ältesten Gräber sind entweder Felsengräber, oder, was noch häufiger der Fall ist, künstlich aufgeworfene Erdhügel (Tumuli). In der Bibel und in der Ilias[471] werden diese Grabhügel in gleicher Weise erwähnt. Sie sind in der troischen Ebene wie in allen Gauen Griechenlands, in Thessalien[472] wie in Thracien[473] zu finden, sie waren auch bei den Scythen[474] in Gebrauch, kehren im innern Rußland wieder, wandern mit den Slaven bis nach Böhmen, stoßen uns bei den alitalischen Völkern, besonders häufig aber und auch durch Größe und Ausdehnung ausgezeichnet bei den Celten in Gallien und Britannien, seltener bei den Cimbern und Teutonen in Germanien auf und begleiten uns über den atlantischen Ocean bis an das Mississippigebiet, wo sie zu Tausenden vorkommen und den Urbewohnern, einem sonst spurlos aus der Geschichte verschwundenen Stamme, den Namen der



Georg Wilhelm Friedrich Hegel (siehe hierzu S. 124, Anm. 470).

---

[470] Der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831); dieses ‚Zitat' stammt, wie übrigens die ersten vier Absätze der vorliegenden Einlassungen, nahezu wortwörtlich aus Hermann Hettners (1821–1882) Artikel „Der Ursprung der Kunst" in der von Robert Prutz (1816–1872) herausgegebenen Zeitschrift „Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. […]. – Zweiter Jahrgang. 1852. Juli–December" (Leipzig: J. C. Hinrich 1852), S. [171]-186 – hier bes. S. 176-179. Der nach Vorlage von Ludwig Sebbers (* 1804) von Lazarus Sichling (1812–1863) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]" (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

[471] Griech. Ἰλιάς, Iliás.

[472] Griech. Θεσσαλία, Thessalía; osman. ولايت سلانيك, Vilāyet-i Selānīk; Thessalien gelangte zum Großteil erst 1881 in den Besitz Griechenlands, das diesen Landesteil im 1. Balkankrieg 1912 zusätzlich arrondieren konnte.

[473] Siehe hierzu S. 68, Anm. 247.

[474] Siehe hierzu S. 22, Anm. 69.



ESSLINGEN am NECKAR

„*Mountbuilder*“ – Hügelbauer – gegeben haben. Man kann sicher sagen, je älter diese Grabhügel, desto kolossaler sind sie. Dabei hat man, namentlich an celtischen Grabmalen, die Bemerkung gemacht, daß die größten Gräber immer die ärmsten an Geräth sind. Ausgrabungen aus griechischem Boden ergeben dieselbe Erscheinung.

Eine ähnliche und in vieler Hinsicht noch überraschendere Uebereinstimmung zeigen die ältesten Formen der Heiligthümer. Der Altar, die platte Tischform mit Oeffnungen und Vertiefungen, um das Opferblut abfließen zu machen, ist die ursprünglichste Grundform. Sie ist allen Völkern gemeinsam. Man legte einen natürlichen Felsblock quer über andere aufgerichtete Felsblöcke, wie wir z. B. an einer Anzahl celtischer Altäre in der Bretagne noch gut erhaltene Beispiele haben. Oft bearbeitete man auch die Bergkuppen selbst zu Altären. Die abgeplattete Tischform sehr vieler Berge, namentlich in Griechenland, zeigt dies unzweideutig; von der berühmten Altarform des Apesas[475] sagt Pausanias[476] ausdrücklich, daß schon Perseus[477] dem Zeus dort geopfert habe. Auf den Bergen glaubte man den hochthronenden Göttern näher zu seyn. Es ist dies dasselbe Gefühl, das die alten Mexikaner antrieb, ihre Opferaltäre auf thurmhohen Plattformen zu errichten.

An die Stelle des einfachen Altars tritt später der Tempel. Man baute entweder geräumige Höhlen zu Tempeln aus, oder freischaffend, freistehende Tempel. Höhlen- und Grottentempel finden sich überall. Düsterer Ernst ist ihr Charakter. Sie reichen bis in die ältesten Zeiten. Aber auch die Grundformen der frei stehenden ältesten Tempel sind überall dieselben. Der unreife Anfang dieser Tempelbauten ist durchaus naturwüchsig. Rohe Felsblöcke werden einfach über- und aneinandergeschichtet; aber der Gegensatz von tragenden und lastenden Baustücken offenbart sich bereits und bildet als Gegensatz von Decke und Wand geschlossene Räume, die sich hie und da sogar in besondere Abtheilungen gliedern und in innere Gänge fortsetzen. Hauptsächlich hat sich uns diese Bauweise in celtischen Bauwerken erhalten, die in Britannien Kist-ven[478], in Deutschland Steinkisten und in Frankreich Feenhöhlen genannt werden. Ebenso finden sich Spuren derselben in Ländern, die, so viel bekannt ist, niemals von Celten bewohnt waren: am Kaukasus, in der Krimm[479] und in Persien. – Die nächste höhere Stufe in der Form ist der Pyramidalbau. Auch dieser ist überall. Er reicht aus dem Alterthum bis heran an die Gegenwart und hat sich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mannigfach ausgebildet. Aber die Grundform blieb und diese durchgängige Uebereinstimmung wird durch die Technik erklärt. Die schrägen, nach oben spitz zulaufenden Seitenflächen des Pyramidalbaues werden sich gegenseitig zur Stütze; freistehende und frei schwebende Flächen liegen außer dem Bereich seiner Natur. Pyramidal war der sagenhafte Thurm zu Babel[480], pyramidal waren die hängenden Gärten der Semiramis[481]; pyramidal sind die großen Begräbnißmale des Nillands, auf den Inseln des großen Oceans, pyramidal sind die hochaufgethürmten Opferstätten der altmexikanischen Völkerschaften, die Torcalli[482]. Ja, in der altmexikanischen Baukunst ist sogar der Privatbau pyramidalisch, die einzelnen Stockwerke treten nach Innen zurück und verjüngen sich. Und ebenso sind auch die Pagoden, die freistehenden Tempel der Indier, wesentlich von dieser pyramidalen Grundform, wenn auch indisch verzerrt und vielfach verschnörkelt. Die ägyptischen Pyramiden sind also keineswegs die einzigen Denk-

---

[475] Der Berg Apesas (griech. Ἀπέσας, Apésas), heute Foukas (neugriech. Φουκάς, Foukás) bzw. Selinoudio (neugriech. Σελινούντιο, Selinoudio) genannt.

[476] Der griech. Reiseschriftsteller und Geograph Pausanias (griech. Παυσανίας, Pausanías; ca. 115–180).

[477] Perseus (griech. Περσεύς, Perseús), der Sohn des Zeus (griech. Ζεύς, Zeús) und der Danaë (griech. Δανάη, Danáē), gilt als einer der berühmtesten Heroen der griech. Mythologie.

[478] Kistvaen, veraltet für Dolmen.

[479] Griech. Κιμμερία bzw. Ταυρική, Kimmería bzw. Taurikḗ; osman. قريم, Ḳrīm; ukrain. Крим, Krym; russ. Крым, Krym; krimtatar. Qırım.

[480] Siehe hierzu S. 38, Anm. 146 (siehe hierzu auch Gen 11,1–9).

[481] Akkad. [illegible], Šammūramāt; syr. ܫܰܡܺܝܪܰܡ, Šammīrām; griech. Σεμίραμις, Semíramis; eigentl. eine lediglich legendäre Königin von Babylon, die jedoch hist. mit der assyr. Königin Šammu-ramāt (reg. 811–808 v. Chr.) identisch sein könnte.

[482] Span., los torcales; bei diesen handelt es sich jedoch nicht um präkolumbianische Grabdenkmale, sondern um natürliche Gebirgs- und Steinformationen, die allerdings zuweilen Dolmen sehr ähnlich sehen.

male dieses Baustyls; doch sind sie die gewaltigsten, die massenhaftesten, und in dieser Massenhaftigkeit zugleich die durchgebildetsten. Der mexikanische Pyramidalbau stimmt zwar mit dem ägyptischen darin überein, daß die quadrate Grundfläche genau nach den vier Weltgegenden sich wendet; jedoch nur der ägyptische Bau gliedert und belebt die todte Masse und bringt, die Mauerkanten mit Rundstäben und den Kranzgesims mit Hohlkehlen einfassend, in die äußere Kernform dekorative Charakteristik. Auch das ist als eine allen Völkern gemeinschaftliche Eigentümlichkeit dieses Pyramidalbaues zu betrachten, daß überall die inneren und äußeren Wände geschmückt sind, bald mit hieroglyphischem Bildwerk, bald mit gemalten oder skulptirten Ornamenten. Und zwar sind diese Ornamente in ihren Grundzügen ebenfalls überall gleich, immer freie Schwingungen der Linie in sich, verschiedenartiges Facettenwerk, Zickzackzüge, Mäanderwindungen, selten mechanische Nachahmungen äußerer Thier- und Pflanzenformen.

Mit diesen architektonischen Anfängen gehen die Anfänge der Plastik Hand in Hand. Oder vielmehr: Architektur und Plastik sind ursprünglich durchaus eins. Wenn die Bibel erzählt, daß Jakob an dem Orte, wo er im Traum die Himmelsleiter gesehen[483], einen Stein errichtet habe, oder wenn alte Völker eine Schicht Steine zusammenhäufen, um damit die Stätte zu bezeichnen, auf der sie eine blutige Schlacht schlugen, so weiß man in der That nicht, soll man in diesen kindlichen Erinnerungsmalen einen architektonischen oder einen plastischen Trieb erkennen. Dieses Ringen zwischen der plastischen Idee und der architektonischen Durchführung dauert lange Zeit und findet sich bei allen Völkern; es hat zum Theil Werke von wahrhaft künstlerischer Schönheit hervorgebracht. Der ein fache Denkstein ist der Ausgangspunkt gewesen; der Denkstein hat sich dann durch mannigfache Zwischenstufen hin durch zur Denksäule entwickelt; die Sprache ist sinnig und drückt auch im Worte die Doppelseitigkeit aus, die diesen Begriffen innewohnt. Auch hier ist wieder überall dieselbe Grundform. Bei allen Völkern findet sich die Form des Obelisk. Obelisken, theils einzeln, theils in Gruppen, sind die sogenannten Baudasteine des skandinavischen Nordens; Obelisken, die Men-hir oder Paul-ven[484], in der Bretagne; ja, der Obelisk zu Lokmariakar[485], 61 Fuß hoch, erhebt sich zur Höhe der ägyptischen Obelisken. Auch der Obelisk ist eine statische Nothwendigkeit; er ist die Pyramide der Plastik. Und auch hier ist es wieder die ägyptische Kunst, die dies Kunstprincip, das die anderen Völker mehr nur ahnten als wirklich begriffen, zu seiner vollen künstlerischen Schönheit und Bedeutung brachte.

Nicht aber hatte der Mensch an diesen Denksteinen und Steinpfeilern ein Genüge. Sie sind zwar mächtig durch ihre Massenhaftigkeit, aber sie sind inhaltsarm; sie bedeuten nichts an und für sich, der Mensch muß erst von Außen die Bedeutung in sie hineintragen. Wie daher der Tempelbau bald nach reicheren Bauformen sucht, die fähig sind, den Zweck und die Stimmung, aus der das Heiligthum entsprungen ist, an sich selbst zur Anschauung zu bringen, so ist auch die Plastik zu einer nicht erst auszudeutenden, sondern in sich selbst bedeutungsvollen Gestalt allmählig fortgeschritten, und wie sie als Hieroglyphen der pyramidalen Architektur früher Zier und Bedeutung gegeben, so gibt sie den Baumonumenten späterer Zeiten durch die Bildwerke und Ornamente voll tiefsinniger Symbolik Auslegung und Verständniß.

Am reichsten und glänzendsten hat sich die Verbindung des Monumentalen mit dem Plastischen in der germanischen Baukunst entfaltet und hier die reinste Harmonie und die Spitze ihrer denkbaren Vollendung erreicht, so weit nur der Gedanke des Menschen in der Architektur aussprechbar ist. Das starre Denkmal, welches bei den Asiaten, Aegyptern und selbst noch bei den Griechen eine gewaltige isolirte Idee versinnlicht, eine imposante herrschende Wahrheit bekundet und nur durch die Massenhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung auf den Beschauer wirkt, ist im gothischen Bauwerk zum Wohnsitz der Idee selbst geworden. Glaubensschwärmerei, religiöse Poesie und Mystik namentlich bekleiden unsere Dome in tausenderlei Gestaltung und buntem Spiel, ranken sich in endloser Bewegung durch alle Räume der todten Mauermasse, füllen jede Wandfläche, jede Bogenöffnung, jede Nische und jeden

[483] Die Jakobs- oder Himmelsleiter (hebr. סֻלָּם יַעֲקֹב, sullām jaʿakow) ist ein Auf- und Abstieg zwischen Erde und Himmel, den Jakob (hebr. יַעֲקֹב, jaʿakow) laut bibl. Erzählung (Gen 28,11) erblickt.

[484] Wohl veraltet für Menhir (vgl. die Bezeichnung „Menhir von Kerampaulven“ in der breton. Ortschaft Huelgoat; breton. An Uhelgoad).

[485] Der Menhir von Locmariaquer (breton. Lokmaria-Kaer).

Winkel mit ihren Symbolen, an allen Spitzen und Kanten klettern sie empor, wachsen aus allen Fugen und Rippen, blühen in den wundersamsten Formen aus allem Steinwerk, ja selbst die offenen Fensterräume weben sie zu mit ihren farbigen Gebilden, wie aus Luft und Licht geschaffen. Der Mauerkörper ist bloß der Stamm, in dem die lebende Plastik emporsteigt, um sich in Blättern und Blüthen fesselfrei zu entfalten, und ihn mit ihren Gliederungen zu umschlingen und zu formen, und so ist das gothische Bauwerk nicht mehr ein bloßes Denkmal, nicht mehr die nackte Hieroglyphe einer Idee, sondern das Haus, welches die in der Plastik ausgeprägte Idee selbst bewohnt und belebt und dessen Aeußeres nur als unmittelbarer Ausdruck seines Inneren erscheint.

Diesen Bund der Plastik mit der Architektur, der so Herrliches geschaffen, hat die neue Zeit wieder geschieden. Seitdem ein tödtlicher Streit zwischen weltlicher und geistlicher Macht die Kraft des Mittelalters gebrochen, seine Ideen und Vorstellungen zerstört hat, seitdem vor der Sonne des Wissens das mystische Licht des Glaubens erbleicht und an die Stelle einer schwärmerischen Sehnsucht, welche die körperlichen Formen so weit als möglich zu vergeistigen strebte, der nüchterne Realismus getreten ist, der das körperliche Leben in seiner Selbstständigkeit durchzubilden sich bemüht, ist auch das gemeinsame Band gelöst, welches die Architektur mit der Plastik zu einem so vollendeten Kunstwerke vermählt hatte. Die Wechselwirkung der beiden mächtigsten Kunstelemente ist zerrissen worden, die Idee der Kunst ist in künstlerische Interessen zerfallen und von Rechtswegen darf nicht mehr von der Kunst unserer Zeit, sondern nur noch von Künsten gesprochen werden, in die sie sich aufgelöst. Die Idee ist herausgestorben und die lose Hülle fällt in Fetzen vom todten Körper.

Das westliche Deutschland, die Gaue des Rheins und seiner Zuflüsse, waren vorzugsweise der Boden, auf dem die Kreuzesblume der Gothik zu ihrer vollkommensten Blüthe und Pracht gedieh, da, wo der germanische Geist am frühesten und mächtigsten sich entwickelt hatte. In Köln, Trier, Speier, Freiburg, Straßburg predigen noch alle Tage die großen Werke der christlichen Kunst, in unversehrter Pracht, von der großen Zeit des Glaubens – während drinnen kleine Menschen im Priestergewand unchristlich eifern, daß es klingt wie Lästerwort zum Gebet der Steine. Taub ist die Menge drinnen wie draußen, und ungläubig und hohnlachend gehen die Meisten vorbei. –

Eßlingen, die uralte, von Reichsacht und Belagerungen vielgeprüfte und von allen Fehden und Kriegen im Lande schwer heimgesuchte freie Reichsstadt am Neckar, rühmt sich zweier der schönsten kirchlichen Bauwerke goihischer Kunst, der St. Dionysius-Kirche[486], mit zwei Thürmen, um’s Jahr 804 erbaut, und der Liebfrauenkirche[487] mit einer bis zu 230 Fuß aufsteigenden Spitze, die an Kühnheit und Anmuth der Proportionen, Meisterschaft der Ausführung und Reichthum des Schmuckes nur mit dem Münster von Straßburg verglichen werden kann.

[486] Vorgängerbauten lassen sich sogar bis ins frühe 8. Jhd. datieren.

[487] Die 1321 in Angriff genommene und 1516 fertiggestellte Frauenkirche.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 162f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 32f.

DCCXCVI. Rustschuk[488].

Wer eine der türkischen Donaufestungen von Belgrad bis Braila gesehen hat, hat sie alle gesehen. Wer sich aber die Mühe nahm, jede besonders zu betrachten, konnte – wenigstens vor dem türkisch-westmächtischen Krieg gegen Rußland[489] – in jeder einzelnen das Bild des osmanischen Reichs[490] wieder finden, das Bild des gewesenen Kriegerstaats: ungeheuere Kanonenmassen mit verfaulten Lafetten auf wankenden Wällen. Nur von Außen und besonders von Weitem macht jede dieser Städte einen imponirenden Eindruck. So auch Rustschuk. Von Silistria[491] heraufkommend, wendet man den Blick von der Gegend, wo die Stadt ihre Kuppeln, Thürme uud Minarets[492] über die blendendweißen Mauern emporhebt, ungern ab und nach der anderen Seite des Stroms hinüber, wo, jenseits einer Donauinsel, an einem schlammigen Kanal, Giurgewo[493] hinter den Resten einiger alter Festungswerke steckt. Je mehr man sich dem schönen, in gewisser Entfernung wahrhaft reizenden Bilde nähert, desto mehr verliert es. Es ist Dekorationsmalerei mit gröbstem Pinsel. Nur von Weitem sollte man vorüber kommen, denn, sagt ein reisender Militär, „was dem Laienauge als gesunder Zustand dort erscheint, ist nur Tünche, welche den inneren Moder zudeckt“[494] – und innen ist's fürchterlich. Da theilen sich Schmutz und Staub in die Herrschaft der Straßen, jener in der inneren Stadt, dieser in den weitläufigen Vorstädten vorwaltend.

Das Sehenswertheste von Rustschuk ist sein herrlicher Springbrunnen[495] auf dem Marktplatze; er und die Haine und Bäder sind das Labsal der Einwohner. Die Zahl der letzteren übersteigt 30,000, wovon die Hälfte Griechen, die übrigen Türken, Juden und Armenier; alle haben zahlreiche Gotteshäuser, die zum Hauptschmuck der Stadt gehören. Das Schloß wird theilweise als Kaserne benutzt.

Die Bevölkerung ist so regsam, als es die Zustände erlauben und die Noth es gebietet. Die hiesigen Corduan[496]-, Woll-, Seiden-, Baumwollen- und Leinwandfabriken konnten ihre Produkte sogar auf den Weltausstellungen sehen lassen, der Handel von Rustschuk beschäftigt sehr viele Hände und viele nimmt die Kahnfahrt auf der Donau in Anspruch.

---

[488] Die an der Grenze zu Rumänien gelegene bulg. Donaustadt Russe (bulg. Русе; osman. روسچوق, Rusçuḳ).

[489] Siehe hierzu S. 167, Anm. 653.

[490] Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat“).

[491] Bulg. Силистра, Silistra; osman. سلستره, Silistre.

[492] Siehe hierzu S. 65, Anm. 235.

[493] Heute das rumän. Giurgiu (osman. یركوكی bzw. یركوی, Yergyūğu bzw. Yergyūy).

[494] Zitat aus dem Artikel „Türkei“ in der „Allgemeinen Zeitung. Donnerstag Nr. 181. 30. Junius 1853“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1853), S. 2887.

[495] Es finden sich dort zahlreiche Fontänen aus allen möglichen Epochen, u. a. jedoch auch ein Springbrunnen, der aus der Zeit um 1820 zu stammen scheint.

[496] Das Corduanleder (auch Cordovan), ein mit Gerber-Sumach (Rhus coriaria) und Galläpfeln gegerbtes, geschmeidiges, weiches, feinnarbiges Leder aus Bock- Ziegen- oder Schaffellen, ähnlich dem Maroquin oder Saffian, das vorwiegend für die Buchbinderei, die Herstellung von Etuis, die Feintäschnerei und die Herstellung von Damenschuhwerk Verwendung fand.

Auch die Lage von Rustschuk ist anmuthig; die Ebenen nach Süden sind ziemlich angebaut und die Straßen werden gut erhalten. Trotzdem ist hier nichts nöthig, als daß sehr Vieles anders werde, wenn der ferne Balkan je auf glückliche Völker herabblicken soll.



RUSCHTSCHUK
(IN BULGARIEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 165-176.

DCCXCVIII. Der Markt in Vittoria[497] (Spanien).

Vittoria ist die Hauptstadt der baskischen Provinz Alava[498] in Spanien, und Spanien ist Europa's reichstes und schönstes Land – in tiefster Armuth, Ohnmacht und Verlassenheit.

Warum das?

Spanien liegt darnieder an den beiden schwersten Krankheiten der Staaten und Völker: an fürstlicher Familienpolitik und politischem Parteihaß, und gleich verderblich für Volk und Land sind die beiden Aerzte gewesen, die sich an fein Krankenlager gedrängt haben: Frankreichs Herrschsucht und Englands Habsucht. Beide schlechten Aerzte führten ihren Hader um den Kranken am Krankenbette fort und fort, und beide wechselten nur ab in dem Bemühen, die Heilkraft, die in der gesunden Natur des spanischen Volks liegt, je nach Gelegenheit und Zweckthunlichkeit, zu schwächen, irre zu leiten oder gar zu ersticken.

Es liegt dem Menschen nahe, beim Anblick eines verfallenen Gebäudes sich im Geiste ein Bild aus dessen Glanzzeit hinzustellen, oder es sich so aufzubauen, wie es seyn könnte. Dasselbe Spiel des Geistes wandelt uns an vor den großen Völkerbauten, den Staaten. Und es ist leicht gesagt, was Spanien seyn könnte. Wenn das mit allen werthvollen Gaben der Erde so wohlbedachte Land nur die Bevölkerungsdichtigkeit Preußens hätte, so müßte es auf seinen 8600 Quadratmeilen einer Nation von 30 Millionen Raum bieten, es würde zwei Meere mit den Früchten seines Bodens und seines Fleißes beherrschen und mit Wort und Schwert im Rathe der Großmächte Europa's stehen.

Wie liegt es aber jetzt vor unseren Augen! Das Land, das schon vor fünf bis noch vor drei Jahrhunderten 21 Millionen Bewohner zählte, die der Stolz belebte, daß sie in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit das Höchste zu leisten vermochten, daß sie nicht nur groß da standen zu Land und zur See mit den Werkzeugen und Waffen der Macht und Ehre, sondern daß Künste und Wissenschaften, Gewerbe und Handel bei ihnen blühten, daß prachtvolle Bauwerke sich auf spanischem Boden erhoben, während spanische Schiffe neue Erdtheile entdeckten und die Thore einer .neuen Völkerwanderung öffneten, und daß die Paläste und Kirchen sich mit Meisterwerken der Malerei und Bildhauerei schmückten, während Dichter und Denker in den Zungen Spaniens nach dem höchsten Preis rangen, – gibt jetzt „das Land des Weins und der Gesänge“[499] für die kaum 12 Millionen Bewohner nicht einmal Brod genug; die Prachtbauten der Vorfahren zerfallen, die edlen Künste sind ausgestorben, der Unwissenheit folgt die Armuth auf allen Wegen, wo sonst der Fleiß das Haus und die Fluren belebte; große Flächen des herrlichsten Bodens liegen verödet, die Industrie ist erlahmt, ihre nährenden Brüste, die Kolonien, sind von 310,000 Quadratmeilen mit 18 Millionen Bewohnern zusammengeschrumpft auf 5000 Quadratmeilen mit 3 7/10 Millionen am spanischen Staats verband Rüttelnder; Ströme und Seehäfen verschlammen, die Flotte ist zum Wrack geworden, die Hauptstraßen sind am besten an den Räubergrnppen zu erkennen, die dort ungescheut lagern, und wie der Vernachlässigung aller Kom munikationsmittel zum Hohn streckte sich lange zwischen der Hauptstadt des Reichs und dem Hauptvergnügungssitz des

[497] Vitoria-Gasteiz.

[498] Bask. Araba (span. Álava).

[499] „Wir kommen erst aus Spanien zurück, \ Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.“; Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes „Faust“, in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zwölfter Band. […]“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1828), S. 110.

Hofs des Landes einziger Schienenweg aus, als ob Spaniens „schöne Tage“[500] mit Dampf gesucht werden sollten in den schattendunklen Lust- und Schleichwegen von Aranjuez.

Selbst der letzte Trost des Unglücklichen, die Theilnahme der Nachbarn an seinem schweren Geschick, ging für Spanien allgemach verloren. Die Völker Europa’s wurden gleichgültig gegen das Schicksal einer Nation, die in kleinlichen Parteikriegen und effektlos verklirrenden Revolutionskämpfen nur eine höhere Gattung der Stiergefechte, mit ausgesuchteren Greueln, zu erblicken, zu lieben und zu pflegen schien. Man überließ einen solchen Staat zur Beobachtung und zur Ausbeutung den Diplomaten der hohen Politik und des Geldsacks und den stets blutdürstigen Blättern der Zeitungsschreiber. Nichts half dem Lande seine Schönheit und der ewige Frühling seiner östlichen Seeprovinzen, nichts die Vortrefflichkeit seiner 1200 köstlichen Heilquellen: sie versickern unbenutzt, und unbewundert von westeuropäischen Augen verblühen die Gefilde. Die Goldmünzensaat der Lustreisenden fällt nicht auf den Boden, dessen Bewohner mit dem Charakterzeichen der „Indolenz[501] und Raublust“[502] gebrandmarkt werden, ja, die man wohl gar aus den Reihen der civilisirten Nationen streicht, wie Lappen, Kroaten und Türken; und während für freiheitskämpfende Griechen, Polen, Tscherkessen[503] etc. sich die Herzen aller Freiheitsfreunde in Europa und Amerika entflammten, nahmen an den politischen Kriegen der Spanier nur einzelne aus den Kreisen der blasirten Gesellschaft versprengte Abenteurer Theil.

Das spanische Volk verdient aber eine bessere Würdigung, sein Unglück eine mildere Beurtheilung, der Kampf um die Erlösung aus seinem Uebel eine regere Theilnahme; und dies Alles ist ihm sicher, sobald die Augen der Westeuropäer sich bemühen, den verworrenen Rinnsalen des spanischen Elends bis zu den Quellen zu folgen.

Dazu geben wir hier einen Fingerzeig, indem wir die Hauptzüge der Geschichte des Verfalls von Spaniens Volk und Land mit breiten Strichen hinwerfen.

In diesem Jahre, 1856, könnte die spanische Nation das dreihundertjährige Jubiläum feiern vom Ende ihrer Größe. Spaniens Karl I.[504], als deutscher Kaiser Karl V. genannt, der gewaltige Herrscher, „in dessen Reichen die Sonne nicht unterging“[505], starb 1556. – Jedes Volk überliefert sich durch Jahrhunderte die Erinnerung an seine vergangene Größe und schmückt sie endlich mit dem Immergrün der Sage aus. Das thut der Spanier noch heute mit den Zeiten „des Kaisers“, wie er, trotz alles spanischen Stolzes, mit der deutschen Würde, seinen größten König nennt. Gleichwohl wucherte unter seinem Vorgänger (Ferdinand dem Katholischen[506]) und ihm die Saat des spanischen Unglücks schon im Boden. Die langen und blutigen Kämpfe mit den tapferen und hochgebildeten Mauren arbeiteten bereits an der Entvölkerung des Landes, aber sie trugen wenigstens zur Entwickelung des ritterlichen Charakters im Volke bei. In jeder Beziehung verderblich für Spanien wurde dagegen das, was der gesammten alten Welt zum Heil gereichen sollte: die Entdeckung von Amerika. Sie weckte und nährte einen langen Zug neuer unbändiger Leidenschaften. Vor Allem lockte sie Tausende vom Heerde des redlich erwerbenden Fleißes fort, der Drang zum abenteuerlichen Erraffen ungeheuerer Reichthümer leerte, wie eine Seuche,, die Werkstätten und die Ackerfluren, das Goldfieber riß in allen Gliedern, – und als endlich in öffentliche und Privatkassen die heißbegehrten Ströme edler Metalle mündeten, er-

[500] Anspielung an Friedrich von Schillers „Dom Karlos Infant von Spanien“ (Leipzig: Göschen 1787), 1. Akt, 1. Auftr., S. [3].

[501] Im übertragenen Sinn Gleichgültigkeit, Trägheit (von lat. indolens, schmerzunempfindlich).

[502] Im Spanien-Kontext so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[503] Die Tscherkessen (osman. چركزلر bzw. چركسلر, Çerkezler bzw. Çerkesler; türk. Çerkesler; russ. Черкесы, Čerkesy), eine kaukasische Ethnie, die sich selbst Adyge (tscherk. Адыгэхэр, Adygėchėr) nennt; die Tscherkessen wurden im Kaukasuskrieg von 1817 bis 1861 von den Russen mit äußerster Härte bekämpft.

[504] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[505] Bei dieser Aussage handelt es sich um eine unbelegten Zuschreibung an Karl V- (s. o.), die im Laufe der Zeit sprichwörtlich wurde.

[506] Ferdinand der Katholische (aragon. Ferrando II o Catolico; ital. Ferdinando II d’Aragona; 1452–1516), seit 1468 König von Sizilien, von 1474 bis 1504, zusammen mit seiner Frau Isabella (1451–1504), als Ferdinand V. (span. Fernando V) König von Kastilien und León, ab 1479 als Ferdinand II. König von Aragón und ab 1505 als Ferdinand III. König von Neapel.

drückten sie das Edelste jedes Volks: seinen freien Fleiß und damit seine Freiheit selbst. Denn alle Summen, welche in die Hände des Adels und Bürgers aus dem Goldlande direkt flossen, oder durch die Verschwendung von oben nach unten sickerten, fanden im spanischen Volke keinen Boden; sie wurden die Beute der betriebsameren Nachbarn, die den großen Verschwender eifrig bedienten, bis sie ihn „ausgezogen“ hatten; – während das Königthum, mit der Priesterschaft im Bunde, die durch unermeßliche Schätze gehobene und gesicherte Macht benutzen konnte, um Volk und Adel zugleich in Fesseln zu schlagen. Diese Mittel der Gewalt bedurften nur des rechten Arms, und der fand sich: Karls Nachfolger, Philipp II.[507], erhob ihn, und ihm gelang das Werk der Zerstörung. Groß und blühend, mächtig zu Land und See vor allen Staaten Europa’s hatte Philipp im Jahre 1556 das Land geerbt: entvölkert und verarmt, ohne Flotte, ganzer Provinzen beraubt, mit „der Ruhe eines Gottesackers“[508] – so hinterließ er es. Uebermuth und Herrschsucht, Fanatismus und Goldgier, Armada und Inquisition hatten Das vollbracht.

Den beiden nächsten Philippen (III.[509] und IV.[510]) blieb nur wenig zu verderben übrig, aber auch das gelang ihnen: der Rest der friedlichen und gewerbthätigen Mauren (Morisken) mußte – eine harte Strafe für Spanien – das durch fortwährende Kriege immer ärger verödende Land verlassen, und Portugal ward so lange mißhandelt, bis es sich von Spanien losriß[511].

Spanien war ruinirt, aber es war eingläubig. Die frommen Könige hatten alles Irdische ihres Volks daran gegeben, um ihm das Himmlische zu sichern, und zum Lohn für diese Himmelsversicherung hatten Könige und Priester alles Irdische der Hunderttausende aus dem Lande Vertriebener, im Autodafé[512] feierlich Verbrannter und in den Kämpfen und Verfolgungen Hingemordeter – an sich gezogen.

Da nun die eine besondere Weise, Gott anzubeten und die Heiligen zu verehren, für ganz Spanien die einzige geworden, damit das Gewissen des Königthums beruhigt und der Wille der Geistlichkeit durchgesetzt war, so hätte man billig erwarten können, daß die Sorge der Negierenden sich der irdischen Wohlfahrt des Staats wieder zuwende. Königthum und Priesterschaft waren jedoch ausschließlich, jenes mit der Führung unkluger und unglücklicher Kriege, diese mit der Unterdrückung und Verdummung des Volks und Beide mit der sinnlosesten Verschwendung der eigenen in’s Unermeßliche angehäuften Reichthümer beschäftigt; und so zehrte Eines vom Anderen fort, bis endlich das Aussterben des spanisch-österreichischen Königstammes dem Volke einen dreizehnjährigen Krieg[513] und das Schauspiel einer neuen Thronbesteigung brachte.

Damit ist der erste Akt des spanischen Staatsdrama’s, in welchem die Hauptrolle derselbe Fanatismus spielt, welcher Deutschland in das Elend des dreißigjährigen Kriegs stürzte, geschlossen. Im zweiten kommt das Haus Bourbon zur Regierung und Spanien – vom Regen in die Traufe.

---

507 Philipp II. (span. Felipe II; 1527–1598), als einziger legitimer Sohn regierte Philipp nach der Abdankung Karls V. (span. Carlos I; 1500–1558) ab 1555/56 die Länder der spanischen Krone (Spanien, Niederlande, Königreich Neapel, Königreich Sardinien, Königreich Sizilien, Herzogtum Mailand sowie das spanische Kolonialreich) und ab 1580 als Filipe I. in Personalunion auch das Königreich Portugal.

508 In diesem Kontext nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

509 Philipp III. (span. Felipe III; 1578–1621), seit 1598 König von Spanien und des dazugehörigen Weltreiches; als Filippo II König von Sizilien und Neapel, sowie als Filipe II König von Portugal und als Filippo II König von Sardinien.

510 Philipp IV. (span. Felipe IV; 1605–1665), ab 1621 regierte er die Länder der span. Krone (Spanien, Neapel, Sizilien, Sardinien, Spanische Niederlande) samt Kolonialbesitz; bis 1640 war er als Filipe III der letzte König von Portugal aus dem Hause Habsburg.

511 Im Jahre 1640.

512 Span./portug. auto de fé, von lat. actus fidei, „Urteil über den Glauben“; die meist öffentliche Urteilsverkündung der span. bzw. portug. Inquisition.

513 Im Zuge des Spanischen Erbfolgekrieges von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten span. Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron sowohl das habsburgische Österreich auch das bourbonische Frankreich Anspruch erhoben hatte; letzteres konnte sich schließlich mit dem Bourbonen Philipp V. von Anjou (span. Felipe V; siehe hierzu S. 135, Anm. 515) durchsetzen.

Hier stehen wir an einem Ausgangspunkt der Stürme, welche das spanische Volk und Land noch in der Gegenwart verheerten. Ludwig XIV.[514], 1643 bis 1715 König von Frankreich, der Vater des modernen Luxus und Despotismus, hatte seinen Enkel, Philipp von Anjou[515], auf den spanischen Thron gebracht. Spanien, Deutschland, Italien, die Niederlande und Frankreich waren durch diesen spanischen Erbfolgekrieg zwar vielfach verheert und geschwächt worden, aber – das Haus Bourbon hatte einen neuen Thron, – und im Glanz der Häuser sollten fortan die Völker ihr eigenes und oft einziges Glück sehen. Wo aber die Völker ein Zweifel beschlich über die hohe volksbeglückende Sendung des Hauses Bourbon, da stellte man den einzigen Besseren des Geschlechts, Heinrich IV., als einen Heros der Volksfreundlichkeit auf, welchen somit ein diplomatischer Kunstgriff gleichsam politisch kanonisirte.

Philipp V. (so hieß Anjou als König) war Bourbon genug, um wiederum vor Allem auf die Sicherung seiner eigenen Dynastie in Spanien zu denken. Um einer Vereinigung der Kronen Spaniens und Frankreichs auf einem Haupte vorzubeugen, führte er das salische Gesetz, und zwar mit der Beschränkung, ein, daß die weibliche Nachfolge der spanischen Bourbonen von der Regierung so lange ausgeschlossen bleibe, als irgend ein männlicher Nachkomme Philipps von Anjou lebe; sobald nach dem vollständigen Aussterben seines Hauses das Haus Savoyen den Thron besteige, schließe das salische Gesetz fortan alle weiblichen Familienglieder von der Thronfolge für immer aus. Diese Anordnung bestätigten die Cortes[516] des Reichs als Grundgesetz des Staates im Jahre 1713.

Für das Haus war nun gesorgt; die königliche Hauptaufgabe war gelöst. Auch alles Andere blieb nicht beim Alten, sondern wurde immer schlechter. Der Staatswagen rollte immer rascher bergab. Ludwigs XV.[517] schmachvolle Regierung in Frankreich hatte in Spanien ihr getreues Spiegelbild. Die einzige Anstrengung, zu welcher jedoch der mächtigste Sporn in dem nicht zu vertilgenden Nationalstolz der Spanier selbst lag, die fast dreijährige Belagerung von Gibraltar[518] (1779–1782) ausgenommen, war Alles, was die Bourbonen in hundert Jahren vollbrachten, eine ununterbrochene Reihe von Erbärmlichkeiten des Hoflebens. Das Ceremoniel wurde bis zur Spitze narrenhafter Abgötterei gesteigert, die sogenannte Regierung des Landes Weibern und deren Subjekten überlassen, die Verarmung des Staats durch alle Mittel der Verschwendung, die Verarmung des Volks durch alle Künste der Aussaugung von Innen und Außen befördert, die große Masse der Barbarei anheim gestellt. Spanien vegetirte nur noch und war nahe daran, in chinesische Stumpfheit zu versinken, – da schlug die Flamme vom brennenden Nachbarhause an Fenster und Thore des Schläfers, die französische Revolution rüttelte das spanische Volk auf aus seiner Lethargie und Napoleon[519] warf mit einem Stoß seiner Faust das spanische Bourbonenhaus um, so leicht, wie ein Knabe sein Kartenhaus.

Häuser fallen leichter, als die Völker. – Nie hat ein Volk, nach so langem entnervendem Druck, sich so groß, so majestätisch erhoben! Als sein eigener König (Karl IV.[520]), nicht aus Freiheitsliebe, sondern aus Furcht vor dem Stärkeren, mit dem Franzosenthum liebäugelte, zwang es ihn zur Abdankung, und als Napoleon den geflüchteten Vater und den nacheilenden Sohn (Ferdinand VII.[521]) zugleich

---

[514] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich.

[515] Philipp V. von Anjou (span. Felipe V; 1683–1746), seit 1700 König von Spanien, ab 1713 auch König von Sardinien und König von Sizilien und Neapel; er war der erste span. Herrscher aus dem Hause Bourbon.

[516] Das span. Parlament, dessen Mitglieder nach der Verfassung von 1812 in einem gestuften, indirekten Wahlverfahren von allen männlichen Personen über 25 Jahren gewählt werden sollten; ein Einkommens- oder Bildungszensus war nicht vorgesehen.

[517] Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774), seit 1715 König von Frankreich.

[518] Arab. جبل طارق, Ǧabal Ṭāriq, „Berg des Tarik“; die Insel war 1704 im Spanischen Erbfolgekrieg von den Briten besetzt und im Frieden von Utrecht vom 11. April 1713 diesen völkerrechtlich zugesprochen worden.

[519] Napoléon Bonaparte hatte Anfang 1808 begonnen, strategisch wichtige Orte in Spanien zu besetzen.

[520] Karl IV. (span. Carlos IV; 1748–1819), vom 14. Dezember 1788 bis zu seiner Abdankung am 19. März 1808 König von Spanien.

[521] Ferdinand VII. (span. Fernando VII; 1784–1833), von 1808 und von 1814 bis 1833 König von Spanien. Der von gewissen Hofmann und Franz Xaver Stöber (1795–1858) geschaffene Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

vom Throne stieß, um einen Zweig seines eigenen Stammes ans den leeren Platz zu pflanzen, begann jener weltberühmte Nationalkrieg[522] des ganzen Volks gegen den damals noch nie besiegten Mächtigsten der Erde, bei dem ihm England im eigenen Interesse beistand. Dieser spanische Befreiungskrieg, von den Heldenkämpfen von Saragossa[523] bis zum Siegestag von Vittoria[524] (dem Gegenstande unseres Bildes) bleibt ein ewig grünes Ehrenblatt des spanischen Volks, und es erfocht sich durch denselben das Recht, das Dulden und Schweigen zu brechen, mit welchem es gerade hundert Jahre lang die Bourbonen über sein Schicksal hatte schalten und walten lassen.



Ferdinand VII. von Spanien (siehe hierzu S. 135, Anm. 521).

Von diesem Recht hatte es den würdigsten Gebrauch gemacht. In dem Königreich ohne König, von Feinden bedrückt und vom Krieg verheert, hatte das Volk, die Waffen des freiwilligen Kämpfers in der Hand, im Jahre 1812 sich eine Verfassung[525] gegeben, die, in großer schwerer Zeit entstanden, das Volk zusammen hielt und mit der Hoffnung auf endliche Errettung aus seiner Noth erfüllte. Um diese „Verfassung von 1812“ schaarten sich die Besten der Nation fort und fort, auch nachdem dieselbe durch die List und Gewalt des heimgekehrten Hofs von der Nationalfahne gestrichen und als Inschrift auf das Banner einer Partei verwiesen worden war. Der Verfassungskampf öffnete das eine Thor, aus welchem seit dem großen spanischen Befreiungskrieg die Stürme über Spanien losbrechen. Damit aber über das arme Land kein Uebel allein komme, that das Haus Bourbon ein zweites auf, das in unseren Tagen Spanien mit Greueln überschüttete, wie Deutschland sie in den gräßlichsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges erlebt hat.

Werfen wir erst einen Blick auf die Regierung Ferdinands VII.; ihr Ende führt uns zum Anfang der eben angedeuteten zweiten Landplage.

Im Jahre der Heimkehr aller von Napoleon abgesetzten Monarchen, 1814, ließ sich auch Ferdinand VII. auf dem vom Volke ihm rein und frei hingestellten Thron nieder. Der Dank des Königs äußerte sich sogleich, acht bourbonisch, durch Aufhebung der Verfassung von 1812, Wiederherstellung der Inquisition[526] und des Jesuitenordens[527] und Verhaftung und Verfolgung der Männer, welche dem

---

[522] Als die Franzosen am 2. Mai 1808 versuchten, den jüngsten Sohn des Königs Karl IV. (span. Carlos IV; 1748–1819), den Infanten Francisco de Paula de Borbón (1794–1865), nach Bayonne zu bringen, löste das einen Volksaufstand in Madrid aus, der zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich führte, die bis ins Jahr 1814 andauern sollten und mit der Niederlage der Franzosen endeten.

[523] Die erste, erfolglose Belagerungen vom 15. Juni 1808 bis 14. August 1808 und die zweite vom 20. Dezember 1808 bis 20. Februar 1809, die mit einem ebenso teuer erkauften wie nutzlosen Sieg der Franzosen endete; auf spanischer Seite waren 54.000 Tote (darunter 10.000 Zivilisten) zu beklagen, auf französischer weitere 10.000 Mann.

[524] In der Schlacht bei Vitoria-Gasteiz am 21. Juni 1813 hatte Arthur Wellesley, 1st Duke of Wellington (1769–1852) über Joseph Bonaparte (eigentl. Giuseppe Buonaparte; span. José I; 1768–1844: von 1808 bis 1813 König von Spanien) den Sieg davon getragen, was den Abzug der Franzosen aus Spanien zur Folge hatte.

[525] Die Verfassung von Cádiz vom 19. März 1812 (nach dem Tag der Verkündigung, dem Josefstag, auch „la Pepa“ genannt) galt nach damaligen Maßstäben als außerordentlich liberal.

[526] Die Inquisition war 1478 in Spanien eingeführt worden und blieb – mit Unterbrechungen – bis 1834 in Kraft; der Prozentsatz, der von der Inquisition auf der iberischen Halbinsel, also in Portugal und Spanien, vollstreckten Todesurteile lag für den entscheidenden Zeitraum von 1540 bis 1700 eindeutig unter der 2%-Marke, womit für diesen Zeitraum von ca. 1.500 bis 2.500 Todesopfern ausgegangen werden kann.

[527] Der Jesuitenorden war in Spanien – bereits vor seiner Aufhebung im Jahre 1773 – am 27. Februar 1767 wurde durch ein Dekret König Karls III. (span. Carlos III; 1716–1788; seit 1759 König von Spanien) verboten worden;

Volke im Kampf gegen die fremden Unterdrücker wie beim Aufbau der Verfassung als treue Führer gedient hatten und die man nun mit dem schwer verdächtigenden und höchst gefährlichen Ehrentitel „Liberale“ bezeichnete. – So war der Nation der Handschuh hingeworfen. Sie nahm ihn auf. – Am 1. Januar 1820 brach der Aufstand aus, die Volkshelden Quiroga[528] und Riego[529] leiteten ihn, und schon am 7. März mußte Ferdinand VII. den feierlichen Eid auf die Konstitution der Cortes von 1812 schwören. Die neue Regierung konnte, wollte sie die Finanznoth des Staats und den auf dem Volke lastenden Druck zugleich erleichtern, Adel und Geistlichkeit im weichen Sitz ihrer alten Vorrechte nicht ungestört lassen. Dadurch rief sie einen neuen Feind gegen sich in die Schranken; die rasche Aufhebung der Klöster und Majorate[530] genügte, um für den Absolutismus ein neues Heerlager zu gründen: im Dienste der Geistlichkeit und des Adels zog eine sogenannte Glaubensarmee gegen die Anhänger der Konstitution zu Felde (1822). Zweifelsohne wäre auch diesmal der Sieg auf der Seite des Rechts gewesen. Um dieser, damals europäischen Mißliebigkeit zuvor zu kommen, rückte am 7. April 1823 eine französisch-bourbonische Reaktionsarmee über die Bidassoa, und ihr gelang es, weniger mit den Waffen, als durch Bestechungen aller Art, den König, den Adel und die Geistlichkeit von den Unbequemlichkeiten der konstitutionellen Regierung zu befreien. Zum Undank gesellte nun der König den Eidbruch; die beschworene Verfassung erlag abermals dem Fußtritt der unumschränkten Gewalt. Die Reaktionsgesellschaft schwelgte in Rache gegen die „Liberalen“. Quiroga starb im Exil, Riego am Galgen. Es war äußerst lustig bei Hofe.



Don Carlos María Isidro de Borbón (siehe hierzu S. 138, Anm. 531).

mit der Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum“ vom 7. August 1814 wurde der Orden wieder in seine alten Rechte eigesetzt.

[528] Der span. Militär und Revolutionär Antonio Quiroga y Hermida (1784–1841).

[529] Der span. Revolutionär Rafael del Riego y Flórez (ca. 1784/85–1823; hingerichtet); er hatte am 1. Januar 1820 mit einem Aufstand die Span. Revolution (1820–1823; span. Trienio Liberal, „Liberales Triennium“ bzw. Trienio Constitucional „verfassungsmäßiges Triennium“) ausgelöst, die Ferdinand VII. (siehe hierzu S. 135, Anm. 521) am 7. März 1820 zwang, die Verfassung von 1812 vorübergehend wieder anzuerkennen.

[530] Im Zuge der ab 1798 begonnenen „Desamortización“ zur Sanierung der Staatsfinanzen. Nach anfangs eher zaghaften Enteignungsmaßnahmen kirchl. Güter wurden durch königl. Erlasse (9. Juni 1809, 23. Juli 1814 u. 25. Juli 1835) und auf Beschluß des span. Parlaments, der Cortes, vom 25. Oktober 1820 zunehmend ganze Ordensniederlassungen aufgelöst, und ihr gesamtes Vermögen der Staatskasse zugeführt. Die „Desamortización“ wurde mit unterschiedlichem Erfolg bis 1860 fortgesetzt und nachträglich vom Hl. Stuhl (1860) vertraglich gebilligt.

Auch die Zukunft lachte dem Absolutismus freundlich. Des Königs Bruder und gesetzmäßiger Nachfolger, Don Carlos[531], war die sichere Stütze desselben und seine Kamarilla umgarnte auch den König. So zappelte dieser im selbst zusammengezogenen Netz, bis er in ein zweites gerieth, das ihn aus dem ersten befreite: er schloß eine vierte Ehe, und zwar mit Marie Christine[532] von Neapel. Dieses Weib beherrscht fortan Spanien. Die Zügel der Hofintriguen in starker und geschickter Hand, entriß sie ihrem Gemahl das Versprechen der Aufhebung des salischen Gesetzes, im Fall sie eine Tochter gebären würde, und als sie diese (Isabella[533]) geboren hatte, entlockte sie ihm ein Testament, in welchem sie während der Minderjährigkeit der Thronfolgerin zur Regentin von Spanien eingesetzt ward. Die Kamarilla des Absolutismus wendete sich nun gegen Ferdinand VII., der endlich 1833 die Augen schloß, nachdem diese – eine traurige Vergeltung des Schicksals! – noch einmal begehrlich nach der Hülfe der „Liberalen“ hin geschielt hatten.



Maria Christina von Bourbon (siehe hierzu S. 138, Anm. 532).

Damit schließt der zweite Akt des spanischen Staatsdrama's. Der dritte führt die Ueberschrift: Weiberregiment und Bürgerkrieg, bis auf unsere Tage.

Am 29. März 1830 hatte Ferdinand VII. durch ein eigenmächtiges Dekret das salische Gesetz aufgehoben, also mit Nichtachtung der Rechte des Landes. Erst im April 1833 wurden die Cortes einberufen. Die Zwischenzeit war zur Bearbeitung derselben vortrefflich benutzt worden, denn sie huldigten der dreijährigen Thronerbin ohne Weiteres. – Gegen diese Schritte der obersten Staatsgewalten Spaniens protestirten der Infant Don Carlos und der König von Neapel[534] am 29. April 1833. Ferdinand VII. starb am 29. September, Königin Christine setzte sich als Regentin auf den Thron ihrer Tochter und erhob ihren Stallmeister[535] zu immer höheren Würden. Die Nation aber spaltete sich in zwei Parteien, und hinter allen stellte, theils versteckt, theils offen, sich das Ausland hetzend und kampfbereit auf. So war Alles würdig gerüstet zum Empfang eines neuen – siebenjährigen Kriegs. Um von den Wirren der folgenden Stürme eine nur einigermaßen klare Uebersicht zu geben, zeichnen wir die Gruppenstellung mit wenigen Zügen hin und übergehen die vielen kleineren und größeren Namen, Daten und Unthaten, nur das Hervorragendste berücksichtigend.

---

[531] Don Carlos María Isidro de Borbón (1788–1855), der Bruder von König Ferdinand VII. (siehe hierzu S. 135, Anm. 521). Der namentlich nicht gezeichnete Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Fünfter (oder Supplement-) Band. […]“ (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1842).

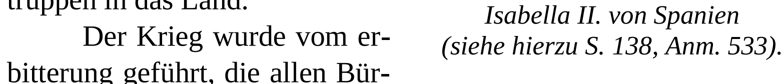
[532] Maria Christina von Bourbon, Prinzessin Beider Sizilien (span. María Cristina de Borbón, princesa de las Dos Sicilias; 1806–1878), die am 11. Dezember 1829 dem span. König Ferdinand VII. (siehe hierzu S. 135, Anm. 521) als 4. Ehefrau angetraut worden war; sie regierte damals anstelle ihrer unmündigen Tochter Isabella (s. u.). Der nach einer Vorlage eines gewissen Gonzales von Johann Andreas Fleischmann (1811–1878) geschaffene Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[533] Isabella II. (span. Isabel II de España; 1830–1904), vom 29 September 1833 bis 30. September 1868 Königin von Spanien. Der unsignierte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[534] Ferdinand II. (ital. Ferdinando II delle Due Sicilie; 1810–1859), seit 1830 König beider Sizilien, der wegen der Brutalität, mit der er gegen die eigene Bevölkerung vorging auch „Re bomba“ geheißen wurde.

[535] Agustín Fernando Muñoz y Sánchez, I duque de Riánsares, grande de España, I marqués de San Agustín y I duque de Montmorot (1808–1873), dem Maria Christina (siehe hierzu S. 138, Anm. 532) am 28. Dezember 1833 in einer geheimgehaltenen Zeremonie als Ehefrau angetraut worden war.

Jedes Land hat seine Vendée[536]. Die spanische ist in den baskischen Provinzen und Navarra zu suchen. Dort war das Heerlager der Vertheidiger des alten Rechts. Um die eisernen Kisten zahlreicher Privilegien schaarten sich die Anhänger des Absolutismus, riefen den Infanten Don Carlos zum König Karl V. aus und nannten sich Carlisten[537]. Sie verfochten mit den Principien der Legitimität und des Absolutismus zugleich die Rechte der Kirche und der Geistlichen und hatten ihre geheimen Beschützer und Unterstützer in einigen „nordischen“ Fürsten. Ihre besten Feldherren waren nach einander Zumala-Carreguy[538], Cabrera[539] und Maroto[540], und die kühnsten Guerillasführer Zariategui[541], Gomez[542] und Sanz[543]. ihre Hauptsitze Bilbao und unser Vittoria. Von da verbreitete sich der Aufstand weiter nach den nördlichen und westlichen Provinzen des Reichs. Auf der Seite des neuen weiblichen Königthums standen alle Freunde der konstitutionellen Staatsentwickelung; sie nannten sich Christinos[544]. Im Oberbefehl derselben folgten rasch auf einander Rodil[545], Mina[546], Valdes[547], Cordova[548], Espartero[549]. Noch ehe Don Carlos (der erst in Portugal, dann in England geweilt hatte) selbst den spanischen Boden betrat, schloffen gegen ihn England, Frankreich und Portugal mit Spanien die sogenannte Quadrupelallianz und sandten von Nord, Süd und West ihre Hülfstruppen in das Land.



Isabella II. von Spanien (siehe hierzu S. 138, Anm. 533).

Der Krieg wurde vom ersten Schwertstreich an mit der Erbitterung geführt, die allen Bürgerkriegen eigen ist. Die Carlisten errangen in kurzer Zeit durch Einigkeit und Thatkräftigkeit der Führer große Vortheile, während im Lager ihrer Gegner politische Parteien hervortraten und die Kraft der Waffen schwächten. Dies änderte sich plötzlich, als die Ultraliberalen an die Spitze der Christinos kamen. Sie gaben dem verwirrten Treiben eine bestimmte Richtung und dem Haß ein bestimmtes Ziel, jenes geschah durch Einberufung der Cortes von 1812, dieses durch Aufhebung von 900 Mönchsklöstern, gegen welche die Wuth des

---

536 Im breton. Département Vendée und Teilen der benachbarten Départements war es von 1793 bis 1796 zu einem Aufstand der royalistisch-kath. gesinnten Landbevölkerung gegen Repräsentanten und Truppen der Ersten Französischen Republik gekommen; vornehmlich aufgrund der brutalen republikanischen Vergeltungsmaßnahmen kamen dabei über 300.000 Einwohner gewaltsam ums Leben, und ganze Landstriche wurden gezielt verwüstet.

537 Span. Carlistas, die Befürworter einer absoluten Monarchie.

538 Tomás de Zumalacárregui e Imaz, duque de la Victoria, conde de Zumalacárregui (1788–1835; gefallen).

539 Ramón Cabrera y Griñó, I duque del Maestrazgo, I conde de Morella y I marqués del Ter. (1806–1877).

540 Rafael Maroto Yserns (1783–1853).

541 Juan Antonio de Zaratiegui y Celigüeta (1804–1873).

542 Miguel Sancho Gómez Damas (1785–1864).

543 Wohl der Kleriker und Politiker Víctor Damián Sáez y Sánchez Mayor (1776–1839).

544 Span. Cristinos, die konstitutionellen Monarchisten.

545 José Ramón Rodil y Gayoso Campillo, Virrey de Navarra, marqués de Rodil con el Vizcondado previo de Trobo (1789–1853).

546 Francisco Espoz y Mina (eigentl. Francisco Espoz Illundáin; 1781–1836).

547 Gerónimo Valdés de Noriega, vizconde de Torata y conde de Villarín (1784–1855).

548 Luis Fernández de Córdova (1798–1840).

549 Joaquín Baldomero Fernández-Espartero Álvarez de Toro (1793–1879).

Pöbels sich in aller Scheußlichkeit austobte. Dies und die Verstärkung der beiden Feindeshaufen durch fremde Hülfe verwandelte den Krieg aus einem menschlichen Kampf in unmenschliches racheseliges Würgen. Das Wort Pardon war schon vom Anfang an gestrichen; von nun an galt es auch für die Wehrlosen nicht mehr. Werfen wir nur einen Blick auf ein einziges Bild aus diesem Krieg! „In Galicien (erzählt ein Augenzeuge) und in der Mancha waren die Truppen der Königin stets den Guerillas überlegen, sie hatten also keinen Grund, ihre Neigungen zu verleugnen, und konnten ohne Furcht und ohne Rücksicht ihr Schreckenssystem auf den höchsten Grad treiben. Da wurde jeder Gefangene und carlistisch Gesinnte er schossen, ihre Angehörigen mit Schimpf vertrieben, die der Anführer nach langen Qualen ohne Gnade hingemordet; da starben die 39 Verwandten des Hauptchefs in der Mancha, Don Vicente Rojero-Pajillos, getödtet ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, die Frauen bis zum letzten Augenblick zur Befriedigung viehischer Lust benutzt, – das ungeborene Kind ward der zu Tode geschändeten Mutter, der Enkelin Pajillos, aus dem Leibe gerissen und – füsilirt, um keine Spur vom Leben des Geschlechts zurück zu lassen! Gefangene Chefs wurden in Galicien geviertheilt, die zuckenden Glieder als Trophäen über die Stadtthore ausgesteckt!“[550] – Das ist kein Bild von 1635, sondern von 1835, und nicht aus dem Kaffernland, sondern aus dem christlichen Staate ihrer katholischen Majestät. Das Bild hat carlistische Färbung, das ist wahr; aber eben so wahr ist es, daß die Rache der Sieger im Volkskrieg keine Grenzen kennt, wenn diese Sieger zugleich die vorher herrschenden waren. Davon kann manche Waise ein trauriges Lied singen.

Während das Glück der Waffen zwischen den Parteien hin- und herschwankte, bald diese, bald jene begünstigend, während der Charakter des Kriegs derselbe blieb, kühne Streifzüge, Ueberrumpelungen, einzelne Belagerungen (Bilbao und Segovia), Eroberungen und Entsetzungen, viele Gefechte und noch mehr Metzeleien, Vertreibungen und Hinrichtungen Land und Leben verödeten, gingen in beiden Feindeslagern Veränderungen vor, die den Sturz der beiden Parteihäupter, des Don Carlos und Christinens, herbeiführten. Bei den Christinos standen sich die beiden Parteien der Exaltados und der Moderados (nach deutschen Begriffen: „Gesinnungstüchtige“ und „Gutgesinnte“[)] schroff gegenüber. Durch die Militärrevolte von la Granja[551] hatten die Ersteren gesiegt. Bald ermuthigte ein Lächeln des Glücks die Königin, und rasch erhoben, von ihr begünstigt, die Moderados wieder das Haupt und führten die durch ihren Einfluß abgeschwächte Verfassung von 1837 durch; Espartero aber war der glückliche Feldherr der Christinos und die Hoffnung Aller, die sich nach Frieden sehnten. – Im Hoflager des Don Carlos arbeitete die alte absolutistische Kreuzspinne, Kamarilla genannt, an einem neuen Netz, das bald die Thätigkeit der besten Heerführer lähmte und mit „Pfaffentrug und Weiberlist“ Zwietracht und Mißtrauen zwischen sie streute, um jeden Einzelnen leichter zügeln zu können. Als aber der General Maroto sogar des Verraths gegen Don Carlos angeklagt wurde, so schloß derselbe, des Undanks und wohl auch der Grausamkeiten, die durch Narvaez[552] 1838 auf eine selbst die Christinos empörende Höhe getrieben worden waren, müde, mit Espartero den Vertrag zu Vergara am 31. August 1839. Dieser gab der carlistischen Sache den Todesstoß. Kurze Zeit nachher verließ Don Carlos mit seinem Hofe den spanischen Boden. – Wie schon ein Jahr vor seiner Ankunft, so dauert nun noch ein Jahr nach seinem Scheiden der Kampf seiner Anhänger für das Königthum ohne König fort, bis der letzte Ritter desselben, Cabrera in Katalonien, die letzte Hoffnung für dasselbe aufgab und mit dem Rest seiner Getreuen nach Frankreich floh.

Damit endete dieser siebenjährige Krieg. Er hatte das Land von dem einen Haupt der Zwietracht, dem nicht an sich, sondern nur durch seine Partei und deren Ziel gefährlichen, befreit. Noch größere Erwartungen erregte jedoch dieses Jahr 1840 dadurch, daß noch im Oktober desselben auch das andere Haupt der Zwietracht, das an sich selbst gefährlichste, Königin Christine, ihrem Gegner auf dem Verbannungswege nach Frankreich unfreiwillig nachfolgte.

---

[550] Zitat aus dem von August von Goeben (1816–1880) verfaßten Werk „Vier Jahre in Spanien. – Die Carlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang […]“ (Hannover: Hahn’sche Hofbuchhaltung 1841), S. 84; der korrekte Name der wohl um 1840 Gemeuchtelten (Lebensdaten nicht ermittelt) lautet: Rojeros Palillos.

[551] Im August 1836.

[552] Ramón María Narváez y Campos, I duque de Valencia (1799–1868).

Das war Espartero's Werk, und eben kein schweres. Gehaßt wegen ihrer Herrschsucht, wegen ihrer Hinterlist gefürchtet und wegen ihres bereits angedeuteten Verhältnisses mit ihrem Stallmeister, den sie trotz aller Ernennugen, Ordensverleihungen und Standeserhöhungen in den Augen der stolzen und sittlich gekränkten Nation nicht erheben konnte, von dieser verachtet, hatte Christine Alles verloren, was sie in ihrer Würde als Regentin und der noch höheren Würde als Königin-Mutter hätte aufrecht halten können. Die Gewalt der Waffen fehlte ihr, denn das Heer stand auf der Seite der Exaltados, gegen welche die Regierung der Regentin sich gern der Moderados, als konstitutioneller „spanischer Stand" bediente. Gerade deshalb liebäugelte Espartero mehr und mehr mit der progressistischen Partei, unterdrückte mit ihrer Hülfe alle Aufstandsversuche zu Gunsten Christinens und ward im Mai 1841 als alleiniger Regent für die minderjährige Isabella anerkannt.

Von da an, in den letzten fünfzehn Iahren, bietet die Geschichte Spaniens nichts mehr, als das Auf- und Abwogen von Reaktion und Revolution in naturgemäßer Folge.

Espartero's Regentschaft dauerte zwei Jahre. Er ging mit eisernem Schritt auf seinem Dornenpfad, ordnete viel und zertrat viel, verlor die Richtung und wandte sich im diktatorischen Machtgefühl von denen ab, die ihn gehoben hatten: von den Exaltados. Mit diesen wankte das Heer und fiel von ihm ab. Den politischen Gegnern schloß die Geistlichkeit sich an, und ein neues Garn war fertig, dessen Fäden alle in einer Hand in Paris zusammenliefen, in der der Königin Christine. Es bedurfte nur eines Fehltritts, und der Regent lag am Boden. Das geschah im Mai 1843. – Espartero flieht nach Portugal, die dreizehnjährige Isabella wird für mündig erklärt, Christine setzt sich abermals zu ihr auf den Thron, die Moderados revidiren nach ihrer Weise die Verfassung so lange, bis kein konstitutionelles Atom mehr darin zu finden ist, und Narvaez, erst christinischer Aufstands-, dann eben so eifriger Reaktionsgeneral, hält die Zügel der Regierung in der Faust. Trotzdem entfallen sie, nach abermals zwei Jahren, auch ihm; von Allen verlassen, verläßt er freiwillig das Land.

Nun gesellt sich zum Wirrwarr der Hofintriguen das Spiel des Ministerwechsels, je nach den Siegen oder Niederlagen der englischen oder französischen Diplomatie. Die englische Regierung trennt bei diesem Kulissenstück die junge Königin, die man indeß vermählt hatte[553], mit Hülfe junger schöner Generale von Gemahl und Mutter, treibt die Letztere noch einmal nach Paris und lockt die Progressisten mit neuen Hoffnungen zum Thron heran. Dagegen leitet Frankreich die Versöhnung ein, führt Christine und Narvaez nach Madrid zurück, verscheucht die jungen schönen Generale aus der Nähe der Königin und bringt die Moderados wieder auf die Oberfläche der Bewegung.

Da schlug es 48, und der Schall der europäischen Sturmglocken durchzitterte auch Spaniens schwüle Luft. Dem Ausbruch der drohenden Wetter zu wehren, verhängt Narvaez Belagerungszustand und Standrecht über ganz Spanien. Aber der Schrecken, der alle europäischen Höfe durchzuckt hatte, mußte auch in den zu Madrid fahren. Alle unterdrückten Parteien erhoben sich: Aufstände in Madrid (am 26. März und 6. Mai), eine Militärrevolte zu Sevilla, ein diplomatischer Bruch mit England, republikanische Versuche in den Ostprovinzen und eine carlistische Fahnenerhebung Cabrera's in Katalonien waren die politischen Frühlingsblüthen des Jahres. Ueber alle wurden Narvaez und Manuel de la Concha[554] Herr. „Ruhe und Ordnung" waren äußerlich wieder hergestellt.

Desto unordentlicher und unruhiger blieb der Hof: er wühlte an den Grundfesten des Staats nach gewohnter Weise fort. Während verständige Männer die augenblickliche Ruhe zu benutzen suchten, um die heillose Wirthschaft im Staatshaushalte zu säubern und zu regeln, war das Weiberregiment sammt Anhang einzig bemüht, *tabula rasa*[555], mit allen Verfassungsrechten zu machen; während das Volk, erdrückt von den Lasten des Staats, in wahrer tiefer Noth vor den verschütteten Quellen seines einstigen Wohlstandes steht, ohne anderes Vertrauen und andere Hoffnung als auf die Männer, die sein Wohl berathen und seine Rettung herbeiführen sollen, – spielt der Hof mit den Rechtsheiligthümern der Nation, vernichtet und beschimpft eines nach den anderen, und wo ihm der kitzelnde Genuß des Gelingens einer List entgeht, da vollendet die rücksichtslose Gewalt das Begonnene. So blind fuhr man auf dieser

---

[553] Am 10. Oktober 1846 mit Francisco de Asís de Borbón (1822–1902).

[554] Manuel Gutiérrez de la Concha e Irigoyen, marqués del Duero (1808–1874; gefallen).

[555] Lat., unbeschriebenes Blatt; ursprüngl. eine wachsüberzogene Schreibtafel (tabula), die durch Abschaben der Schrift geglättet (rasa) wurde, um neu beschrieben werden zu können.

Bahn drauf los, daß sogar einem Narvaez schauderte vor dem Abgrund, zu welchem sie führen mußte. Er verließ Spanien im Januar 1851 und kehrte erst im Herbst von Frankreich dahin zurück. Sein Gehen und Kommen änderte nichts im Lauf der Dinge. Intriguen und Capricen, persönliche Interessen und Gelüste, aller Art, dazu Mißtrauen nach allen Seiten und Unschlüssigkeiten in allen Ecken, die sich in sich selbst widersprechenden Kabinetsprogrammen tagtäglich offener an's Licht stellten – das war das Treiben in der obersten Region; – in der Mitte Parteihäupter aller Sturmzeiten und Principien, alle zorngeschwellt und kampfbereit; – und unten, ganz unten, die unglückliche Nation, ein Verein edler herrlicher Volksstämme, verwahrlost und allen Lockungen und Bedrückungen der Parteien bloßgestellt, in sich vielfach gespalten und allerwärts mit tiefer Mißstimmung erfüllt: – so war Spanien 1854.

Im Juni des genannten Jahres brach eine neue Revolution aus, diese führte eine neue Reaktion und diese endlich den letzten Sturm herbei, mit welchem Spanien in diesem Jahre, 1856, an dem Gebäude seines dreihundertjährigen Elends rüttelte. Das war seine blutige Jubiläumsfeier. Sie ist vorbei.

Zu einer eingehenderen Darstellung dieser beiden letzten Erhebungsversuche des spanischen Volks wird uns ein anderes Bild Gelegenheit bieten. Dann wird es an der Zeit seyn, eine Uebersicht der verschiedenen Verfassungsveränderungen zu geben und aus derjenigen, welche aus dem gegenwärtigen Chaos hervorgehen wird, einen Schluß zu ziehen für Spaniens nächste Zukunft.

Das Bild, welches uns zu diesem geschichtlichen Streifzug veranlaßt hat, stellt den alten Markt von Vittoria vor. Trachten und öffentliches Leben zeigen sich hier nicht verschieden von dem im übrigen Spanien. Dagegen bietet das Aeußere der Stadt selbst viel Eigenthümliches, das ihr zum Vorzug gereicht. Die Straßen sind breit und reinlich, schmucke Häuser aus behauenen Steinen geben den Hauptstraßen ein in Spanien seltenes Ansehen von Wohlhäbigkeit. Besonders stattlich ist der neue Marktplatz, ein regelmäßiges Viereck von 220 Fuß Länge und Breite, von Palästen umgeben, die von Einem Baumeister[556] nach planmäßiger Ordnung aufgeführt worden sind. Den. ganzen Platz umgibt ein 15 Fuß breiter, mit gewölbter Dachung versehener Portikus, welcher auf jeder Seite des Marktes 19 Bogen hat und im Fond zu Waarengewölben führt. Ueber letzteren erheben sich die zwei Stockwerke der Gebäude. – Von den fünf Kirchen Vittoria's ragt im Hintergrund unseres Bildes der Dom[557] hervor, ein ursprünglich gothisches Bauwerk, dein die Geschmacklosigkeit späterer Zeiten seine jetzige verzopfte und verschnörkelte[558] Gestalt gegeben. Unter den weltlichen Gebäuden zeichnet sich der Palast der Provinzialdeputation aus, dessen Aufschrift: „*Diputacion de Alava*“[559] ein Zeugniß baskischen Stolzes und zugleich eine sehr beredte Demonstration ausspricht gegen die verschiedenen Regierungsangriffe auf das Institut der Generaldeputationen, für deren Sitzungen das stattliche Gebäude bestimmt war. Denn die Basken sind ein kerniger, unvermischter Volksstamm, der immer schlagfertig ist und jeder Regierung trotzt, die sich an seinen alten Rechten und Einrichtungen vergreift[560], daher im eigenen Bereich konservativ bis zur Starrheit und für die allgemeine politische Entwickelung Spaniens ein so schwerer Hemmschuh, wie die Urkantone für die Schweiz. Wie die Schweiz für ihre Nachbarländer, war das Baskenland und namentlich Vittoria stets das Lieblingsasyl politischer Flüchtlinge aus Frankreich, die erst in diesen Tagen (in Folge der letzten Revolution) im Inneren Spaniens „internirt“ worden sind. Die

[556] Die „Plaza Nueva“ (heute span. „Plaza de España“) war einschließlich ihrer Hauptgebäude wie dem Rathaus (span. Ayuntamiento) in den Jahren 1781 bis 1791 nach den Entwürfen von Justo Antonio de Olaguíbel Quintana (1752–1818) angelegt worden.

[557] Span. Catedral de Santa María bzw. Catedral Vieja.

[558] Barocke.

[559] Span. Diputación Foral de Álava (bask. Arabako Foru Aldundia); das Gebäude war in den Jahren 1833 bis 1858 nach Plänen von Martín de Saracibar Lafuente (1804–1891) errichtet worden.

[560] Da die liberalen Konstitutionellen, die Cristinos (siehe hierzu S. 139, Anm. 544), einen „modernen“ Zentralstaat nach frz. Vorbild anstrebten, schlugen sich die um ihre Autonomie fürchtenden Basken auf die Seite der konservativen Carlisten, die nicht beabsichtigten, an die bisherige Verfaßtheit Spaniens mit seinen teilweise recht unabhängigen Regionen zu rühren.

12,000 Einwohner Vittoria's sind auch in industrieller Beziehung regsam. Ihre Gerbereien, ihre Fabriken für Tafelzeuch[561], Töpferwaaren, Eisen- und Kupferwaaren beschäftigen viele Hände, und ihr Handel mit Wein (dem berühmten Chacoli), Wolle, Tuch, Pferden, Mauleseln und Rindvieh hat sich durch alle Kriegsübel nicht ganz darniederschlagen lassen. Dies Alles verschafft der Stadt jene Wohlhabenheit, die sich schon im Aeußeren zeigt, mit der sie sogar für Pflege von Kunst und Wissenschaft Einiges thut, indem sie eine Zeichenschule und ein Münz- und Antikenkabinet erhält, und mit der sie für Anstalten der Wohlthätigkeit (Waisenhaus und Spitäler) sorgt. Hauptsachlich zeigt sie sich aber in den großen Opfern, die sie der unbändigen Schaulust des Volks bringt. Auf dem neuen Markt werden jeden Sommer drei bis vier Stiergefechte gehalten, deren jedes 6–7000 Piaster[562] (ungefähr 15,000–17,500 Gulden rhn.) verschlingt. Außerdem unterhält die Stadt ein stehendes Theater[563]. Vittoria's Lieblingsstätte ist aber der Prado, eine große von Bäumen beschattete Wiese, auf welcher die immer fröhliche Jugend ihr Spiel treibt und das Alter sich am Zusehen erquickt. Jeder Sonntagnachmittag sieht hier ein immer neues Volks fest in uralter Weise. Die Bärentrommel[564] und die Pickelflöte[565] genügen dem Völkchen zum lustigsten Tanz und die halbe Bevölkerung der Stadt wimmelt da durcheinander. Auch die Märkte ziehen nicht ohne ihr langes Gefolge von Lustbarkeiten vorüber. Vittoria liegt in der Mitte einer reichen herrlichen Ebene, die ringsum in einer Entfernung von drei bis vier Stunden mit einem Kranze von grünen Hügeln und blauen Gebirgsrücken eingefaßt ist. Aus den Thälern und von den Bergen herab winden sich die langen bunten Züge durch die lachende Ebene zum Markte, und das Schönste von Allem, was da kommt, sind natürlich die Töchter des Landes in ihrer malerischen Tracht. Wie bei allen romanischen Nationen sind auch hier die Frauen des Volks ein tapferes, charaktervolles Geschlecht, auf dessen Tüchtigkeit, Feuer und Thatkraft kein geringer Theil der Hoffnungen der Zukunft ruht. Und weil sicher unter denen, die da zum Markte wallen, manche Schöne ist, die in ernsten Tagen keinem „Mädchen von Saragossa“[566] nachsteht, so schließen wir, ihnen zu Ehren, mit einem jener glühenden Volksliedchen, in denen der Baske seine Huldigung darbringt und das zugleich die Marktzeit in Vittoria verherrlicht.

Kommt der blühende April,
Füllen sich die Rebenhügel
Von Vittoria mit den Schaaren,
Die zu seinem Markte wallen.
Seinen blonden Sand bedecken
Tausend Stuten, tausend Füllen.

Wilde Stiere heerdenweise
Ziehn herbei. Doch unvergleichbar
Ist die Tochter des Gebirgs:
Zierlich, lustig, stolzen Hauptes,
Rauschend licht von Gold und Fransen,
Kommt sie auf den Markt am Morgen.

Klein der Fuß, ein Baskenfüßchen,
Und das Aug' ein ganzer Baske,
Und der Blick ein rascher Mörder,
Schwarze Nacht und strahlend Licht;
Wo er trifft, der sichre Schütze,
Liegt ein Todter, steht ein Kreuz![567]

[561] „das zum decken einer tafel nötige linnenzeug“ (DWG, Bd. 21, Sp. 25).

[562] 1 span. Piastre entsprach ca. 2 fl. 28 x (Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €).

[563] Span. Teatro Principal (bask. Principal Antzokia); der Vorgängerbau des heutigen Theaters war 1822 fertiggestellt worden und mußte 1914 dem 1918 eingeweihten Neubau weichen.

[564] Elsäss. für Tamburin.

[565] „piccoloflöte […], aus ital. flauto piccolo, eine kleine querpfeife, um eine octave höher als die gewöhnliche querflöte“ (DWG, Bd. 13, Sp. 1838).

[566] Das damals überaus populäre Gedicht aus der Feder von Wilhelm Smets (1796–1848) „Das Mädchen von Saragossa“, das einer Heldin namens Augustina gewidmet ist.

[567] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.



DER MARKT in VITTORIA
(Spanien)

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 177-182.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 38-43.

DCCXCIX. Die Ruinen von Niniveh[568].

Das Land „zwischen den Strömen" das alte herrliche gesegnete und gepriesene Mesopotamien, das sich mit den Ufern des Indus streitet um die Priorität der Menschheits-Wiege, ist das Mumienfeld für die Städte-Riesen der alten Welt.

Wenn man den Tigris hinab gen Mossul[569] fährt, so tritt man ein in eine weite todtenstille Ebene. Der Boden ist den größten Theil des Jahres von der Sonnengluth gedorrt; kein Baum belebt die öde Gegend, und nur selten taucht hie und da ein elendes arabisches Dorf auf. Wer ahnete, daß diese Wüste einst ein blühendes und fruchtbares Gefilde war, Jahrhunderte lang der Sitz eines mächtigen und civilisirten Volkes? Und doch, hier, in der Gegend des jetzigen Mossul, lag das alte Niniveh, die Weltstadt, größer als das heutige London, voller Leben und Thätigkeit, voller Reichthümer und Glanz, voller Luxus und Sittenlosigkeit. Hier standen in orientalischer Pracht und Ueppigkeit die Throne jener Assyrer-Könige, die über ein halbes Jahrtausend die Herrschaft über ganz Oberasien behaupteten; hier koncentrirte sich die ganze Macht ihres gewaltigen Reiches, die ganze Kultur der damaligen bekannten orientalischen Welt, von da flutheten sie westwärts nach den Küsten des mittelländischen Meeres. Seit zwei Jahrtausenden nun schon ist das Herz des Ostens in Erstarrung versunken und ein anderer ferner Welttheil ist zum Tempel geworden, der die heilige Flamme der Gesittung bewahrt, und andere Völker weben weiter am Faden der Menschengeschichte.

In der Tradition vom alten Niniveh reicht die Mythe der Geschichte die Hand; sie nennt als Gründer des Reiches und Erbauer seiner Kapitole Ninus[570], den gewaltigen Krieger. Mit seiner Geschichte ist die der Semiramis[571] eng verflochten. Die Tochter einer syrischen Fischgöttin, wurde sie als neugebornes Kind ausgesetzt und von Tauben wunderbar ernährt. Von außerordentlicher Schönheit und eben so tapfer als klugen Geistes entzündete sie des großen Ninus Herz zu heftiger Liebe und erhob sich zu seiner Gemahlin. Nach seinem Tode herrschte sie über das Reich, erbaute Babylon[572] mit überschwenglicher Pracht, unternahm gewaltige Eroberungszüge, bezwang Aegypten und Aethiopien und drang bis Kleinasien und Arabien; nur an Indien scheiterte ihre Macht. Zuletzt verschwand sie von der Erde. Dreißig Menschenalter hindurch wucherte nun asiatisches Despotenthum in dem Schooße der herrlichsten Zone der Erde, alle Kanäle des Reichthums der bezwungenen Länder ergossen sich vor dem Thron entarteter Königsgeschlechter, Mark und Blut der unterjochten Nationen wurden in den Palästen von Niniveh und Babylon in unerdenklicher Lust und Pracht vergeudet, bis endlich eine Empörung der mißhandelten Völker den morschen Thron in Trümmer brach. Damals ging die Vergeltung in der Geschichte gar langsamen Schritts; die Empires unserer Zeit wachsen auf magererem Boden und können

[568] Akkad. 𒌷𒉌𒉡𒀀, Ninua; aram. ܢܝܢܘܐ, Nīnwē; hebr. נִינְוֵה, ʾNīnəwē; griech. Νινευή, Nineuḗ; arab. نينوى, Nīnawā.

[569] Mossul bzw. Mosul (aram. ܡܘܨܠ, Māwṣil; osman. موصل, Mevṣil; arab. الموصل, al-Mauṣil; kurd. مووسڵ, Mûsil).

[570] Ninos (akkad. 𒀏, Ninâ, wohl „der Fisch"; griech. Νίνος, Nínos), der mythische Namensgeber und Gründer der Stadt Ninive (siehe hierzu S. 143, Anm. 568) in Assyrien; er wird häufig mit dem biblischen Helden Nimrod (hebr. נִמְרוֹד) identifiziert.

[571] Siehe hierzu S. 126, Anm. 481.

[572] Siehe hierzu S. 38, Anm. 146.

ihre Lebensdauer wenigstens nicht nach Menschenaltern rechnen. – Das assyrische Herrscherreich schloß mit Sardanapal[573], der sein ganzes Leben als Weib verkleidet und unter weibischen Belustigungen verbracht; als die Feinde in die Stadt drangen, bestieg er einen Scheiterhaufen und verbrannte sich sammt seinen Schätzen, Weibern und Verschnittenen. Das prächtige Niniveh wurde zerstört. Die Stürme der Jahrhunderte fegten über die Stätte, und von der Riesenstadt, von dem Volke, das da gehaust, von der Civilisation, die hier geblüht hatte, schwand jegliche Spur von hinnen.

Auf wunderbare Weise hat die allerjüngste Zeit das Dunkel, das auf der Geschichte jener grauen Vorzeit ruht, vielfach erhellt. Dies geschah durch die Aufdeckung[574] der Ruinen von Niniveh. Gleich dem Geologen, der im Gestein die Geschichte der Erde liest und aus ihren Runen die Bilder früherer Schöpfungsperioden entwirft, haben Alterthumsforscher den Boden der alten Königsstadt durchwühlt und vergegenwärtigen aus den gefundenen Ueberresten den Zustand einer Jahrtausende alten Kultur.

Das hauptsächlichste Verdienst um diese Entdeckung gebührt dem Engländer Layard[575]; sein Name ist unzertrennlich mit dem neuerstandenen Niniveh verbunden. Dieser kühne und kenntnißreiche Mann, der seit seiner Jugend den Orient bereist hatte, kam zu Anfang der vierziger Jahre auch nach Mossul. Immer fühlte er, wie er selbst sagt, einen unwiderstehlichen Drang, in die Gegenden jenseit des Euphrat vorzudringen, welche von der Geschichte und Sage als die Wiege der Weisheit des Westens bezeichnet werden.

In der Umgegend der Stadt Mossul erheben sich zahlreiche künstliche Hügel und bilden auf dem linken Ufer des Tigris eine Art Halbkreis. Diese seltsam geformten Anhöhen, oft 700–800 Fuß im Umfang haltend, im Frühling mit der üppigsten Vegetation des Südens bekleidet, im Sommer verbrannt und kahl, erregten Layards Aufmerksamkeit; unter ihnen ahnte seine Phantasie die verschütteten Herrlichkeiten einer großen Vorzeit. Seine Ansicht fand Bestätigung, als um dieselbe Zeit (1843) der französische Konsul Botta[576] in einem benachbarten Dorfe Khorsabad[577] Nachgrabungen veranstaltete und bedeutende Entdeckungen machte. Jetzt ließ es Layard keine Ruhe mehr. Etwa 2 Meilen im Süden der Stadt, am Ende eines einsamen Höhenzugs, ragt in Pyramidenform ein Hügel auf; unten zieht der Tigris vorüber. Diesen Ort, im Land der Nimrod-Hügel[578] geheißen, ersah sich Layard aus, und hier begann er mit einigen Arbeitern seine Nachforschungen.

Der glänzendste Erfolg hat im Lauf der Jahre seine Bemühungen gekrönt. Aber man muß von den Schwierigkeiten, Gefahren und Drangsalen lesen, welche dieser Mann, allein unter einer halbwilden Bevölkerung, dem Argwohn eines türkischen Pascha[579] Preis gegeben, anfangs ohne ausreichende Mittel und Werkzeuge für seine Unternehmung, aller Unbill eines tückischen Klima's ausgesetzt, zu bestehen hatte, um ganz von Bewunderung er griffen zu werden für den Eifer und die Energie, womit der kühne Forscher alle diese Hindernisse überwand und so großartige Resultate zu Tage förderte.

Wie Botta zu Khorsabad, stieß auch Layard bald auf Mauerwerk, Platten mit Figuren und Keilinschriften; es kamen Hallen, Kammern, Gänge zum Vorschein; endlich lag der Plan eines ungeheueren Palastes, mit mannichfachen Anbauten, umgeben von festen Wällen und Gartenanlagen, vollständig aufgedeckt. Ein zweiter Hügel, der von Kujundschik[580], Mossul gegenüber, lieferte nicht minder reiche Ausbeute, und im Verlauf seiner 5jährigen Arbeiten hatte Layard eine ganze Reihe solcher Königspaläste enthüllt und die zahlreichen Hallen, Kammern, Säle und Gänge theils durch offene Graben, theils durch Schächte und Tunnels genau erforscht. In Khorsabad wurden inzwischen die Nach-

---

[573] Aššur-bāni-apli (akkad. 𒀭𒀸𒋩𒆕𒀀, aram. ܐܫܘܪ ܒܢܐ ܐܦܠܐ; 669–631/627 v. Chr.), König des Assyrischen Reiches; angeblich beging er in seinem brennenden Palast Selbstmord.

[574] Zwischen 1808 und 1820 hatte Claudius James Rich (1787–1821) die antike Stadt viermal aufgesucht; 1842 von Paul-Émile Botta (siehe hierzu S. 146, Anm. 576) wiederentdeckt, wurden ab 1845 die brit. Ausgrabungsarbeiten unter Austen Henry Layard (s. u.) aufgenommen.

[575] Austen Henry Layard (1817–1894).

[576] Paul-Émile Botta (1802–1870).

[577] Das irak. Khorsabad (aram. ܕܘܪ ܫܪܘ ܟܢ, Dūr-Šarrukīn, „Festung des Sargon"; arab. خورس آباد, Ḫorsābād).

[578] Osman. نمرود تپه سی, Nemrūd Tepe-si; arab. تل نمرود, Tal Nimrūd.

[579] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich.

[580] Osman. كوينجيق, Kūyuncīḳ.

grabungen mit gleichem Erfolg betrieben. Es darf nicht auffallen, daß immer nur Ruinen ähnlicher palastartiger Gebäude gefunden wurden. Man muß sich erinnern, daß, wie die orientalischen Fürsten noch heut zu Tage, so auch die Könige jenes alten Volkes, jeglicher nach seiner Thronbesteigung, einen Palast baute, in dem er vorzugsweise residirte. Man wählte eine natürliche Erhöhung des Bodens; auf dieser Grundlage erhoben sich mächtige Bauten, geräumige Terrassen aus Backsteinen; der Palast selbst bildete die Spitze des künstlichen Hügels. Nur dergleichen Hügel hat man bisher untersucht; die eigentliche Stadt liegt viel tiefer vergraben. Alle jene Paläste waren so umfangreich wie prachtvoll; ihre Wände fand man mit Marmor- und Alabasterplatten bekleidet und mit Basreliefs und Inschriften, in den lebendigsten Farben, verziert. An den Thüren erheben sich kolossale Skulpturen, geflügelte Stiere und Löwen mit Menschenköpfen, die Embleme der Stärke, und imposantes Bildwerk aller Art. – Welch prachtvollen Anblick mußten die jetzt so öden Ufer des Tigris zu der Zeit darbieten, als jene wunderbaren Königspaläste wie strahlende Kronen von den Höhen niederschauten auf eine üppige Landschaft voll prunkender Gärten, künstlicher Seen, unermeßlicher Städte, riesenhafter Tempel, Thore, Terrassen, Wasserleitungen und Bauwerken der wundersamsten Art, und auf eine Bevölkerung, die mit allen Attributen des Glanzes und Reichthums angethan und in allen Genüssen der alten Welt erfahren, die Ebene durchwogte und ab und zu sich auf den Straßen drängte, die das Land nach allen Winden durchfurchten. Jetzt zieht der Schakal und die Hyäne diese Straßen und aus den bunten Blumenteppichen, in die sich im Frühling die Ebene und die Ruinenberge kleiden, leuchten die schwarzen Zelte der Araber und die weißen der türkischen Reiter, deren Rosse hier auf die Weide gehen; – oder im Sommer, wenn die heißen Wirbelwinde der Wüste über die plötzlich verdorrende Ebene wehen und die leichtgebauten Wohnungen und Zelte mitnehmen, sucht alles Leben, bei verdunkelter Luft halb erstickt und geblendet, in den Laufgräben der Ausgrabung Schutz.

Wenn man die Hügel ersteigt, erzählt Layard, sieht man noch lange nichts von einem Gebäude. Aber wildaussehende Wesen mit fliegenden Haaren in kurzem Hemd, Possen reißend, Alle wie Verrückte hin- und herlaufend, tauchen aus der Tiefe auf. Es sind die arabischen Arbeiter, die den Schutt aus den Gräben tragen, jeder mit seinem Korb, den er am Rand des Hügels in einer Staubwolke ausleert, um dann tanzend und schreiend, den Korb über den Kopf schwingend, wieder zu verschwinden. Im großen Laufgraben steht vielleicht ein Beduinenscheik der Wüste mit seinem Gefolge, den das Gerücht von den Wundern dieses Berges herbeigezogen. Sie führen die lange Lanze, oben mit dem Straußfederbüschel und hinter sich ihre Stute. Zwischen zwei riesenhaften geflügelten Löwen, die ein Portal bilden, steigt man hinab in die Gräben, wo die Chaldäer[581] arbeiten mit der Hacke im dicken Staub. Es sind die stärkeren Gebirgsbewohner, nestorianische[582] Griechen, aus dem kurdischen Gebirg, dessen schneebedeckte Höhen in weiter Ferne sichtbar sind; sie tragen kegelförmige Filzmützen und gestreifte Anzüge. Kurdische Musik wird laut in irgend einer Ecke, und wenn sie die umherlaufenden Araber hören, stimmen sie ihr Kriegsgeschrei an und arbeiten mit verdoppeltem Eifer.

Als zuerst der ungeheure Kopf eines der großen menschenköpfigen Löwen zum Vorschein kam, mannshoch, voll ruhiger Majestät, mit feingeflochtenem Bart und in eine hohe Mütze gekleideten Hörnern, warfen die Araber ihre Körbe weg, liefen nachdem entfernten Mossul, und riefen durch die Bazars: Nimrod sey erschienen! Sogleich bildete sich eine Prozession zum Pascha[583] und protestirte gegen Unternehmungen, welche so arg gegen die Gesetze des Koran verstießen. Ein Beduinenschwarm, der auf die Nachricht herbeigesprengt war, trieb die Arbeiter hinweg mit dem Geschrei: Es ist kein Gott

[581] Mitglieder der chaldäisch-katholischen Kirche (aram. ܥܕܬܐ ܟܠܕܝܬܐ ܩܬܘܠܝܩܝܬܐ, ʿĒḏtā kaldetha qāthuliqetha, „Chaldäisch-Katholische Kirche“; lat. Ecclesia Chaldaeorum Catholica).

[582] Mitglieder der Assyrischen Kirche des Ostens (aram. ܥܕܬܐ ܩܕܝܫܬܐ ܘܫܠܝܚܝܬܐ ܩܬܘܠܝܩܝ ܕܡܕܢܚܐ ܕܐܬܘܪܝܐ, Ēḏtā Qaddīštā wa-Šlīḥāytā Qāṯōlīqī ḏ-Maḏnḥā ḏ-ʾĀṯūrāyē, „Heilige Apostolische und Katholische Assyrische Kirche des Ostens“).

[583] Mossul (siehe hierzu S. 145, Anm. 569) war die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (osman. ايالت موصل, Eyālet-i Mūṣul); leider ist nicht bekannt, wer zu jener Zeit der Provinz vorstand.

außer Gott und Mohammed ist sein Prophet[584]. Der Scheik entschloß sich endlich, hinabzusteigen, und gab sein Urtheil ab: „Das ist kein Werk von Menschenhänden, sondern von jenen ungläubigen Riesen, von welchen der Prophet, Friede sey mit ihm! gesagt hat, daß sie größer wären, als die größten Dattelbäume; das ist eines der Götzenbilder, welche Noah, Friede sey mit ihm! vor der Sündfluth verfluchte!“ In dieser Meinung, welche das Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung war, sagt Layard, stimmten alle Umstehenden überein. – Ist es ein Wunder, wenn diese kolossalen Bildwerke noch heute imponiren? Auch die alten Hebräer haben diese Formen geheiligt, diese Zusammensetzung aus den gewaltigsten Geschöpfen der Erde, Menschenhaupt, Stier- oder Löwenleib mit Adlerflügeln, und haben sie als Cherubim zu Wächtern des Paradieses, zu Trägern von Gottes Thron, zu Hütern der Bundeslade[585] im Allerheiligsten des Tempels gemacht!

Von größter Bedeutung für die Kenntniß des Kulturzustandes jenes alten merkwürdigen Volkes sind die Basreliefs, welche die Wände der meisten Paläste in Unzahl überdecken. Es sind Darstellungen der verschiedensten Art: Festaufzüge der Könige mit ihren Hofdienern, Eunuchen, Kriegern und Priestern; namentlich aber kriegerische Scenen, Schlachten, Belagerungen und Aehnliches. Da sieht man eine belagerte Burg und den Sturmbock gegen sie in Arbeit, den man von oben mit einer Kette zu fangen, mit geschleudertem Feuer zu zerstören sucht; – dort eine Schlacht, den König im Wagen stehend und den Pfeil abdrückend, während das Zeichen der höchsten Gottheit, eine Figur im geflügelten Kreis, über ihm schwebt und gleichfalls schießt. Auf einem Bildwerke sieht man einen Mann das Sprachrohr handhaben, um Arbeitern, die einen mächtigen Tempel aufführen, Befehle zu ertheilen; ein anderes zeigt, daß man Hebel und Walze auf’s Beste zu gebrauchen verstand. Hier setzt der König über einen Fluß; er steht in seinem Wagen im Boote, während die Pferde, am Zügel gehalten, nachschwimmen. Dort geht ein Zug Krieger, welche Götterstatuen tragen, immer zu vieren einen Thron mit der stehenden oder sitzenden Figur der Gottheit. Eine der Platten zeigt sogar, der Inschrift nach, den König Sanherib (den Sanherib[586] der Bibel), der eben einen Bau beaufsichtigt, an dem die von ihm fortgeführten Juden mitarbeiten, deren Physiognomie aufs Trefflichste gezeichnet ist. Die 180 Fuß lange Façade eines der Paläste schmücken zehn gigantische Stiere und sechs menschliche Kolosse. In einem anderen Gebäude stieß man auf eine Reihe kleinerer Zimmer; in ihnen befand sich das Archiv der Könige. In drei verschiedenen Sprachen abgefaßt, liegen dort die öffentlichen Urkunden auf Tafeln oder Cylindern von gebranntem Thon geschrieben: ein kostbares und vielversprechendes Material für die Geschichte, seitdem der deutsche Forschungsgeist[587] auch die Keilschrift entziffert hat. Außer diesem finden sich Erzgefäße aller Art, Kessel, Becher, Schüsseln, Glocken, Knöpfe, Vieles kunstreich verziert mit Menschen- und Thiergestalten.

Diese Kulturreste, deren Reichthum und Mannichfaltigkeit wir hier nur andeuten können, geben ein treues Bild assyrischen Lebens, seiner Sitten, Gebräuche und Formen, und erwecken einen hohen Begriff von seinem Bildungsgrad. Es tritt ein Volk vor unsere Augen, das sich in die kunstreichen glänzenden Gewänder Babylons kleidete, dessen tägliche Gerätschaften Zierlichkeit der Formen auszeichnete, das Gemächer liebte mit glänzenden Gemälden, nicht ohne feine Zeichnung der Linien; ein Volk, das in Skulptur und Architektur einen ganz eigenthümlichen Styl besaß und das seine Tempel und Paläste mit Werken der plastischen Kunst schmückte, welche hohe künstlerische Kraft verrathen und in der Darstellung aller Gegenstände, der Menschen- und Thierformen, wie der Pflanzengestalten, von origineller Meisterschaft sind. Zwar die vollendete Schönheit der idealen Menschengestalt erreichte jene Plastik noch nicht; dieses Geheimniß blieb dem Meißelschlag des griechischen Genius aufbewahrt; aber

---

[584] Das islam. Glaubensbekenntnis, die Schahāda (arab. الشهادة, aš-šahāda, „Zeugnis, Bezeugung“): لا إِلٰهَ إِلَّا الله محمد رسول الله, Lā ilāha illā ʾllāh(u) Muḥammadun rasūlu ʾllāh(i), „Es gibt keinen Gott außer Gott, Mohammed ist der Gesandte Gottes“.

[585] Hebr. אָרוֹן הָבְּרִית, ʾārōn hābrīt; nach bibl. Überlieferung (Ex 25,10–22) handelte es sich hierbei um eine innen wie außen mit Gold überzogene Truhe aus Akazienholz, die mit zwei Tragestangen versehen war, die in goldenen Ringen steckten; sie soll u. a. auch die zwei Steintafeln mit den Zehn Geboten enthalten haben.

[586] Sin-ahhe-eriba (neuassyr.-akkad. 𒀭𒌍𒉽𒈨𒌍𒋢, Sin-aḫḫe-eriba bzw. Sin-achche-eriba; ca. 745–680 v. Chr.), seit 705 v. Chr. assyrischer König.

[587] Georg Friedrich Grotefend (1775–1853) hatte im Jahre 1802 im Rahmen einer Wette begonnen, die pers. Keilschrift zu entziffern.

Alles, was wir sonst von altasiatischer Kunst kennen, steht weit zurück hinter den assyrischen Schöpfungen, deren Geist und Freiheit in der Zeichnung, deren Kraft und Energie in den Formen, deren künstlerische Einsicht in die Gruppirung, mit einem Worte, deren Leben jeden sinnigen Beschauer mit Freude und Bewunderung erfüllt.

Die Nachgrabungen wurden in den letzten Jahren von englischer wie von französischer Seite mit Wetteifer fortgesetzt. Mehr als 30 neue Hügel hat man bereits durchsucht und immer neue Reichthümer der Skulptur und Baukunst an's Licht gebracht. Nicht mehr auf vereinzelte Denkmäler richtet sich die Aufmerksamkeit, sondern auf eine ganze Stadt, deren Plan sich allgemach entschleiert, auf ein ganzes System von Architektur, das den mannigfachsten Zwecken, der kriegerischen Vertheidigung, der Verzierung der Paläste und der Verschönerung einer ungeheueren Häusermasse diente. Schon ist man der Mauer der Stadt auf die Spur gekommen, und hat eines der alten Riesenthore, in wunderbar erhaltenem Zustande, bloßgelegt, und so wird, wie Pompeji und Herkulanum, auch Niniveh, die biblische Stadt, dem Grabe entsteigen, in dem sie Jahrtausende lang verschüttet lag.



DIE RUINEN VON NINIVEH

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 186-188.

DCCCI. Der Palast Lazienki[588] in Warschau.

Ein helles Schloß auf klarem See, beide noch nicht hundert Jahre alt, aber das dunkle Auge der Geschichte blickt auch da hervor, aus dem spielenden Wasser, aus den Spiegelfenstern der Prachtsäle und ans dem Schatten der Bäume des Parks, wo Venus Amathusia[589] und Jupiter tonans[590] im Winter mit Schnee bedeckt sind, so daß sie noch im Sommer kalt darein schauen.

Da, wo die Kinder spielen mit den Schwänen im See und wo die modernen Herren auf den Granitplatten einherstolziren, wandelten einst zwei Könige ohne Land, und mancher trübe Strahl aus ihren Augen mag in den kleinen Wellen zergangen seyn. Auch sie waren klein, alle Beide, nur ihr Geschick ging auf hohen Wogen.

Das Reich des Einen war seinem Geschlecht verloren gegangen, seit nur Bürger dort herrschten und der Adel Stammbaum und Wappen weggeworfen oder die Heimath aufgegeben hatte.

Das Reich des Anderen war zu Grunde gegangen, weil nur der Adel dort geherrscht und in den weiten Grenzen des Landes trotz der vielen Hunderte von Städten kein freier Bürger einen Herd hatte.

Das Reich des Ersten schoß, während er ihm ein Fremdling und Feind geworden war, zum mächtigsten Staat der Welt auf durch einen Mann, der die Bürgerregierung mit dem Soldatenfuß niedertrat, Schwert und Scepter zugleich in den Händen hielt und seinen Gegner im fernen Winkel nicht des Blickes würdigte. Durch einen Völkerbundeskrieg mußte der Gewaltige von seiner Höhe gestürzt werden und sein Kaiserreich zum alten Königthum zusammenschrumpfen, damit der Kleine nach stammgewohnter Weise sich häuslich niederlassen konnte auf dem Thron seiner Väter.

Das Reich des Anderen ging zu Grunde vor seinen Augen und während er mit der Krone auf dem Haupte noch darinnen saß. Vergeblich erhob die größte Heldengestalt der Nation das Banner des Befreiungskampfes, entflammte das Volk zu den herrlichsten Thaten Alles opfernder Vaterlandsliebe und entzündete selbst im König ein Strohfeuer der Begeisterung; umsonst, – des alten Feldherrn Schmerzensruf „*Finis Poloniae*“[591] war ein Prophetenwort. Die Polenkrone fiel vom schwachen Haupt, und gedrittheilt ward zum letzten Mal die bereits tausendfach durch eigene Schuld zerrissene Nation.

---

[588] Der Łazienki-Palast (poln. Pałac na Wodzie bzw. Pałac Łazienkowski), der in den Jahren 1683 bis 1689 nach Plänen von Tylman van Gameren (poln. Tylman z Gameren bzw. Tylman Gamerski; 1632–1706) erbaut worden war.

[589] Beiname der Aphrodite (griech. Ἀφροδίτη, Aphrodítē; die röm.-lat. Venus), der griech. Göttin der Liebe der Liebe, der Schönheit und der sinnlichen Begierde, der in der zyprischen Stadt Amathous (griech. Ἀμαθοῦς, Amathous), ein berühmtes Heiligtum gewidmet war.

[590] Jupiter Tonans (der donnernde Jupiter); dieser Jupiter-Kult stammt aus augusteischer Zeit und geht auf ein Ereignis zurück, bei dem Augustus (63 v. Chr.–14 n. Chr.) während eines Feldzuges gegen die Kantabrer beinahe von einem Blitz erschlagen worden wäre. Zum Dank gelobte er dem Jupiter auf dem Kapitol zu erbauen einen Tempel, der am 1. September 22 v. Chr. geweiht wurde.

[591] Lat.: „Das Ende Polens!“.



DER PALAST LAZIENKI
IN WARSCHAU.

Der Leser kennt die beiden Könige ohne Land. Der Eine war Ludwig XVIII.[592], Napoleons Nachfolger in den Tuilerien; der Andere Stanislaus August Poniatowski[593], unter welchem selbst ein Kosciuszko[594] Polen nicht mehr retten konnte.

Hätte der letzte Polenkönig ein Herz gehabt, groß genug, um den ungeheuren Jammer über das Zusammenbrechen seines ganzen Reichs zu fassen, Und hätte ihn die Last dieses Jammers in den See gezogen, an welchem er so oft auf und ab wandelte, – wahrlich, die Nation würde die Stätte heilig halten, die Polen wallfahrteten zu dem Wasser, wie die Inder zur Gangesquelle: der in der Geschichte fortlebende Schmerz über den Selbstmord des Polenstaats wäre durch den des Königs gemildert, wie durch einen Balsam auf der Wunde der Ehre. – Und wäre Ludwig XVIII. zufällig in denselben Fluthen ertrunken, – welche Gestalt würde die Geschichte Frankreichs, Europa's gewonnen haben?

Dummes Zeuch! – Es ist keines von beiden geschehen. Der letzte Polenkönig zog es vor, seine russische Pension in Petersburg zu verzehren und daselbst zu sterben; – und Ludwig XVIII. wartete bis in's sechzigste Jahr, so lange hatte Napoleon ihn aufgehalten, ehe er Paris wiedersehen konnte; dort starb er als ein herzensguter, freundlicher, dicker Herr, kinderlos, und nach aber dreißig Jahren steht seines bösen Vorgängers Neffe[595] in der Reihe seiner Nachfolger, wunderlicher Weise als ein ebensolcher III. ohne II., wie er selbst ein XVIII. ohne XVII. war. –

Das Polenreich ist nicht wieder erstanden, das Reich der Franzosen aber wieder geworden, was es damals war, als Ludwig ohne Land im Parke von Lazienki hoffnungslos spazieren ging: ein Kaiserthum. Und dennoch gibt es zwischen beiden Ländern wunderliche Leute genug, welche noch in Zweifel darüber sind, wer in der Theilnahme der Welt an seinem Geschick höher zu stehen verdiene wenn nämlich dieses Verdienst mit dem Maße ihrer Selbstachtung, mit dem Maße der eigenen moralischen Kraft, mit dem Maße der nationalen Ehrenhaftigkeit gemessen wird – ob der schweigende heimathlose Pole, oder der siegeslaute gloireselige Franzose der Gegenwart?

Der Palast Lazienki ist eine Schöpfung des letzten Polenkönigs. Stanislaus August Poniatowski erbaute ihn mitten in einem kleinen künstlichen See[596], über welchen mehrere Brücken zu Schloß und Park führen. Der Bau ist nicht von großem Umfang, aber er zeugt in allen seinen Theilen von dem feinen Geschmack des Erbauers, der unter dem nordischen Himmel zur schönen Jahreszeit sich in eine italienische Villa versetzt fühlen wollte. Die innere Einrichtung entspricht dem schönen Aeußeren. Werthvolle Gemälde und Bildhauerarbeiten, unter Anderem die Statuen sämmtlicher polnischer Könige, schmücken die Räume; auch die kleine Kapelle ist mit ausgesuchter Pracht ausgeschmückt. Seit Polens Fall haben die russischen Herrscher, wenn sie zur Sommerszeit nach dem Lande kamen, bisweilen ihren Wohnsitz da aufgeschlagen. Die Gegend, in welcher Schloß und Park (die auch kurzweg das Bad genannt werden) angelegt sind, heißt – die neue Welt[597]. Diese polnische neue Welt ist eine Vorstadt von Warschau, – dem ehemaligen Petersburg des Polenreichs, dessen Moskau jetzt in Oesterreich liegt.

---

592 Ludwig XVIII. (frz. Louis XVIII; 1755–1824), seit 1814 König von Frankreich; er verbrachte während seines langjährigen Exils einige Zeit im Warschauer Łazienki-Palast.

593 Stanislaus II. August Poniatowski (poln. Stanisław II Augustus; eigentl. Stanisław Antoni Poniatowski; 1732–1798), von 1764 bis 1795 König von Polen.

594 Tadeusz Kościuszko (1746–1817), der Anführer der Polen in dem nach ihm benannten Aufstand von 1794 gegen die Teilungsmächte Rußland und Preußen. In den Jahren 1777 bis 1783 hatte er auch an der Seite George Washingtons (1732–1799) im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gekämpft.

595 Siehe hierzu S. 37, Anm. 137.

596 Der Łazienki-Palast (siehe hierzu S. 151, Anm. 588) war in den Jahren 1772 bis 1795 auf Geheiß von Stanislaus II. August Poniatowski (siehe hierzu S. 153, Anm. 593) nach Plänen von Domenico Merlini (poln. Dominik Merlini; 1730–1797) umgebaut worden.

597 Poln. Nowy Świat.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 46.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 122.

Schloss Willanow[598] bei Warschau.

Eine Reliquie Polens! Johann Sobieski[599] hat das Schloß gebaut und türkische Hände haben daran gearbeitet. Es waren die Gefangenen, welche der tapfere hochherzige König ans seinem wiener Befreiungszuge mit sich heim geführt hatte. Die Vollendung des Baues fällt in das Jahr 1585[600]; elf Jahre später lag in seinen Räumen die Leiche des großen Mannes. Der alte Krieger hatte seine letzten Tage hier in der Ahnung vom Untergang des längst an innerem Hader unrettbar dahin zehrenden Vaterlandes vertrauert.

Das Schloß liegt zwei Stunden von Warschau an der Weichsel und ist von einer lieblichen Landschaft umgeben. Jetzt eine Besitzung der Grafen Potocki[601], ist es in würdiger Weise dem Verfall entrissen und ausgeschmückt mit vielen Gegenständen der Erinnerung an Johann Sobieski und das Polen seiner Zeit.

[598] Der in den Jahren 1677 bis 1679 nach Plänen von Augustyn Wincenty Locci (ca. 1640–1732) erbaute Wilanów-Palast (poln. Pałac w Wilanowie).

[599] Johann III. Sobieski (poln. Jan III Sobieski; 1629–1696), seit 1674 als König von Polen und Großfürst von Litauen der gewählte Herrscher des Staates Polen-Litauen; er hatte am 12. September 1683 mit der Schlacht am Kahlenberg Wien von der türk. Belagerung befreit.

[600] Recte: 1679.

[601] Entweder Alfred Wojciech Potocki herbu Pilawa (Wappen von Piława; 1786–1862) oder Andrzej Bernard Potocki z Podhajec herbu Pilawa (Wappen von Piława; 1800–1874).



SCHLOSS WILLANOW bei WARSCHAU


KÖNIGL. SCHLOSS in WARSCHAU

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 191-196.

Das königliche Schloß in Warschau.

Eine entthronte Königin, eine Niobe[602] unter den Königssitzen Europas, steht das zur Kaserne herabgesunkene Königsschloß von Warschau am Ende der weit hin sich ausbreitenden Stadt, dieses fieberhaft pulsirenden Herzens eines Volkes, das nicht leben und nicht sterben kann; so blickt es vom hohen Ufer hinab in die grollende Weichsel und über Praga's[603] Wälle weit hinaus in die sarmatische Ebene[604], den weiten Leib dieses Volkes, das Jahrhunderte lang von ihm aus die Richtung seines Lebens empfing. Nirgends so weit wie nach Osten hin sichtbar, gegen die Lande der Moskowiter, wo fern zwischen Wolga und Oka das mächtige Moskau vor ihm zitterte und am Dniepr das reiche Smolensk sich in Gehorsam vor ihm neigte, scheint es, wenn das Abendroth seinen Scheitel vergoldet, von der Erinnerung an jene Zeiten der Hoheit und Herrlichkeit umschwebt zu sein, oder auch von Scham und Zorn erglüht, weil der Moskowiter in den Straßen der Polenstadt sich herrisch geberdet, und drüben auf den Festungswällen der moskowitische Soldat neben dem drohenden Feuerschlunde steht, jeden Augenblick bereit, ihn gegen die Stadt zu entladen, falls sie ein Zeichen neuen Lebens gäbe.

Es gibt der Stätten viele auf Erden, die an den Wechsel irdischer Größe mahnen. Die Ruinen von Ninive[605] und Palmyra[606] – die Pyramiden Egyptens – der Halbmond der Moslim auf der Sophienkirche in der Stadt Konstantins des Großen – die verfallenen Tempel von Hellas – die Denkmäler der einstigen Weltherrschaft in der ewigen Stadt[607] – die Alhambra in Granada – die Straße der Inka's in Peru – die Schloßruine von Heidelberg – die Trümmer der Kaiserburg auf dem Kyffhäuser – sie alle rufen dem denkenden Wanderer ein *sta viator!*[608] zu und dringen ihm ernste, erschütternde Betrachtungen auf. Aber nirgends tritt der Geist der Weltgeschichte furchtbarer an den Menschen heran, als hier vor dem ehemaligen Herrschersitze eines Reiches, das fast vor unsern Augen zerschlagen ward.

Als vor drittehalb hundert Jahren der Grundstein zu diesem Königsbau gelegt wurde, bespühlten die Wellen der Weichsel kein anderes als polnisches, unabhängiges polnisches Land; alles Volk, das von den Karpathen bis an die Ostsee, von der Netze bis an den Dniepr und die Düna wohnte, gehorchte

---

[602] Griech. Νιόβη, Nióbē; ihre sieben Kinder wurden von Apollo (griech. Ἀπόλλων, Apóllōn) und Artemis (griech. Ἄρτεμις, Ártemis) aus Rache dafür umgebracht, daß Niobe deren Mutter Leto (griech. Λητώ, Lētṓ) dadurch gekränkt hatte, daß sie sich dieser gegenüber ihrer vielen Kinder brüstete.

[603] Praga ist ein hist. Vorort, der heute zwei Stadtbezirke der poln. Hauptstadt Warschau bildet.

[604] Das Gebiet zwischen den Flüssen Weichsel (poln. Wisła) im Westen und Wolga (russ. Волга) im Osten und zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, wovon ein Teil in Galizien den geogr. Namen „Sarmatische Tiefebene" trägt.

[605] Siehe hierzu S. 143, Anm. 568.

[606] Aram. ܬܕܡܘܪܬܐ, Tedmurtā; hebr. תַּדְמוֹר, Tadmor; griech. Παλμύρα, Palmýra; arab. تدمر, Tadmur (vielleicht im Zusammenhang mit hebr. תָּמָר, tamar, „die Dattelpalme" zu sehen).

[607] Rom.

[608] Lat.: „Stehe still, Wanderer!".

der polnischen Krone, und als der Urheber dieses Baues, Sigismund III.[609] aus dem Hause Wasa, wegen des falschen Demetrius[610] mit dem Czaaren der Moskowiter in Krieg gerieth, erlag dieser der polnischen Uebermacht und das Zeichen des weißen Adlers ward auf den Mauern des Kreml aufgepflanzt. So schien der Bau König Sigismunds bestimmt, die Akropolis eines Reiches zu werden, das, dem großen deutschen Reiche an Ländergebiet weit überlegen, eine ewige Vormauer gegen das Hereindringen des asiatischen Despotismus und Sklavensinns in das europäische Kulturleben bildete und jene in den Grenzen ihrer Heimath gebannt hielt.

Aber diese Bestimmung ward weder von den Herrschern noch von dem Volke Polens begriffen – und dieses Verkennen und Versäumen einer weltgeschichtlichen Aufgabe war die erste Ursache, daß das große Polenreich von der Erde verschwunden ist.

In der Anlage des warschauer Königsschlosses ist diese verhängnißvolle Abkehr der polnischen Politik von ihrer weltgeschichtlichen Mission gewissermaßen symbolisch angedeutet. Dieses Schloß hängt nämlich durch eine Reihe von Korridoren mit der Kathedrale von St. Johann[611] in der anstoßenden Altstadt zusammen, ähnlich wie in Dresden das Residenzschloß mit der katholischen Hofkirche. Diese Verbindung des Königsschlosses mit der katholischen Kathedrale entsprang aus der eifrig katholischen Gesinnung seines Erbauers, die auch innerlich Kirchenthum und Königthum mit einander vermischte und zu der traurigsten Mißregierung führte. Mitten in feiner Siegeslaufbahn gegen Rußland ließ er sich von seinem Glaubenseifer verleiten, das Schwert gegen die eigenen nichtkatholisehen Unterthanen zu kehren, um sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Trotz der von ihm beschworenen Verfassung, welche allen Polen ohne Unterschied des Bekenntnisses freie Religionsübung und Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntniß gewährleistete, wagte er es, die Nichtkatholiken zu bedrücken und zu verfolgen, zerstörte dadurch den innern Frieden und schwächte das Reich.

Die Strafe folgte auf dem Fuße. Sigismund war Erbe der schwedischen Krone. Als nun sein Vater, der König von Schweden[612], mit Tode abging, reiste er zwar dorthin und ließ sich krönen; kaum war er aber nach Polen zurückgekehrt, so ward er von den protestantischen Schweden, um seines finstern Katholicismus willen, des Thrones verlustig erklärt und sein Oheim, der Herzog von Südermanland, als Karl IX.[613] darauf erhoben. Dieser gerechten Strafe folgten bald noch andere, leider auch für sein Volk verderbliche Schläge. In jenem zweiten Kriege mit Rußland, in welchen er um des falschen Demetrius willen verwickelt wurde und in dem er -siegreich bis an die Hauptstadt des Moskowiterreiches vordrang, fand er sich in seinem Siegeslauf plötzlich dadurch gehemmt, daß die zum großen Theil akatholischen Stände seines Reiches ihm zur Fortführung des Krieges die Mittel weigerten, hauptsächlich wohl aus Besorgniß, daß er sie später gegen sie selbst brauchen möchte. So konnte er weder die Unterwerfung der Russen vollenden, noch durfte er an die Wiedereroberung seines Erdreiches Schweden denken; ja, er war nicht einmal im Stande, zu verhindern, daß sich die Moldau zum selbstständigen Staate konstituirte, und mußte sich sogar von seinem Neffen Gustav Adolf[614] von Schweden Kurland und Polnisch-Preußen entreißen lassen. Im Süden empörten sich die dort vorherrschenden Bekenner der von ihm gleichfalls bedrückten griechischen Kirche und ohne des großen Hetman[615] Johann Zamoyski[616] tapfern Beistand wäre das Reich schon damals zerfallen. Kein Wunder, daß der in seinem heiligsten Recht ver-

[609] Sigismund III. Wasa (poln. Zygmunt III Waza; lit. Zigmantas Vaza; schwed. Sigismund Vasa; 1566–1632), seit 1587 König von Polen und Großfürst von Litauen, ab 1592 bis zu seiner Absetzung durch den schwedischen Ständereichstag 1599 Erbkönig von Schweden und ab 1599 bis Lebensende Titularkönig von Schweden.

[610] Der falsche Dimitri (eigentl. russ. Григорий Отрепьев, Grigorij Otrep′ev; russ. Лжедмитрий I, Lžedmitrij I., ca. 1580–1606; gefallen) war 1605/06 als Dimitri II. für kurze Zeit russ. Zar.

[611] Poln. Archikatedra św. Jana Chrzciciela, Erzkathedrale St. Johannes d. Täufer.

[612] Johann III. (schwed. Johan III; 1537–1592), seit 1568 König von Schweden.

[613] Karl IX. (schwed. Karl IX; 1550–1611), seit 1604 König von Schweden.

[614] Siehe hierzu S. 49, Anm. 168.

[615] Von dt. Hauptmann; ein Heerführer.

[616] Jan Sariusz Zamoyski (1542–1605), poln. Kanzler und Großhetman, ein erbitterter Gegner von Sigismund III. (siehe hierzu S. 158, Anm. 609).

letzte Adel von tiefem Mißtrauen und Unmuth gegen einen solchen König erfüllt ward. Verfassungsmäßig stand dem Adel in allen Fällen, wo die Verfassung durch den König verletzt wurde, das Recht der bewaffneten Insurrektion zu. Von diesen, Rechte machte er jetzt Gebrauch und bildete die erste jener Konföderationen, welche nachmals eine so wichtige Rolle in der polnischen Geschichte spielten.

So ward durch Verletzung der verfassungsmäßigen Geistesfreiheit der erste Grund zu dem Untergange Polens gelegt und der Verbindungsgang zwischen der Kathedrale und dem Königsschloß von Warschau steht als ein warnendes Denkmal einer dem Geiste der Weltgeschichte widerstreitenden Staatskunst da. Ein Königthum, das sich mit dein Kirchenthum identificirt und wider den Geist der Freiheit kriegt, gräbt sich sein eigenes Grab.

Kaum fünfzig Jahre stand Sigismunds III. Königsbau, da mußte er schon einmal herniedersehen auf ein machtloses, geschlagenes, unter fremde Hand gedemüthigtes Reich. Auf dem polnischen Throne saß damals – nach dein Ausgange des dreißigjährigen deutschen Krieges – wieder ein Wasa, Sigismunds III. zweiter Sohn, Johann II. Kasimir V.[617] Der war nicht nur wie sein Vater ein eifriger Anhänger der römischen Kirche, sondern sogar ein Priester derselben, ein Kardinal und Jesuit, und wähnte sich als solcher ganz besonders berufen, das Reich des Statthalters Christi für die Verluste, die es in Deutschland erlitten, in Polen zu entschädigen. Wie sein Vater brach er die Verfassung und verfolgte die Nichtkatholiken. Da erhoben sich die unirten Griechen Südpolens unter Bogdan Chmielnicki[618] zur Vertheidigung ihrer Glaubensfreiheit, und fanden bald starke Bundesgenossen an den nicht minder in ihren Gewissen bedrängten Kosaken, dieser treuen Vorhut Polens gegen die wilden Tartaren; in Strömen floß das Blut an den Ufern des Dniepr und Brand und Verwüstung verheerten das Land. Für Schweden, dessen Schaaren nun in Deutschland keine Beschäftigung mehr hatten, war dieser neue Glaubenskrieg eine erwünschte Gelegenheit, seine kampfgewohnten Krieger auf's Neue zu beschäftigen und die in Deutschland so einträglich gewesene Rolle von Beschützern der Religionsfreiheit weiter zu spielen. Während der Kampf im Süden wüthete, fiel Karl Gustav[619] von Schweden von Norden her in das Land. Da erzitterte der Pfaffenkönig hier in seinem festen Schloß, und als der Schwede unaufhaltsam vorwärts drang, gab jener in feiger Flucht Thron und Land preis. So war es möglich, daß Karl Gustav fast ohne Schwertstreich die Hälfte von Polen eroberte und bis Krakau vordrang, und ganz Polen wäre verloren gewesen, hätte nicht eine Menge Patrioten, alles Unrechts vom Throne vergessend, noch in der elften Stunde eine Konföderation zur Vertheidigung des Landes geschlossen. Freilich wäre es Sache des Reichstages gewesen, für die Rettung des Reiches ein zutreten; aber so verderblich war die Saat des Hasses, welche der eidbrüchige und fanatische König ausgestreut hatte, in einzelnen Gemüthern aufgegangen, daß ein einstimmiger Beschluß, wie er nach der Verfassung allein gültig war, nicht zu Stande kam. Ein Landbote, Peter Sicinski[620], bediente sich – zum erstenmal in einer so verhängnißvollen Frage – des *liberum veto*[621] und gab damit ein furchtbares Beispiel für künftige Zeiten. Doch rettete die Konföderation der versöhnlichen Patrioten diesmal das Land. Die Schweden wurden zurückgedrängt und aus Warschau vertrieben, ja sie hätten wohl ohne allen Vortheil das Land räumen müssen, wäre es ihrem König nicht gelungen, mit dem großen Kurfürsten von Brandenburg[622] ein Bündniß zu schließen. Die

---

[617] Johann II. Kasimir (poln. Jan II Kazimierz Waza, lit. Jonas Kazimieras Vaza; 1609–1672), von 20. November 1648 bis 16. September 1668 König von Polen und Großfürst von Litauen sowie bis zu seinem Lebensende Titularkönig von Schweden.

[618] Der Kosakenhetman Bogdan Michajlowitsch Chmelnizki (ukrain. Богдан Михайлович Хмельницький, Bohdan Mychájlovyč Chmelʹnycʹkyj; russ. Богдан Михайлович Хмельницкий, Bogdan Michajlovič Chmelʹnickij; poln. Bohdan Chmielnicki; 1595–1657).

[619] Karl X. Gustav (schwed. Karl X; 1622–1660), seit 1654 König von Schweden und Herzog des Herzogtums Bremen-Verden.

[620] Piotr Sicinski (1615–1672).

[621] Ein Einspruchsrecht im poln. Adelsparlament, dem Sejm; dort hatte jeder Abgeordnete ab dem 16. Jahrhundert das Recht, sein Veto einzulegen, womit sämtliche zuvor gefallenen Entscheidungen der Sejmsitzung ungültig wurden, da Entscheidungen dort Einstimmigkeit voraussetzten.

[622] Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620–1688), seit 1640 Markgraf von Brandenburg, Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches, Herzog in Preußen, Pommern und Kleve sowie Fürst in Minden und Halberstadt.

vereinigten Schweden und Brandenburger lieferten den Polen vor den Thoren von Warschau eine dreitägige Schlacht[623], in welcher jene endlich nach schrecklichem Blutvergießen das Feld behaupteten. Johann Kasimir floh nach Lublin und gab von Neuem das Land preis; doch Konföderirten setzten den Kampf muthig fort, und als bald darauf Brandenburg sich von der gemeinschaftlichen Aktion mit Schweden lossagte, letzteres dagegen selbst von Rußland in Ingermanland angegriffen wurde, willigte dasselbe endlich, um den Preis von Esthland und Livland für sich selbst und der Oberhoheit über Preußen für Brandenburg, in den Frieden. Das war der berühmte Friede von Oliva[624], welcher Polen seine ganzen Ostseeprovinzen kostete. Aber dieses Opfer befreite Polen nur auf einer Seite von Bedrängniß. Inzwischen war der Hetman der Kosaken[625] ganz von Polen abgefallen und hatte sich Rußland in die Arme geworfen, das ihn schützend aufnahm. Um deswillen war auch mit dem Czaaren[626] der Krieg wieder entbrannt, der noch volle sieben Jahre wüthete, und obgleich im Ganzen das Kriegsglück auf Polens Seite war, doch nur mit einem neuen Länderverlust für dieses endete: es mußte Smolensk, Czernigow[627], Severien[628] und die Ukraine bis an den Dniepr an Rußland abtreten.

So war, durch eines wahnbethörten Königs Schuld, Polen um einen ansehnlichen Theil seines Gebietes, um seine Lage am Meer und dadurch um die Hauptquelle seines Wohlstandes gebracht. Doch so empfindlich diese Verluste für das Reich waren, sie kommen kaum in Betracht gegen den innern Verfall, welcher durch den königlichen Jesuiten herbeigeführt worden. Die religiösen Verfolgungen hatten die treuen Kosaken zur Auswanderung getrieben, und diese hatten nicht weniger als eine Million Gefangene mit sich fortgeführt. Die aus diesen Verfolgungen entsprungenen Kriege hatten drei Millionen Menschen durch die Schärfe des Schwertes, Hunger und Seuchen dahingerafft; ganze blühende Städte und Dörfer waren vom Erdboden verschwunden und das ganze Land war verarmt. An die Stelle der vordem allgerühmten polnischen Gesittung war eine allgemeine Verwilderung getreten. Dazu kam nun noch die fortzeugende Kraft der bösen That des Eidbruchs von Seiten des obersten Hüters der Gesetze – das war vielleicht die unheilvollste aller Wunden, die dem Polenvolke geschlagen worden, eine Wunde, von der es nie wieder genas und an der es endlich zu Grunde ging. Durch den Eid- und Verfassungsbruch der Könige aus dem Hause Wasa war Treue und Glauben im öffentlichen Leben untergraben, und die Verfassung Polens war von der Art, daß sie ohne unverbrüchliche Treue von allen Seiten nicht bestehen konnte und zur heillosesten Verwirrung führen mußte.

Es ist eine weit verbreitete, in neuerer Zeit selbst in freisinnigen Kreisen geltend gemachte Ansicht, daß der Verfall des Polenreiches hauptsächlich auf die Rechnung seiner oligarchischen Verfassung und den Druck des polnischen Adels auf die niederen Volksklassen zu bringen sei. Diese Ansicht beruht auf einer argen Verkennung der Verhältnisse. Allerdings gab die polnische Reichsverfassung dem Adel und der Geistlichkeit ein bedenkliches Uebergewicht im Staate, besonders durch den Ausschluß der übrigen Volksklassen von den politischen Rechten, namentlich auch vom Rechte der Königswahl und durch das *liberum veto*, vermöge dessen jeder einzelne Senator oder Landbote das Zustandekommen eines Gesetzes vereiteln konnte. Allein die glorreiche Herrschaft der Jagellonen und selbst die Regierung Stephan Bathory's[629] von Siebenbürgen, welcher vor den Wasa's den polnischen Thron innehatte, hatten bewiesen, daß mit einer solchen Verfassung recht wohl zu regieren und selbst Großes auszurichten war. Trotz dieser Verfassung gehörte Polen bei der Thronbesteigung des ersten Wasa zu den bestverwalteten, blühendsten und mächtigsten Ländern Europa's. Hätten die Wasa's und ihre Nachfolger im Geiste der Jagellonen oder Stephan Bathory's, d. h. mit Freisinn und unverbrüchlicher Heilighaltung des Volkspalladiums, der Verfassung, das Regiment geführt, der ritterliche Geist der Nation würde Hand

---

[623] Die Schlacht bei Warschau vom 28. bis zum 30. Juli 1656.

[624] Vom 3. Mai 1660.

[625] Siehe hierzu S. 159, Anm. 618.

[626] Alexei Michailowitsch der Sanftmütigste (russ. Алексей Михайлович Тишайший, Aleksej Michajlovič Tišájšij; 1629–1676), seit 1645 Zar und Großfürst von Rußland.

[627] Tschernigow (poln. Czernihów; ukrain. Чернігів, Černihiv; russ. Чернигов, Černigov).

[628] Sewerien (poln. Siewierszczyzna; ukrain. Сiверщина, Siverščyna; russ. Северщина, Severščina).

[629] Stephan Báthory (ungar. Báthory István; poln. Stefan Batory; lit. Steponas Batoras; 1533–1586), von 1571 bis 1576 gewählter Fürst von Siebenbürgen und ab 1576 König von Polen und Großfürst von Litauen.

in Hand mit dem verfassungstreuen Königthum das Reich durch alle Stürme der Zeit geleitet haben, und wie diese Nation bis zum Er löschen des Jagellonenstammes die weltbewegenden Ideen auf sich wirken ließ, so daß alle freien religiösen Anschauungen Eingang und Schutz bei ihr fanden, so würde sie mit der Zeit sich immer mehr geläutert und ihre Verfassung von innen heraus zeitgemäß umgestaltet haben.

Dabei soll der polnische Adel nicht von aller Schuld freigesprochen werden. Hätte er die weltgeschichtliche Bestimmung seines Volkes klar erfaßt gehabt, so hätte er sich auch durch die ärgste Treulosigkeit seines Königs nicht so weit bringen lassen, die Pflichten gegen das Vaterland zu versäumen. Er würde, sowie ein äußerer Feind sich gegen seinen König erhob, sich um diesen geschaart, jenen zurück getrieben und dann den König zu Beobachtung der Verfassung gezwungen haben.

Als das Reich nach dem schwedisch-russischen Kriege verarmt, zerrüttet und entsittlicht war, hätte ein Herrscher von ganz besonderer Weisheit und Tugend dazu gehört, um ihm wieder aufzuhelfen. Es galt, die entfesselten bösen Geister des Glaubenshasses, des Mißtrauens und Ungehorsams, der Treulosigkeit und Verwilderung zu bannen und vor Allem die Achtung vor der Verfassung wieder herzustellen. Nur wer dies vermochte, konnte Polen retten. Das Schicksal versagte ihm einen solchen Retter; denn wenn auch Johann Kasimir nach dem Friedensschluß mit Rußland abdankte , und sich in ein französisches Kloster vergrub, so wandelten doch seine erwählten Nachfolger mehr oder weniger in denselben Wegen der Thorheit und mehrten die Verwirrung, statt ihr Einhalt zu thun, bis endlich die Zerrüttung und Schwäche so weit gedieh, daß das einst so gewaltige Reich ein Spielball und zu allerletzt eine gefundene Beute seiner raubgierigen Nachbarn wurde.

So steht das Königsschloß von Warschau in all seiner Pracht und Hoheit als ein trauriges Denkmal der Verschuldung des Königthums an dem Untergange Polens da, und zwar um so mehr, als um den Bau desselben gerade diejenigen Könige das meiste Verdienst haben, welche dem Lande mit am meisten geschadet: Sigismund III., der ihn begann; August II. von Sachsen[630], welcher ihn erweiterte, und Stanislaus August Poniatowski[631], der ihn vollendete. Ja, es liegt eine grausame Ironie darin, daß der letztere, der noch alle Sorgfalt auf die Vollendung des Baues verwendete, nur noch ein Schattenkönig, die Kreatur einer gekrönten Ehebrecherin[632] und der größten Feindin des Landes und schließlich der Todtengräber seines eigenen Reiches war.

Es ist hier nicht der Ort, die ganze Jammergeschichte der allmäligen Abschlachtung Polens durch die drei Nachbarmächte[633] zu betrachten; wir dürfen sie in ihren Hauptzügen als bekannt voraussetzen, sowie wir nicht nöthig zu haben glauben, den Abscheu des Lesers vor einem Verfahren aufzustacheln, welches Karl von Rotteck[634] bezeichnet als „die größte, kühnste, entsetzlichste, von jeder möglichen Beschönigung durchaus entblößte Verletzung der Völker- und heiligsten Menschenrechte, zehnfach niederschlagend durch den Mißbrauch rechtlicher Formen und friedliebender Worte, ein Gewebe von Gewalt und Hinterlist, beispiellos in der Geschichte seit der Römerzeit, und wenn auch die hunnischen und vandalischen Greuel an physischem Uebel nicht erreichend, doch moralisch gewürdigt nach Ursprung, Motiven und Umständen, unendlich schrecklicher als sie.“[635] Weit entfernt sind wir auch davon, durch den bei der Betrachtung des warschauer Königsbaues sich uns auf drängenden Hinweis auf die schwere Verschuldung der polnischen Könige von dem Begründer dieses Baues an, der gerechten moralischen Würdigung des Verfahrens der Polenschlächter Eintrag zu thun. Aus jener Verschuldung floß für diese auch nicht ein Gran[636] Recht und ihre Handlungsweise bleibt gebrandmarkt für alle Zeiten.

---

[630] Friedrich August I. (1670–1733), seit 1694 Kurfürst und Herzog von Sachsen sowie ab 1697 in Personalunion als August II. König von Polen-Litauen.

[631] Siehe hierzu S. 153, Anm. 593.

[632] Hiermit dürfte die russ. Zarin Katharina II. die Große (siehe hierzu S. 23, Anm. 74) gemeint sein.

[633] Preußen, Rußland und Österreich.

[634] Der liberale Staatswissenschaftler und Herausgeber zahlreicher lexikalischer Werke Karl Wenzeslaus Rodeckher von Rotteck (1775–1840).

[635] Zitat aus: „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Zwölfter Band“ (Altona: J. F. Hammerich 1841), S. 523.

[636] Das Gran (lat. granum, das Korn), eine alte Maßeinheit der Masse; in Deutschland entsprach es ca. 65 mg.

Da blickt der stolze Königsbau hinein in die einst so froh belebten Straßen der königlichen Stadt. Wo sonst der Edelmann des Landes auf leichtem Renner lustig dahin flog, reitet jetzt der Kosak, der verstoßene Sohn Polens, im russischen Schergendienst einher. Verächtlich zieht er an den Kirchen einer Religion vorüber, deren Verfolgungssucht seine Väter aus der lieben Heimath trieb. Vielleicht ist er der beneidenswertheste von Allen, die hier wandeln. Wenn in den geheiligten Stätten, die er um ihrer selbst willen keines Blickes würdigt, immer der Geist der Duldung und Liebe gewaltet hätte, so wäre er nicht hier als der Scherge des Zwingherrn, sondern vertheidigte noch wacker die Grenzen des Landes gegen denselben. O Ihr, die Ihr jetzt zu den Kirchen wallt, gekleidet in Trauer um das erwürgte Vaterland, die Ihr Euch an den Altären Eurer Heiligen in Schmerzen windet, und um die Wiederherstellung Eures Vaterlandes betet, möchtet Ihr armen unglücklichen Kinder Polens eingedenk sein der Grundquelle Eures Wehs! Mir fürchten, Ihr seid es nicht; wir fürchten, Ihr wandelt in den Wegen, auf welchen Eure Könige Euch in das Verderben geführt. Dieses Anklammern an die römische Kirche, diese Bigotterie, die Euern Vätern fremd war, sie rettet Euch nicht von Euern Ketten, sie beschwört das Polenreich nicht aus dem Grabe heraus. Ist es Euch wirklich um die Freiheit, um die Wiederherstellung Eures Vaterlandes zu thun, so müßt Ihr Euch mit ganzer Seele an den Geist der neuen Zeit, den Geist der Freiheit anschließen; nur bei ihm ist Heil. Blickt auf zu Euerm Königsschloß und merkt auf seine Warnung!

Welche Thaten geschahen in unsern Tagen im Angesicht dieses Schlosses, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln! Es ist kein Zoll breit Landes weit umher, der nicht mit dem Blute edler Polen und ihrer Feinde getränkt wäre. Welche furchtbaren Kämpfe tobten drüben um Praga's Wälle, und welche Großthaten antiken Heldenthums verherrlichten die Hütten und Paläste Warschaus! Es war Alles umsonst, weil das Heldenthum nicht beseelt und getragen war vom Geiste des Jahrhunderts, von dem Geiste wahrer Freiheit.

Auch in den jüngsten Tagen sahen wir das alte polnische Blut wieder aufschäumen, sahen wir den polnischen Heldengeist wieder aufzucken gegen seine Dränger[637] – aber es waren ungereimte Verschwörungen, zwecklose Demonstrationen und wahnsinnige Meuchelmordversuche. Hinter all diesen Zuckungen standen Priester; alle hüllten sich in Weihrauch und Rosenkranzgeflüster, in katholische Mystik – ein Zeichen, daß der Geist des Jahrhunderts auch noch jetzt keine erheblichen Fortschritte gemacht bei Denen, welche vorzugsweise an der Wiedergeburt Polens zu arbeiten wähnen.

Noch kein Volk ist durch die römische Kirche frei geworden; Polen wird es durch sie auch nicht werden. Zum warschauer Königsschloß soll der Pole wallfahrten und auf die Lehre achten, welche ihm die Geschichte hier predigt. Er soll brechen mit einer verderblichen Vergangenheit und mit der Erinnerung besserer Zeiten dem frischen Zuge einer neuen Zeit folgen. Er soll inne werden, daß ein neuer Schöpfungsodem durch die ganze nordosteuropäische Welt geht und soll ihm alle Schleußen seines Innern öffnen. Unaufhaltsam bricht sich der Geist der Freiheit im Reiche seines Zwingherrn Bahn, alte tausendjährige Satzungen stürzen ein und „neues Leben blüht aus den Ruinen“[638] – es ist ein Gähren und Weben, ein Wandeln und Werden wie am Anfang eines neuen Weltalters: das sollen die Polen verstehen und sich bereiten zur Theilnahme an der allgemeinen Verwandlung, die auch ihnen die Freiheit mit der Wiedergeburt bringen wird, wenn sie sie nicht selbst, vom römischen Wahn verblendet, von sich stoßen. –

A. P.

---

[637] Z. B. der von den Russen grausam niedergeschlagene poln. Novemberaufstand von 1830/1831, der Krakauer Aufstand vom 18. Februar 1846 oder der am 20. März 1848 in Posen ausgebrochene „Großpolnische Aufstand“, dem am 9. Mai ein gewaltsames Ende bereitet wurde.

[638] Zitat aus Friedrich von Schillers Drama „Wilhelm Tell […]“ (Tübingen: J. G. Cotta 1804), „Vierter Aufzug“, „Zweyte Scene“, S. 175.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 189-204.

DCCCIII u. DCCCIV. Sebastopol[639] und Balaklawa[640].

Wenn noch im vorigen Jahrhundert im civilisirtesten Lande ein Topf von verschlossenem Dampf zersprengt wurde, so fuhr in die Menschen der Schrecken vor einer geheimnißvollen Macht, der Aberglaube bevölkerte Küche und Herd mit schadenfrohen Spukgestalten, der Irrwahn wälzte die Ursache des unerklärten Vorfalls als schwere Schuld auf Schuldlose, und es gab eine Zeit, wo es ein seltenes Glück war, wenn nicht das Hexengericht diesen Schuldlosen durch den Tod im Feuer Das büßen ließ, was das Feuer so einfach bewirkt hatte. Das waren die Sünden der „alten Naturgeschichte," in deren Finsterniß Wahn und Lüge in tausend Formen wuchern konnten zum unsäglichen Unheil der Menschen. So blieb es gar lange Zeit, nur langsam weicht die Nacht aus den Köpfen der Menge, wie hell auch einzelne hervorragende Häupter ihr leuchten mögen; die Firnen glänzen lange im Morgenroth, wenn die Thäler und Schluchten noch tiefes Dunkel deckt. Die siegreichsten Feldzüge des Lichtes der neueren Naturforschung in das weiland wichtigste Gebiet des Irrthums und des Betrugs gehören der Gegenwart an. Der menschliche Geist ist auf dem Wege tausendfältiger Beobachtungen dem offenbarsten Geheimniß der Natur auf die Spur gekommen: auch in der Natur ist das Oberste das Gesetz, und so streng ist die gesetzliche Ordnung in ihrem Reiche, daß die kleinen Menschen, die zu Hunderten von Millionen auf dem Erdkörper durcheinander wimmeln und von denen Hunderte von Millionen entstehen und vergehen, ohne eine andere Spur auf Erden zu hinterlassen, als die thierische der Verwesung, daß diese kleinen Menschen durch ihre Erkundung und Anwendung der unabänderlichen Naturgesetze mit ihren schwachen Händen die ungeheuersten Naturkräfte beherrschen, bändigen und in ihren Dienst zwingen, fester, wie der beste Reiter sein Roß, ja sicherer, wie der sicherste Schütze sein eigenes Auge. Die Erforschung der Naturgesetze hat den Menschen befreit und befreit ihn noch täglich aus tausend Schlingen des Wahns und der Lüge, die erst unmöglich geworden sind, seitdem keine Erscheinung in der Natur mehr ans einem unerkannten Zusammenhang unerklärlich hervortritt, sondern für jede Erscheinung das durch neue Hülfsmittel täglich verschärftere Auge der Naturkundigen die Ursachen erforscht und den Wirkungen ihre einst sinnbethörende Ge walt nimmt, ja letztere nicht selten hemmt, zügelt und unschädlich oder gar dem Willen des Menschen dienstbar macht. Der Zusammenhang der Erscheinungen ist gefunden, das Gesetz der Wechselwirkung der Naturkräfte entdeckt, die wahre Natur der irdischen Dinge um uns her offenbart, und schon durch den Sieg dieser Wahrheit unsägliches Heil über die Menschheit verbreitet, das Ziel ihrer Bestimmung erhöht, der Weg dahin neu ausgesteckt worden.

Das Licht nämlich, welches in die Fugen, Ritzen und Spalten, in das Geäder und Geräder des Weltenbaues drang, um in den geheimsten Werkstätten der Natur die Gesetze zu erspähen, nach welchen dort gearbeitet wird, das Licht, welches dadurch auf die über Alles wunderbare Ordnung und Bestimmtheit in allen Dingen fiel, die die Natur allein verrichtet, mußte einen breiten Schimmer werfen auch auf das Thun und Treiben der Menschen in Dem, was sie das Reich des Geistes nennen, und das sie lange Zeit dem der Natur nicht ohne starkes Selbstgefühl gegen überstellten. Da konnte denn guten und ehrlichen Augen der Kontrast nicht entgehen, der zwischen den Gesetzen beider Reiche seit Jahrhunderten und in wechselnder Größe besteht; da erkannten solche Augen bei fortgesetzten vergleichenden Studien, daß, je mehr im Laufe der Zeiten die menschlichen Einrichtungen sich entfernten von der von der Natur befolgten Ordnung, und je weniger die Menschen in dem Gesetzbuch lasen, das von der Hand des

[639] Sewastopol (ukrain./russ. Севастополь, Sevastopol′; griech. Σεβαστούπολις, Sebastoúpolis; krimtatar. Акъяр, Aqyar).

[640] Balaklawa (ukrain./russ. Балаклава, Balaklava; griech. Σύμβολον, Sýmbolon; krimtatar. Балыкълава, Balıqlava), seit 1957 ein Stadtteil Sewastopols (s. o.).

Schöpfers geschrieben ist, verständlich und faßbar für die Kinder jeder Zunge auf Erden, in dem alle Zeit aufgeschlagenen Buche der Natur desto weiter ab vom Ziel der Menschheit die Geschlechter wichen und desto leichter es dem Irrthum oder der bösen Absicht wurde, ganzen Generationen, ganzen Völkern falsche Ziele vorzustecken und sie so lange auf falschen Wegen zu führen, bis sie am Rand des Verderbens den letzten Schritt thaten. Das ist die Geschichte des Untergangs nicht nur einzelner Staaten und Völker, sondern Tausender von Individuen, deren Unglück man einzig und allein – eben dem Unglück zuzuschreiben pflegt. Aber nicht bloß das Leben im Staate und im Hause litt unter der Sünde des Abfalls von der Natur, sondern das Reich des Geistes selbst brachte nur verzerrte Gestalten, verkrüppelte Kinder in's Daseyn, und zwar in allen Richtungen und in allen Kreisen, die der herrschenden Verachtung der Natur und ihrer Gesetze am meisten huldigten. Es liegt wohl am nächsten, hier an die Tage der Allongeperücken und Reifröcke zu erinnern; noch heute füllen die Denkmäler der Wissenschaft jener Zeit große Räume der Bibliotheken aus, die Denkmäler der Kunst in der Blüthenperiode des Zopfs[641] präsentiren sich uns noch in manchem alten Garten und von denen der Baukunst werden noch lange ganze Ortschaften, ja ganze Landschaften verunziert. In so engem Zusammenhang stehen die verschiedensten Richtungen des Geisteslebens einer Zeit, daß Krankhaftes an diesem sich allen jenen mittheilt und ein Abirren von der Wahrheit der Natur im Allgemeinen sich nach allen Seiten hin durch Verzerrtheiten offenbart, wenn auch in einzelnen Köpfen oder Klassen Natur und Wahrheit ihre treuen Pfleger längst wieder gefunden haben sollten. Und letzteres war in dieser auch in politischer Beziehung namentlich für Deutschland so traurigen Zeit bereits der Fall. Denn während die Kluft zwischen den Gesetzen der Natur und denen der menschlichen Gesellschaft so tief war, daß Thomasius[642] gegen die von der Theologie und Jurisprudenz jener Tage mit gemeinsamem Eifer betriebenen Hexenprozesse schreiben und sprechen mußte, während Fürsten, Adel und Gelehrte sich sprachlich ganz von dem Volke getrennt hatten, das jene regieren, diese belehren sollten, während die großblumige Pracht der weitschweifigen Fest- und Staatskleider sich widerspiegelte in der geblümelten Schreibweise der Poeten und gelehrten Schriftsteller und die spielenden Phrasen der Scholastiker ihre Seitenstücke fanden in den verschnörkelten Bauwerken und den Tanzmeisterstellungen der perückten Götterstatuen zwischen den verschnittenen Baumwänden der Lust- und Irrgärten, und während die „höheren Stände" auf Alles, was sich als „Natur" zeigte, mit solcher Verachtung blickten, daß diese sogar auf das der Natur treugebliebene Volk überging, für dessen Bezeichnung man die Worte Pöbel und Plebs passend fand, während einer solchen allgemeinen Corruption in den Köpfen, die den raschen Verfall der Nation offenbarte, traten zugleich Männer auf, die das Rechte erkannten und unerschrocken, wenn auch vergeblich, aussprachen. Vor Allen war es Leibnitz[643], der große Philosoph und Patriot, der schon damals auf die Pflege der Naturwissenschaften seine kühnsten Hoffnungen setzte. „Wir stecken im Felde der Wissenschaften", sagt er, „noch in den ersten Wegen. Ein Schicksal verhindert uns, daß wir die Schätze der Natur nicht sorgfältiger aufspähen und größeren Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menschen fast unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn sie mehreren Fleiß anwendeten. – Nichts ist so schön und so befriedigend, als wahre Kenntniß vom System der Natur zu haben. Würden Viele dies Studium lieb gewinnen, so würde man weit gelangen, nicht nur in Rücksicht auf Bequemlichkeiten des Lebens und der Gesundheit, sondern in Rücksicht auf Weisheit, Tugend und Glück, statt dessen, daß man sich jetzt mit Kleinigkeiten abgibt, die uns ergötzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln."[644]

Anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, seitdem dieser außerordentliche Mann seinen, den gegenwärtigen Resultaten der Naturforschung und der Erfindungen auf deren Gebiet gegenüber so sehr bescheidenen Wunsch fast ohne Glauben an dessen jemalige Erfüllung aussprach, so daß man ihn heute

---

641 Abwertende Bezeichnung für den im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachteten Barock.

642 Der Jurist und Philosoph Christian Thomasius (1655–1728), der sich für eine humane Strafordung und die Abschaffung der Hexenprozesse einsetzte.

643 Der Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716).

644 Ziemlich frei zitiert aus „Geist des Herrn von Leibnitz. – oder auserlesene Gedanken über die Religion, Moral, Sprachen und Geschichte aus all seinen Werken zusammengetragen […]. Vierter Theil" (Wittenberg u. Zerbst: S. G. Zimmermann 1777), S. 119.

nicht ohne Rührung betrachten kann. Und jetzt ist geschehen und wirkt unaufhörlich die großen natürlichen Wunder des Tags so Vieles, woran Leibnitz nicht einmal zu denken wagte und was dem gelehrtesten Seherauge seiner Zeit als phantastisches Wünschespiel aus dem Schlaraffenlande erschienen wäre: die Naturwissenschaften haben eine solche Fülle von Stoff angesammelt und zu solcher Höhe und Breite ausgebaut, daß ihr Reichthum nicht Raum mehr hatte in den akademischen Hörsälen und Laboratorien und auf den Bücherbretern der Priesterkaste der Wissenschaft, sondern hervorbrach in die Belehrungsblätter des Volks und in die Werkstätten der großen Gewerbe und so Ungeheueres leistete mit den tüchtigen Köpfen und Händen kühner Arbeiter im Bereich materieller Kultur, daß sie stolz das Schurzfell um den Talar banden zur neuen Ehre der Arbeit. Fast schwindelerregend sind die Riesensprünge der Erfindung von dem Augenblick an, wo Franklin[645] dem Blitze sein Ziel steckte, bis zu dem, wo der Blitz selbst als Botenträger der Gedanken des Menschen den ersten Dienst verrichtete!

Ein solcher Schritt vorwärts auf dem breitesten Felde menschlichen Wissens und Strebens konnte nicht geschehen, ohne daß die gewaltige Bewegung auch die Arm in Arm mit den Naturwissenschaften wandelnden anthropologischen Wissenschaften ergriff, welche wiederum die transscendenten Wissenschaften an der Hand führen. Denn immerdar wird das oberste und innerste Bedürfniß die Menschheit trachten lassen nach Erkenntniß der Natur und des Menschen, nach Erkenntniß der Verhältnisse beider zu einander, nach Erkenntniß der Bestimmung und des End zwecks des Menschenlebens und der zweckmäßigsten individuellen und gesellschaftlichen Einrichtung desselben, endlich nach Erkenntniß der Ursache der Natur und des Menschen. Kurzweg: zu ergründen die Idee der Natur, die Idee der Menschheit und die Idee der Gottheit, das ist die Aufgabe aller Wissenschaften, deren natürlicher Zusammenhang und gegenseitiges Ineinandergreifen auch die Nothwendigkeit gemeinsamer Bewegung verbürgt. Es ist bei so unerhörtem Fortschritt der Einen kein Stillstand der Andern denkbar, die mit gelahrtem Prophetenmund dekretirte „Umkehr der Wissenschaft“[646] ist zur Lächerlichkeit des Tags geworden. – Die Bewegung geht vorwärts, und keine Schranke von Phrasen wird sie hemmen, wenn ihr Zug auch die Staatswissenschaften erfaßt und deren praktischere Kulturkraft für die Gestaltung des Völkerlebens andere als die zum Theil tief ausgetretenen Bahnen bricht; es wird an der Sisyphusarbeit des Hemmen- und Absperrenwollens manche wider strebende Macht zu Grunde gehen, und floriren werden nur jene, welche, von höherer Einsicht geleitet, die von der Natur gebotene Bahn selbst mit betreten. Napoleon (der Wirkliche[647]) erzählt: „Ich sah den Staatswagen vorwärts rennen, er war nicht mehr aufzuhalten; da sprang ich darauf und ward sein Herr.“[648]

Mußte bei diesem allgemeinen Vorwärtseilen nicht auch die Geschichtsforschung und der Blick auf die Ereignisse des Tags einen anderen, einen höheren Standpunkt gewinnen? Konnte in einer Zeit, wo durch die Beherrschung des Dampfs und der Elektrizität die ganze Welt enger zusammengerückt ist, wo gegenseitige Beziehungen die entferntesten Länder jetzt enger verknüpfen, als früher die nächsten Nachbarn, und wo dem versecktesten und verschlossensten Staate von der Wucht des Weltverkehrs die Jahrtausende verrammelten Thore eingestoßen werden, konnte da die historische Forschung noch die alten Wege wandeln? – Schon vor dreißig Jahren jubelte der alte brave Wachler[649] (Literarhistoriker), welch merklichen Einfluß die Vervollkommnung der Naturkunde auf die Geschichte gehabt habe! Bedarfs da noch der Bemerkung, daß die historische Forschung, Anschauung und Darstellung auch in der letztern Zeit dem großen naturwissenschaftlichen Zug gefolgt ist? – Mit innigster Genugthuung muß man die Arbeiten der hervorragendsten Geister auf diesem Felde betrachten; auch ihre Lehren stehen im Buche der Natur; auch sie suchen vor Allem das Naturgesetz in der Staatengeschichte, auch sie stellen es als oberste Aufgabe der Staaten hin, der Richtung zu folgen, welche die Natur ihnen angewiesen; sie zeigen, daß, je mehr die Menschheit an der Hand der Natur sich emporbilde, um so offenbarer die

---

645 Der Schriftsteller, Naturwissenschaftler und Politiker Benjamin Franklin (1706–1790), von 1785 bis 1788 der 6. Präsident von Pennsylvania; er hatte 1752 erfolgreich einen Blitzableiter getestet.

646 Anspielung auf das von Friedrich Heinrich Theodor Allihn (1811–1895) verfaßte Werk „Die Umkehr der Wissenschaft in Preußen […]. Ein Beitrag zur neuesten Culturgeschichte […]“ (Berlin: H. Schindler 1855).

647 Im Gegensatz zum ‚verhaßten‘Napoléon III. (siehe hierzu S. 37, Anm. 137).

648 So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

649 Ludwig Wachler (1767–1838).

innere Nothwendigkeit der Ursachen mächtiger werde, als der äußere Drang; ihre Darstellung der Entwickelung des Völkerlebens zeigt uns schon jetzt viele Ereignisse als ganz natürliche Prozesse, die man sonst als bloße Thatsachen hinzunehmen gewohnt war, und ihre Forschungen können den beruhigenden und erhebenden Satz an der Stirn tragen, daß die waltende Hand der Geschichte die Grund steine neuer Bildungen lege auch da, wo das menschliche Auge nur Verwirrungen erkennt. – Die Blicke, die uns eine solche Geschichtsauffassung in die Vergangenheit und Gegenwart thun läßt und selbst in die Zukunft eröffnet, wirken durch ihre Ruhe und Sicherheit wohlthätig auf den Geist, den sie mit Klarheit, und auf das Herz, das sie mit Zuversicht in den Lauf der Dinge erfüllen. Und einem Führer auf solcher Höhe folgen wir heute zur Betrachtung des Gegenstandes, welchen die beiden Stahlplatten uns vorlegen; unser Führer ist L. Stein[650], der Professor, welchen der Dänenkönig[651] vom deutschen Lehrstuhl zu Kiel vertrieb und den jetzt Oesterreich als einen Ebenbürtigen an der Seite seines größten Nationalökonomen sieht.

Um das Naturgemäße des jüngsten europäischen Kampfes zu verstehen, müssen wir uns die „organische Gesammtgestaltung Europa's" nach Steins Aufbau vor Augen stellen. Er sagt: So lange es eine Geographie in Verbindung mit der Geschichte gibt, so lange hat der menschliche Geist mit mehr oder weniger Klarheit erkannt, daß die Gestalt Europa's ein wesentlicher Faktor seiner Geschichte ist. Und so wenig Dinge sind so wichtig für das Verständniß des Ganzen und so belehrend oft in dem Einzelsten, als das Studium dieser geographischen Gestalt des europäischen Körpers. – Wirft man einen Blick auf die Karte von Europa, so scheiden sich unter den Ländern, welche diesen Kontinent bilden, drei Gruppen ab, die in doppelter Hinsicht einen eigenthümlichen Charakter haben. Sie sind, jede für sich, theils in sich eigen geartet, theils auch nach Außen mit eigenthümlichen Verhältnissen umgeben. Die erste dieser Gruppen ist gebildet durch den Westen Europa's: England, Frankreich und Spanien, drei Länder, reich an Naturschätzen, an Elementen des Handels, an geschichtlicher Bedeutung, bilden das große Dreieck, mit welchem Europa in das atlantische Meer hineingreift. Die Natur selbst hat sie darauf angewiesen, das große Verbindungsglied Europa's und seiner Geschichte mit dem Westen der Welt zu seyn. Spanien, als das südlichste, gehört all den Linien an, welche sich von Europa aus dem Aequator zuwenden. Es muß sich gar kein Ziel, oder es muß sich die südlichen und westlichen Theile der Erde als Ziel setzen. In diesen Richtungen hat Spanien unendlich Großes für Europa geleistet: von den Häfen der iberischen Halbinsel aus gingen die Entdecker Amerika's, die Entdecker des Kaps der guten Hoffnung, die Eroberung Meriko's, Peru's, Chili's[652], die Verbindung Brasiliens mit Europa, ja selbst die erste Verbindung Ostindiens mit unserer Civilisation. Das war die naturgemäße Aufgabe jenes Landes; gegen das europäische Festland schneiden es die Pyrenäen mit scharfen Linien ab. Als es dieses natürliche Verhältniß brechen, als es seine Macht auf Länder jenseits der Grenzen seiner östlichen Gebirge ausdehnen wollte, büßte es die Kraft ein, seine Besitzungen jenseits seiner westlichen Meere zu behalten: da begann sein Verfall, und es wird die Zeit seiner Größe und seines Glanzes nicht eher wieder kommen, bis es seine europäische Aufgabe im Südwesten der Meere in neuer Weise erfüllt.

Anders und doch ähnlich steht Großbritannien da. Es ist ein Inselstaat, aber dem Kontinent doch nahe genug gerückt, um all seinen Interessen anzugehören. Während aber die Geschichte Spanien mit Gold und Silber überschüttete, hat die Natur England Eisen und Steinkohlen gegeben; dazu fand es als drittes Element seiner Größe die Baumwolle, und vom Geschick erhielt es zur Mitgabe Häfen von der See, Holz vom Lande und ein starkes, muthiges Volk. Solche Mittel befugten es, seinen Handel nicht auf die Produkte der Natur, sondern auf die der eigenen Arbeit zu gründen. Diese gehören aber nicht mehr einem bestimmten Lande, sondern der ganzen Welt, und als nun erst die Maschine die englische Produktion verhundert- und vertausendfachte, mußte England entweder mit seinen Handelslinien die ganze Erde umspannen, oder wegen Mangel an Nahrung untergehen. Sein muthiges Vorwärtsgehen

[650] Der Staatsrechtler, Soziologe und Nationalökonom Lorenz von Stein (eigentl. Wasmer Jakob Lorentz; 1815–1890), der 1852 seines Kieler Professorenamtes entbunden worden war und ab 1855 an der Wiener Universität lehrte. Die Ausführungen dieses Artikels beruhen auf dessen Werk „Oesterreich und der Frieden […]" (Wien: W. Braumüller 1856).

[651] Friedrich VII. Karl Christian (dän. Frederik 7.; 1808–1863), seit 1848 König von Dänemark.

[652] Chile.

krönte das Glück: seine Macht ist seinen Produktionen gefolgt. Es hat Spanien verdrängt, Frankreich überflügelt, sich zum herrschenden Organe der Verbindung Europa's mit dem Westen gemacht und möchte jetzt auch den Osten monopolisiren. Allein mit der Eröffnung des Orients hebt eine neue Epoche an. Europa hat unendlich viel von England gelernt; jetzt hat England Eines von Europa zu lernen: das, daß es auch in den großen, die ganze Welt umspannenden Beziehungen eine Theilung der Arbeit gibt. Die Eröffnung des Orients erschließt einen Handelsweg, den man nicht mehr zur See allein erreicht. England, das durch zwei Jahrhunderte einer beispiellosen Entwickelung von Industrie und Seeherrschaft gewöhnt worden, ist, in allen Fragen die Führerschaft anzustreben, bei denen Handel und Industrie in Betracht kommen, wird zum ersten Mal durch die Natur der Dinge gezwungen, sich unterzuordnen. Seine Bedeutung reicht nur so weit, als das offene Meer: der Osten des mittelländischen Meers ist aber nicht bloß eine Fortsetzung des atlantischen, sondern ein Ganzes für sich, und hier ist die Herrschaft einer einzelnen, überwiegenden Macht zur See nicht weniger unstatthaft, als zu Lande. Eben deshalb hat diese Eröffnung des Orients erst das Gleichgewicht für Europa in den Angelegenheiten des Handels und seiner Interessen erzeugt. Das Uebergewicht des Westens, die Herrschaft des atlantischen Meers über den Welthandel ist zu Ende. Der Handel des Ostens wird ihm zur Seite treten, und mit dem Handel des Ostens wird auch England in seine naturgemäße Stellung zu Europa zurückkehren, denn den Westen Europa's mit dem Westen der Welt zu verbinden, das ist das wahre und naturgemäße Gebiet seiner Thätigteit und seiner Herrschaft; der Osten ist das Indien des europäischen Festlandes und Asien wird das natürliche Gleichgewicht Europa's herstellen, nicht indem es England kleiner, sondern indem es das übrige Europa größer macht. So steht Großbritannien geographisch an der Grenze zwischen Europa und Amerika, historisch in diesem Augenblick an der Grenze seiner alten und seiner neuen Weltstellung, und die wahre und gesunde Politik Englands würde demnach dahin gehen müssen, diese naturgemäße und deshalb unwiderstehliche Entwickelung zu fördern, damit, indem es das Werdende bei Andern freundlich anerkennt, es nicht am Ende für sich den Zweifel erwecke, als ob das, was es besitzt, für dasselbe das Natürliche und Richtige sey. – So lauten Steins Worte. Daß jedoch England seinen neuen Weltberuf nicht ohne Festhalten des alten anerkennen will, zeigt es in einer Weise, die fast wie eine historische Strafe für manchen gegen Schwächere begangenen Uebermuth erscheint: denn während es durch den letzten Krieg im schwarzen Meer[653] mit ungeheuerem Aufwand an der Eröffnung des Orients mit arbeitete, sucht es jetzt das offene Thor wieder zu verstopfen durch die Hindernisse, die es auf der Suezlandenge aufstaut. Aber die Zeit bricht Felsen. –

Das dritte Glied in der westlichen Länder- und Staatengruppe (fahren wir mit Stein in der Betrachtung der organischen Gesammtgestaltung Europa's fort), Frankreich, hat seine Stellung niemals ernstlich verändert; es hat seit einem Menschenalter nur zu derselben hinzugefügt, was ihm seiner Lage nach gehörte. Frankreich hat den Westen Europa's mit dem Kontinente zu verbinden. Seine Selbstständigkeit als Land ist durch drei Grenzen gegeben; die vierte Grenze setzt es beständig in Berührung mit den großen Fragen und Bewegungen des festen Landes. Es liegt dem letzteren zu nahe, als daß irgend etwas in demselben ohne seine Entscheidung sich definitiv verändern dürfte: es berührt dasselbe doch zu wenig, als daß es je diese Entscheidung allein bestimmen könnte. Zu Lande ist seine Stellung daher so, daß es, wenn es seiner Bedeutung gemäß auftreten will, entweder im offenen oder geheimen Kampfe mit den kontinentalen Großmächten, oder in vollem Einverständniß mit denselben handeln muß. Ein drittes, ein gleichgiltiges Mittelding, ist für Frankreich nie möglich gewesen und wird es niemals werden. Aber auch Frankreich ist an die Schwelle einer neuen Zeit getreten dadurch, daß es sich für das friedliche und freundliche Einverständniß seiner Politik mit derjenigen der übrigen Mächte erklärt hat. Das System Europas ist seiner Natur nach das System der friedlichen Harmonie. Frankreich, als das Mittelglied zwischen dem Westen und der Mitte, hat fast immer die Entscheidung darüber gehabt, ob die großen Fragen auf friedlichem oder auf kriegerischem Wege erledigt werden sollten. Von jetzt an steht es definitiv auf der Seite des Friedens. Wie zu Lande, ist dies der Fall auch zur See. Der Natur der Sache nach ist es die Hauptseemacht im Mittelmeer. Hier bildete es einerseits das Gegengewicht gegen England, das vom Westen her seine Uebermacht im Mittelmeer entwickeln wollte, und andererseits

[653] Der Krimkrieg von 1853 bis 1856, in dem die Türkei mit ihren Verbündeten Frankreich, England sowie Sardinien-Piemont gegen Rußland kämpfte und dieses letztendlich auch bezwang.

gegen die Türkei, die im Osten jede europäische Theilnahme am Handel wie an der Politik ausgeschlossen. Dadurch hat es dem großen Princip seine Geltung erhalten, daß die Angelegenheiten des Mittelmeers und des Orients Angelegenheiten Europa's sind. Es hat die Ausschließlichkeit, die vom Westen kam, und die Abgeschlossenheit, die im Osten galt, gebrochen. Und wie es durch seine Waffenthaten in Algier[654] einer Jahrhunderte alten Schmach Europa's ein Ende machte und Nordafrika für die europäische Civilisation öffnete, so legt es jetzt das Gewicht seiner Macht auf die friedliche Eroberung des Kanals von Suez für Europa. So ist es in seine natürliche Stellung im Mittelmeer mit der Würde einer Großmacht eingetreten, und es wird die Theilung der Aufgabe, die von der Natur selbst begründet ist, in den materiellen und politischen Beziehungen zum Osten so geschehen, daß Frankreich in allen maritimen, Oesterreich in allen territorialen Angelegenheiten das Hauptgewicht besitzen wird. Unter dem Schutze dieses großen organisatorischen Princips, mögen dann die Einzelnen streben, sich ihren Antheil an der neuen Welt jenseits des Archipels zu eröffnen. Dies ist der Westen Europas; er bietet ein reiches und lebensvolles Bild.

In ganz anderer Weise gestaltet sich das, was über den östlichen Pol der europäischen Konfiguration, das weite und wenig gekannte Rußland, zu sagen ist. Wenn man von den Abhängen der Karpathen im Süden und von den Ausläufern des skandinavischen Bergrückens im Norden nach Osten blickt, so dehnt sich eine ungeheuere Ebene vor uns aus, die von dem Ural, dem kaspischen Meere und endlich den kaukasischen Gebirgen leicht umgrenzt wird. Diese Ebene ist das jüngste Land in der geologischen, das jüngste Reich in der geschichtlichen Bildung Europa's. Während sich die ewigen Gebirge von Mittel- und Westeuropa aus dem Schoße des Meeres erhoben, lagen die flachen Ebenen jenes Gebietes noch auf dem Meeresgrunde, wie später dort, als Europa schon viele Jahr hunderte einer reichen und wechselvollen Geschichte durchlebt hatte, noch bis auf die neueste Zeitrechnung die wilden Völker Mittelasiens die Bewohner in Barbarei erhielten. Das Land ist so groß, daß es alle Zonen Europa's in sich vereinigt; aber es ist so flach, daß es sie nicht getrennt zu erhalten vermag. Der Sturm braust unaufgehalten durch das ganze Land und der Norden herrscht dort über den Süden, in den Regionen der Lüfte wie in den menschlichen Dingen. Es ist ein Land der Verschmelzung aller Stämme, die es bewohnen, aber es hat wenig Reiz, um neue Bewohner an sich zu ziehen. Diese seine Natur spiegelt sich in seinen Beziehungen zum Gesammtleben Europa's wider. Seiner Berührungspunkte mit der Mitte und dem Westen sind nur wenige; bloß im Norden und Süden, wo die Interessen Westeuropa's mit denen des Ostens zusammenstoßen, treten sie häufiger und deutlicher her vor; seine Mission ist es, als Mittelglied zwischen Europa und dem inneren Asien, letzteres der großen historischen Bewegung zu unterwerfen, die wir die Gesittung nennen; und in der That drängt es Rußland, in seine Ursitze zurückzukehren. Dort ist das Gebiet seiner Zukunft. Schon gehört Sibirien durch Rußland der europäischen Geschichte, der Norden des kaspischen Meeres, das Gebiet des Aralsees, Chiwa[655], die Mongolei bieten Rußland die Hälfte der alten Welt; dort ist seine naturgemäße Aufgabe; und wenn auch seine Wünsche weiter reichen, so doch weder seine Macht, noch sein historischer Beruf. Der Süden des großen russischen Körpers ist die Grenze der eigentlichen russischen Herrschaft. Das Meer des Pontus-Euxinus[656] und der hohe Bergrükken des Kaukasus haben dafür gesorgt, daß die Gebiete, welche im Süden dieser Linien liegen, allen Mächten Europa's ebenso zugänglich sind, als Rußland. Das konnte man mißverstehen, so lange es darauf ankam, den Trotz der Türkei zu brechen. Jetzt ist das geschehen. Die Bahn steht offen. Und die Eröffnung der Türkei und des Orients hat daher auch für den Osten, für das Verhältniß des großen russischen Reichs zu Europa, das Gleichgewicht hergestellt: wie dadurch einerseits im Westen England auf seine natürliche Basis zurückgeführt ist, so ist es auch Rußland im Osten. Aus dem alten Rußland wird das neue Ost-Europa entstehen.

Die Bedeutung des dritten Gebiets in Europa, das wir im Allgemeinen als Mitteleuropa bezeichnen und dessen Inhalt nach den obigen Grenzbestimmungen von West- und Ost-Europa sich von

---

[654] Am 5. Juli 1830 hatten frz. Truppen Algier (osman. جزاير, Ğezāīr; arab. مدينة الجزائر, Madīnat al-Ğazāʾir, „Stadt der Inseln"; Tamaziɣt ⴷⵣⴰⵢⴻⵔ ⵜⴰⵎⴰⵏⴻⵖⵜ, Dzayer tamaneɣt; frz. Alger.) nach dreijähriger Blockade eingenommen.

[655] Die usbek. Oasenstadt Xiva bzw. Khiva (usbek./russ. Хива, Chiva; pers. خيوه, Ḫiveh).

[656] Griech. Πόντος Εύξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer"; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

selbst versteht, ist auf den ersten Blick klar: dasselbe beherrscht nicht eigentlich die Verbindung seiner beiden Nachbartheile von Europa; es ist vielmehr diese Verbindung selbst. Aber jeder dieser beiden Theile hat seine volle Selbstständigkeit für sich. Auf Alles, was Westeuropa jenseits des atlantischen Meeres und Rußland jenseits des Ural zu thun hat, übt Mitteleuropa keinen unmittelbaren Einfluß, es steht in dieser Beziehung stets in zweiter Linie. Wesentlich anders wird die Bedeutung desselben, wo es sich um eine *gemeinsame* europäische Angelegenheit handelt. Jeder Akt europäischen Lebens *ohne* die Theilnahme Mitteleuropa's wird in einen Gegensatz des Ostens und Westens auslaufen; jeder Akt mit demselben wird zu einem unwiderstehlichen. – Mitteleuropa scheidet sich wieder in drei große Ländergruppen, die *skandinavische Gruppe*, die den Norden Europa's beherrscht; im Süden umschließt das Mittelmeer *Italien* und die *Türkei*, beide durch das adriatische Meer trennend; die *Mitte* endlich bildet eine große, an sich mächtige, wiederum aber auf bestimmten Grundlagen in größere und kleinere Gruppen getheilte Masse. Diese drei großen Gebiete von Mitteleuropa stehen unter einander in einer gewissen Gemeinschaft des Lebens und der Interessen, und diese Gemeinschaft ist einer der gewaltigsten Faktoren der Geschichte der Welt geworden. Die Einwirkungen der ältesten Zeit gehen zunächst zwischen dem Süden und der Mitte vor sich; sie sind ein beständiger Kampf der Waffen zwischen Italien und dem griechischen Kaiserthum mit den deutschen Reichen und ein beständiges Hinüberströmen des geistigen Lebens aus dem gebildeten Süden in den stärkeren Norden. Alle Bewegungen, von den Galliern (Kelten) an, welche Delphi verwüsteten, von den furchtbaren Cimbern und Teutonen, von den Kolonisirungen Roms an den Quellengebieten der Donau, von den Normannenzügen, den Völkerwanderungen, der Verbreitung des Christenthums und der Wissenschaften bis zu den neuesten Kriegen in Italien[657] und Schleswig-Holstein[658] sind Zeugnisse von der innigen Gegenseitigkeit des Lebens dieser drei großen Gebiete, und diese selbst ist das größte Resultat der Geschichte der Welt. Sie ist eine herrschende, unverkennbare, allmächtige Thatsache. Jedes Blatt der Geschichte bestätigt sie. Sie hat die Zeit gehabt, wo *die Waffen* und *die Bildung* der wesentliche Inhalt der Gegenseitigkeit in Krieg und Frieden waren; jetzt beginnt die Zeit, wo *die Interessen* Träger und Ausdruck derselben werden wollen.

Aus dieser Dreitheilung in West-, Ost- und Mitteleuropa ergeben sich zwei große Konsequenzen. Hält man nämlich dieses Mitteleuropa zusammen mit den beiden Gruppen des Ostens und des Westens, so erkennt man sogleich, daß jedes Streben der letzteren nach vorwiegender Herrschaft in ganz Europa nur dadurch erfüllt werden kann, daß sie sich irgend eines Theils dieses mitteleuropäischen Körpers bemächtigen. So lange es daher ein Staatenleben in Europa gibt, so alt sind die Kämpfe, welche vom Osten wie vom Westen geführt worden sind, um innerhalb der beiden süvnördlichen, Mitteleuropa begrenzenden Linien, von denen die eine die Nordsee in der Mitte durchschneidet und von den Abhängen der Ardennen bis zu denen der Alpen hinuntergeht, die andere von der Osttuste der Ostsee bis zur Ostküste des schwarzen Meeres sich erstreckt, einen festen und möglichst großen Besitz zu erlangen. Diese Bestrebungen bilden einen wesentlichen Theil der Geschichte Europa's, und der Charakter derselben liegt im Großen und Ganzen deutlich vor. Wenn die Thatsachen vergangener Zeiten uns nicht darüber belehrten, so würde der erste Blick auf die Karte von Europa uns zeigen, daß das Gelingen der einen oder der andern Tendenz die Herrschaft des Westens oder des Ostens über ganz Europa zur Folge haben müsse.

Betrachtet man aber *zweitens* jene Dreitheilung Europa's von dem höheren Standpunkt der Humanität und der Gesittung und von dem nicht minder wichtigen der materiellen Interessen, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Osten dem Westen wie der Mitte gegenüber unendlich an Bildung und geistiger Kraft nachsteht, während andererseits der Westen in seinen Landesgrenzen beschränkt und bis zur Ueberfülle von Kräften gesättigt, einen Abfluß in die weiten Gebiete des Ostens suchen muß und sucht. Die innere Nothwendigkeit dieser Dinge ist so gewaltig, daß sie sich auf jedem Punkte, selbst

[657] Die „Cinque Giornate di Milano“, die fünf Tage vom 18. bis 22. März 1848, während derer es den Mailändern gelang, sich vorübergehend von der österr. Herrschaft zu befreien; am 6. August 1848 konnten die Österreicher jedoch wieder kampflos die Stadt besetzen.

[658] Hiermit ist die Schleswig-Holsteinische Erhebung von 1848 bis 1850 gemeint, die mit dem dän. Sieg bei Idstedt am 24./25. Juli 1850 niedergeschlagen worden war.

ohne unser Zuthun, vollzieht, je weiter wir in der Gesammtentwickelung gelangen. Soll aber das harmonische Zusammenwirken aller Theile von Europa, nämlich der Friede und die Ordnung Europa's, hergestellt werden, so muß Mitteleuropa zuerst den eigenen Norden und Süden in seiner Integrität gegenüber dem Westen und Osten erhalten. Und soll Europa seine große wichtige Mission dem Osten gegenüber wirklich vollziehen, so muß Mitteleuropa für diese Aufgabe, die sich von den materiellen Interessen so wenig trennen läßt, als der Geist vom Körper, der Träger und Vertreter Gesammteuropa's werden. Diese Winke für die Zukunft gibt uns ein Blick in die Vergangenheit.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist für die Geschichte des Südens von Mitteleuropa eine entscheidende Epoche. Bis dahin war der große Handelsweg Europa's nach dem Süden, über die Alpen, durch das Mittelmeer nach dem Orient gegangen. Genua herrschte im schwarzen Meere, Venedig im äußersten Osten des Mittelmeeres. In die Hände italienischer Kaufleute waren die Trümmer des alten griechischen Kaiserreichs gefallen. Wie die deutsche Hansa im Norden, so hatte das italienische Städteleben im Süden die große Funktion des deutschen Kaiserthums übernommen, dje Grenzen des mitteleuropäischen Ostens an die Interessen und die Macht Mitteleuropa's zu binden. Das fünfzehnte Jahrhundert ist die Zeit, wo sich die Geschichte im Süden wendet, wie das sechszehnte der Beginn der Umgestaltung des Nordens wird. Zwei Dinge wirkten hier entscheidend. Zuerst brach vor dem Stoß der Türken das griechische Reich zusammen, und von nun an war die zweite, größte und wichtigste Hälfte des südlichen Gebiets von Mitteleuropa von demselben abgerissen und stand als ein Theil der Geschichte Asiens da. Das ist geschehen, weil die große Aufgabe Europa's dem Osten gegenüber ein Paar Städten und nicht einem Reiche, dessen Umfang jener Aufgabe entsprochen hätte, überlassen worden war. – Während dies vor sich ging, zogen die ersten Schiffe Spaniens aus, um jenseits des atlantischen Meeres eine neue Welt und eine neue Geschichte zu finden. Der Orient, durch die Türken für Europa verloren, schien durch Amerika für dasselbe ersetzt zu seyn. Zugleich fand Ostindien um das Kap der guten Hoffnung einen neuen Weg nach Europa. Da fiel der Schwerpunkt des Lebens und der Geschichte aus der Mitte Europa's an die Grenzgebiete. England, Holland, Spanien, Portugal und sogar Frankreich wurden die Mittelpunkte des Verkehrs der Welt. Deutschland trat zum ersten Male in die zweite Linie, und es verschwand jede Hoffnung, dem Leben Mitteleuropa's seine alte Bedeutung, seine alte Kraft zurückkehren zu sehen. – In demselben Grade aber, in welchem der Norden und Westen Deutschlands seine bestimmte staatliche Gestalt verliert, gewinnt die Bewegung, welche von der österreichischen Mark ausgeht, eine immer festere Ordnung, und dazu tritt ein großes, von den Wenigsten gehörig beachtetes Ereigniß, das derselben Epoche an gehört: der Uebergang der ungarischen Krone an das Haus Habsburg[659]. Ungarn ist die größte Ebene im Süden der Karpathen; in ihn laufen alle Linien, welche nach dem schwarzen Meere und in das Innere der Türkei gehen, zusammen. Mit der Herrschaft in Ungarn muß sich daher naturgemäß auch die Herrschaft überjene Gebiete einmal entschei den. Durch die dynastische Verbindung Ungarns mit dem ersten deutschen Fürstenhause wurde das Schicksal desselben mit dem Oesterreichs und dadurch unzertrennlich mit dem Mitteleuropa's verbunden und die erste Folge davon war, daß von da an die ganze große Aufgabe Mitteleuropa's im Osten auf die Schultern des verhälmißmäßig kleinen Oesterreich gewälzt wurde; es mußte zunächst die Last des Kampfes um Ungarn und damit um die Zukunft Europa's im Osten tragen. Das war der Preis, um den Oesterreich allein dauernd groß werden konnte. Es ward eine Großmacht durch die Größe der Aufgabe, die es übernahm, und erst in der Verbindung mit Ungarn beginnt seine Geschichte als eine solche.

Es führt uns nicht ab von unserem Ziel, wenn wir die Geschichte dieser Machtentwickelung in Bezug zum Orient rasch überblicken. Sie ist dreitheilig. Ein Blick auf die Vergangenheit erklärt uns die Gegenwart. Die erste Phase gehört dem siebenzehnten Jahrhundert an. Es ist die Zeit des Kampfes um Ungarn selbst. Die Türken überschreiten die Donau. Ungarn fällt. Die türkischen Heere folgen mit richtigem Instinkt dem großen Wege der Geschichte. Von der ungarischen Ebene gelangen sie in die Marchebene. Sie stehen vor den Thoren Wiens[660]. Damals war Wien nicht bloß die Hauptstadt von Oesterreich, sondern der Schlüssel zu den Thoren Europa's. Deutschland regte sich nicht. Da machte Oesterreich

[659] Im Jahre 1526.

[660] Im Jahre 1683.

seine schwerste Zeit durch. Aber seinen und Deutschlands Kaiser[661] an der Spitze, siegte es. Die Türken flohen; Ungarn ward wiedergewonnen. Der erste Schritt zur Stellung Oesterreichs im Osten war definitiv geschehen. – Die zweite Phase folgt mit dem 18. Jahrhundert. Der Charakter dieser Zeit ist ein ganz anderer, als der der vorigen. Die Eroberungslust der Türkei ist gebrochen. Sie selbst wird, ob auch widerstrebend, allmählich in das Gesammtleben Europa's hineingezogen, wird zu einem Gliede des europäischen Staatensystems, empfängt einen bestimmten Wirkungskreis. Schweden tritt mit ihr in Verkehr; die Franzosen gewinnen ein kirchliches Protektorat[662]; England knüpft Handelsverbindungen an. Nur Deutschland thut nichts. Oesterreich allein muß das Interesse der deutschen Gesittung und der deutschen Zukunft vertreten. Es muß mit den Waffen in der Hand den Stoß des wilden Volkes abhalten. Das war Arbeit genug. In den drei großen Kriegen des vorigen Jahrhunderts hatte es zunächst die Grenzen zu wahren; dadurch ward seine Stellung eine wesentlich negative. Es siegte, aber es gewann nichts. Die Verhältnisse blieben formlos; es ist umsonst, sie unter einen Generalnenner bringen zu wollen. Die Gestalt der Dinge mußte sich erst dann bilden, nachdem es entschieden war, ob die Türkei die Fähigkeit besaß, in dem Gesammtleben Europa's eine Stellung einzunehmen, oder nicht. Als eine solche das vorige Jahrhundert abschloß, war es keinem weitersehenden Staatsmann mehr unklar, daß die Türkei ihre Lebensfähigkeit verloren habe. Nun aber liegt die Türkei innerhalb der großen östlichen Linie, welche Mitteleuropa von Osteuropa trennt. Sie entspricht dem schwedischen Lande des Nordens, wie das schwarze Meer der Ostsee entspricht, der finnische Meerbusen dem azow'schen Meere. Sie beherrscht mit dem Sunde des Bosporus den Eingang in's schwarze Meer, steht an den Grenzen der Donau, welche Rhein und Elbe des Ostens zugleich ist, kurz, sie ist ohne allen Zweifel das Hauptland des Südens von Mitteleuropa, ihr Schicksal ist entscheidend für den Süden Europa's und damit für Europa überhaupt. Mit der Gewißheit des Uebergangs der Türkei in einen neuen Zustand mußte daher eine Bewegung beginnen, welche über kurz oder lang ganz Europa umfaßte. Einem untergehenden Staate gegenüber gibt es aber zwei Wege, vermöge deren die weitere Zukunft bestimmt werden kann. Der erste und gewöhnlich nächstliegende Weg ist der der Waffen, der zweite, schwierigere, aber weiter führende ist der der Civilisation. Die Geschichte Europa's hatte in derselben Zeit, wo sie die Auflösung des alten Osmanenthums vorbereitete, zugleich jene beiden Elemente vorbereitet, welche die Türkei sich zu unterwerfen bereit waren. Die Träger dieser Elemente waren Rußland und Oesterreich. Die Geschichte der Türkei in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gehört Rußland und den Waffen; die zweite wird Oesterreich und der Gesittung angehören.

Die Geschichte Rußlands seit den letzten hundert Jahren zerfällt in drei große, durch glänzende Namen charakterisirte Epochen. Das Zeitalter Katharina's[663] ist dasjenige, wo Rußland seine natürlichen Grenzen im Süden an den Küsten des schwarzen Meeres gewinnt. Nur die Wünsche, Hoffnungen und Principien greifen in die Zukunft der Türkei hinein. Das Zeitalter Alexanders[664] ist dasjenige, wo Rußland sein Anrecht auf die Türkei zuerst durch seine Verhandlungen mit Napoleon, dann durch seine Kriege gegen ihn, zu einem stillschweigenden Princip des europäischen Völkerrechts zu machen sucht. Es ist die Zeit der Frage nach den „Schlüsseln des Hauses."[665] Ein wesentlicher Schritt geschieht in dieser Epoche, dem Ziele entgegen, durch das Abreißen Bessarabiens von den Donaufürstenthümern und durch die Protektoratsbestrebungen über die letztem. Das Zeitalter des Kaisers Nikolaus[666] ist end-

[661] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1656 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[662] Vom 28. Mai 1740, in dem die kath. Religionsausübung unter dem Schutz Frankreichs garantiert wurde.

[663] Katharina II. die Große (siehe hierzu S. 23, Anm. 74).

[664] Alexander I. (siehe hierzu S. 51, Anm. 189).

[665] Zitat aus Lorenz von Steins (siehe hierzu S. 166, Anm. 650) Werk „Die Grundlagen und Aufgaben des künftigen Friedens. – […]" (Wien: E. Hügel 1856), S. 9.

[666] Nikolaus I. siehe hierzu S. 29, Anm. 121). Der nach einer Vorlage von Franz Krüger (1797–1857) von Carl Mayer (1898–1868) angefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Almanach de Gotha pour l'année 1840. – Soixante-septième année (Gotha: J. Perthes [1839]).

lich dasjenige, wo die langgehegten Pläne zur Verwirklichung gediehen. Der Krieg von 1828[667] sollte die Thatsache über allen Zweifel erheben, daß Rußland nur zu wollen brauche, um die Türkei zu gewinnen. Der Feldzug von 1854[668] sollte die Theilung vollziehen.

Dieser letzte Versuch Osteuropa's, durch Vorschiebung seiner Macht im Süden Mitteleuropa's sich die Heerstraße nach dem Westen zu sichern, sein Uebergewicht über die Mitte zu vollenden und – wenn erst die Türkei mit ihren mittelländischen Handels- und Kriegshäfen russisch – den Orient zu Land und Meer für immer vom übrigen Europa abzuschließen, dieser letzte Versuch einer Großmacht, den natürlichen Richtungen und Bestimmungen des europäischen Gesammtlebens Bahn und Ziel zugleich zu versperren, hat zum ersten Male der Welt die Stelle gezeigt, an welcher das europäische Staatsleben auf seinem Entwickelungsgang angelangt ist. Das ist die Stelle, von welcher an es künftig unmöglich ist, daß ein Staat Europa's seine Sonderinteressen auf Kosten des europäischen Gemeinwohls verfolge. Ja so mächtig wirkt jetzt schon der Zug der wahren und ewigen Natur der Dinge, daß er selbst die Pläne und Operationen der Sonderinteressen in seinen Dienst zwang und zu seinem Ziele mit fortriß. Ein paar Worte machen das deutlich, ohne daß wir unseren Lesern die Kriegsgeschichte selbst zu erzählen brauchen. Diese ist ihnen ohnedies aus hunderten von Zeitschriften, Broschüren und Bildern aller Art bis in's Einzelste übergenug bekannt.



Nikolaus I. von Rußland
(siehe hierzu S. 171, Anm. 666).

Nach einem alten Volksglauben, der von der griechischen Kirche still gepflegt und von den Griechen des Halbmonds als Hoffnungsstern verehrt wurde, war dem Osmanenreich[669] in Europa von dem Schicksal eine vierhundertjährige Dauer bestimmt. Diese Frist nahte ihrem Ende. Mit dem Jahre 1853 hatte die Entweihung der Sancta Sophia[670] von Byzanz[671] volle vier Jahrhunderte gewährt. Der Türkenstaat war zum kranken Mann erklärt[672]. Der Volksglaube gewann prophetische Kraft.

Da schlug die erste Stunde des verhängnißvollen Jahrs, Aller Augen blickten empor und sahen, von Staunen verwirrt, vom längst Erwarteten überrascht, die Sturmwolken des Volksglaubens am ganzen türkischen Himmel, die Griechen allenthalben harrend der Erlösung, Bosnien in Aufstand, Montenegro siegreich, ein österreichisches Heer schlagfertig an der Unna[673] und in Konstantinopel[674] zwi-

---

[667] Der 8. Russisch-Osmanische Krieg 1828/29, in dem Rußland die Griechische Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Herrschaft der Osmanen unterstützte; der Krieg endete mit dem Frieden von Adrianopel (bulg. Одрин, Odrin; neugriech. Αδριανούπολις, Adrianoupolis; osman./türk. ادرنه, Edirne) am 14. September 1829, mit dem Griechenland seine Unabhängigkeit erlangte.

[668] Der Krimkrieg (siehe hierzu S. 167, Anm. 653).

[669] Siehe hierzu S. 129, Anm. 490.

[670] Griech. Ἁγία Σοφία, Hagía Sophía, „Heilige Weisheit"; osman. آيا صوفيه, Āyā Ṣofya; türk. Ayasofya; die sog. Sophienkirche war unter Kaiser Justinian (s. u.) von 532 bis 537 errichtet worden. Das kultur- und architekturgeschichtl. höchst bedeutsame Bauwerk wurde nach Plänen von Anthemios von Tralleis (griech. Ἀνθέμιος ὁ Τραλλιανός; ca. 474-ca. 533) und Isidor von Milet (griech. Ἰσίδωρος ὁ Μιλήσιος, Isídōros ho Milḗsios; 442–537) errichtet.

[671] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches (siehe hierzu S. 25, Anm. 95).

[672] Der Ausdruck „Больной человек Европы / der kranke Mann Europas" in Bezug auf das Osmanische Reich (S. 129, Anm. 490) wurde erstmals von Zar Nikolaus I. (siehe hierzu S. 29, Anm. 121) am 9. Januar 1853 in einem privaten Gespräch mit dem brit. Botschafter Sir George Hamilton Seymour (1797–1880) verwendet.

[673] Die Una (serb. Уна, Una), ein rechter Nebenfluß der Save (serb. Сава, Sava) im Nordwesten von Bosnien und Herzegowina.

[674] Siehe hierzu S. 25, Anm. 95.

schen dem Sultan[675] und dem geheizten Dampfer, reisefertig, mit dem Ultimatum in fester Hand, den Grafen Leiningen[676], Oesterreichs außerordentlichen Botschafter.

Da neigte sich die Pforte[677]; der Himmel ward heller. Diesen Sieg des entschlossenen Oesterreichs hatten zwei Augen in Petersburg gesehen und gewogen. Neben dem alten, nachgiebigen Oesterreich hätte das Schicksalsjahr zum Kinderspott werden können; von einem entschlossenen war zu fürchten, daß auch sein Blick entschlossener die Donau entlang dringen und für die Zukunft des eigenen Reichs natürlichere Grenzen suchen werde. Dieses *Periculum in mora*[678] drängte zur Eile, das Ableben des kranken Mannes mußte beschleunigt, die Erbschaft in Sicherheit gebracht werden. Der Zaun war da, von dem die Gelegenheit zum Kriege gebrochen werden konnte. An diesem Zaun rüttelte Fürst Mentchikoff[679] so lange, bis endlich der Sultan, mit dem Rücken an die westliche Nachbarwand gelehnt, am 28. September 1853 dem Czaaren den Krieg erklärte.

Und nun geschah, was geschehen mußte, wenn die „organische Gesammtstellung Europa's"[680] nicht von Neuem der Zerrüttung der einzelnen und der edelsten Theile überliefert werden sollte. Weil Mitteleuropa, ein Konglomerat von fünfzig großen und kleinen Staaten, der Macht der Einheit ermangelte, um den Kampf gegen den Osten siegreich bestehen zu können, so mußte Westeuropa zum Schwert greifen, um, gestützt auf das neutrale, aber kriegsgerüstete Mitteleuropa, dem Kulturgang Europa's seine Pforte nach dem Oriente offen zu erhalten. Damit folgte es dem natürlichen Zug der europäischen Bestimmung. Es ist aber Niemandem verborgen, daß England einzig und allein in seinem Vortheil handelte, daß es ihm vor Allem um die vollständige Vernichtung der russischen Seemacht im Süden Europa's zu thun war, und zwar durchaus nicht zu dem Zwecke, um dem übrigen Europa die Handelswege in den Orient zu öffnen, sondern um seine Alleinherrschaft im Mittelmeer vor dem gefährlichsten Rivalen für alle Zukunft zu sichern. Eben so wenig ist Jemandem verborgen, daß Frankreich noch zwei andere Beweggründe zum Kriege hatte, als den im Riesenschritt der Welt vor Augen gehaltenen; daß in Frankreich abermals eine Zeit gekommen war, wo die oberste Gewalt dafür sorgen mußte, die Gedanken der Nation und die Waffen des Heers in ruhmlockender Weise auswärts zu beschäftigen; und daß Frankreichs Interesse in noch höherem Grade, als das Englands, eine möglichst wenig getheilte Herrschaft im Mittelmeer fordert. Die russische Marine war aber die einzige, welche für den Augenblick der französischen in diesen Gewässern ebenbürtig schien; sie mußte fallen sammt dem Bollwerk, das sie schützen und nach jeder Niederlage neu erzeugen konnte. Und Sardinien? Man wußte es, ehe es in den Turiner Blättern stand, daß die Piemontesen in der Krim ein Stück von Italien zu erobern gedachten. – So haben die Sonderinteressen mit aller Energie der Selbstsucht mitgearbeitet an der Befestigung der naturgemäßen Entwickelungswege des europäischen Staatslebens.

Die Türkei selbst, oder vielmehr der osmanische Herrschersitz in Europa, ist im ganzen Kriege in so fern Nebensache gewesen, als es von Seiten der Westmächte nicht vor Allem Erhaltung des europäisch-türkischen Reichs, sondern vor Allem Vernichtung der russischen Seekriegsmacht im schwarzen Meere galt. Nur deshalb ist nicht Kronstadt, sondern Sebastopol der Knotenpunkt des Kampfs geworden. Während der Norden Mitteleuropa's durch ein Bündniß Schwedens mit den Westmächten geschützt wurde, ist der Süden, die Türkei, durch die Entwaffnung Rußlands im schwarzen Meere ebenfalls sicher gestellt worden. Die Türkei im Besitz Rußlands, das war eine Gefahr, so groß als je eine Europa gedroht; die Türkei an sich hebt man, nachdem sie als Markt für Europa geöffnet ist, vor der

---

[675] Abdülmecid I. (osman. عبد المجيد اول, ʿAbdü'l-Mecīd-i evvel, von osman. اول, evvel, „der/die/das Erste"; 1823–1861), seit 1839 Sultan des Osmanischen Reiches.

[676] Wohl Viktor August Graf zu Leiningen-Westerburg-Altleiningen (1821–1880).

[677] Siehe hierzu S. 70, Anm. 268.

[678] Lat.: „Gefahr in Verzug".

[679] Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow (russ. Александр Сергеевич Меншиков, Aleksandr Sergeevič Menšikov; 1787–1869); unter bewußter Nichtachtung der diplomatischen Etikette hatte er am 28. Februar 1853 von der Hohen Pforte (siehe hierzu S. 70, Anm. 268) ultimativ die Oberhoheit der Orthodoxen Kirche über die Heiligen Stätten in Jerusalem sowie vertragliche Sicherheiten für die Orthodoxie im Osmanischen Reich gefordert; aus diesen Forderungen sollte sich wenig später der Krimkrieg (siehe hierzu S. 167, Anm. 653) entwickeln.

[680] Stein, Österreich und der Frieden, wie S. 166, Anm. 650, S. 2.

Hand der Zukunft auf. In den Akten der Diplomatie ist dies zwar anders ausgedrückt, aber zwischen den Zeilen, wo Staatsmänner und Geschichtsforscher das Meiste lesen müssen, steht es genau so. – Auch in dieser Beziehung ist jedoch die nattirgemäße Hauptaufgabe des Kampfs gelöst: das osmanische Reich ist aufgeschlossen für Europa; es ist, was es lange hieß, nun wirklich: eine Pforte, – die Pforte, durch welche Europa mit dem Füllhorn der Civilisation seinen Einzug halten soll in Asien, das durch dieselbe Pforte das Schwert der Eroberer nach Europa trug.

Der Krieg selbst bewies auf's Klarste den Eintritt Europa's in eine neue Epoche der Geschichte. Kein Blatt der Weltgeschichte nennt uns einen Kampf, der von mächtigeren Staaten und mit mächtigeren Mitteln geführt worden wäre: die Weltmacht England mit den stärksten Kontinentalmächten verbunden gegen die Weltmacht Rußland, die ihre Arme über drei Erdtheile ausbreitet. Hätte in früherer Zeit ein solcher Krieg nicht eine lange Reihe von Jahren gedauert und die meisten Staaten Europa s mit in seinen Brand gerissen? Dieser Krieg, der an der Donau, im schwarzen Meer, in der Krim, in der Ostsee, in Asien und im stillen Ocean die Waffen Europa's schwang, endete im zweiten Jahre – durch die Eroberung einer halben Festung[681], denn von der Nordseite Sebastopols ist seine Fahne nicht gewichen. Auch hier hat die Naturwissenschaft mitgefochten und die Kriegsgräuel abgekürzt; die ungeheueren Zerstörungsmittel der Neuzeit erschöpfen rascher Freund und Feind; denn auch die Sieger athmeten schwer unter der Last ihrer Rüstung. Endlich – das Hauptkennzeichen der neuen Epoche arbeitete während des ganzen Kriegs unausgesetzt der Friede am Versöhnungswerk, und es ist nicht zu viel behauptet, daß wenige Schwerter des Kriegs je so schwer in die Wagschale fielen, als in diesem Krieg des gerüsteten Oesterreichs Friedensschwert. Mehr als Alles deutet dies auf die Nähe der Zeit, wo ein gewaffneter Fingerzeig der Mächte, die den Frieden wollen, so viel wirkt, als früher blutige Schlachten.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Staaten, die am 30. März 1856 den Friedenspakt zu Paris unterzeichnet haben. Preußen stand bei diesem europäischen Vorgange in dritter Linie (durch sein Bündniß mit dem in zweiter Linie des Kampfs stehenden Oesterreich), und es hatte seinem Lande und Deutschland durch beharrliche Neutralität den Frieden erhalten, mußte aber auch die Lehre hinnehmen, daß künftig eine Macht aufhört, Großmacht zu seyn, wenn die Gesammtbeziehungen der übrigen Staaten sich ohne ihren Willen regeln. Neutralität einer Großmacht wird bei jedem Konflikte in Europa eine Unmöglichkeit seyn. – Sardinien ist diesmal mit der Ehre, zwischen den Großmächten gesessen zu haben, davon gekommen; gleichwohl mag seine Theilnahme am Krieg eine Regelung der italienischen Angelegenheiten näher gerückt haben. – Rußland zieht sichtlich seine alten Pläne auf Europa's Süden und Westen zurück und strebt mit voller Wucht nach Asien vor, um dort seinem bittersten Feind, England, unmittelbar an die Achillesferse zu kommen. – England und Frankreich ziehen betroffen die Hände leise aus einander; die See-Interessen des offenen Orients lassen sich nicht halbiren, es focht jeder für das Ganze, und England pocht hörbar und gegen alle neuparagraphirte Friedensordnung auf sein Monopol im schwarzen Meer. Die Türkei durchzuckt das Wechselfieber der Politik und des Glaubens in allen Gliedern; ihre Krankheit heilt nur die Zeit. – Oesterreich aber, das zwar am Krieg keinen blutigen Antheil nahm, aber dadurch, daß es bewaffnete Fronte machte gegen Rußland und die Donaufürstenthümer durch starke Besetzung vom Kriegsterrain ausschloß, so wie durch seine rastlosen Vermittelungsvorschläge dem Kriege eine andere Wendung und dem Frieden die anerkannte Richtung und Form gab, hat offenbar von allen Staaten Europa's aus dieser Urne das beste Loos gezogen. Es ist Herr geworden der ganzen Donau, Herr geworden aller Landwege in die Türkei und rüstet sich mit eben so viel Klugheit als Energie, um den Seeweg sich frei und offen zu erhalten. Schon jetzt steht sein Triest von allen Seehäfen des Mittelmeeres nur Marseille nach, strömen aber einst die Wogen des Mittel- und des rothen Meeres zusammen, so wird Triest, mit den unermeßlichen Reichthümern der Natur und der Industrie Oesterreichs und Deutschlands hinter sich, die erste See- und Handelsstadt im Süden Europa's, das Seethor nach dem Orient, und es darf dann dankbar die Trümmer von Sebastopol mit einem Strauß seiner Blüthen schmücken, denn der Same der Blume „Menschenglück", die hier für Tausende vernichtet wurde, ging dort auf für Millionen.

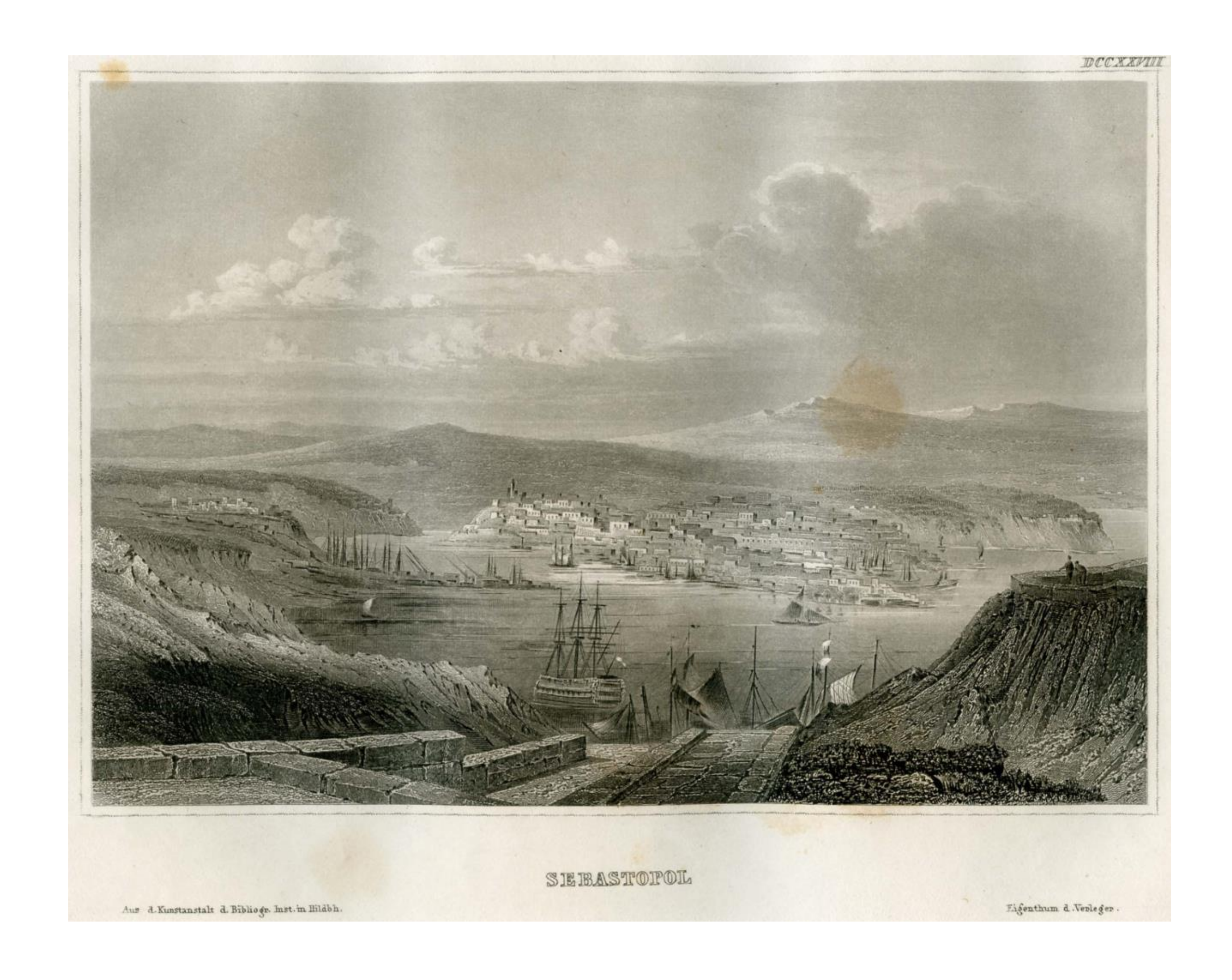
Sebastopol war. Von 40,000 Bewohnern zählt es, nachdem Alles dahin ist, was Waffen trug, Mauern wie Menschen, kaum noch 4000, die zwischen den Schutthaufen der Paläste ihre Wohnstätten

[681] Am 9. September 1855.

aufrichteten. Unser Bild gibt uns die volle Ansicht der Südseite der Stadt und läßt im Hintergrunde die Felsenthore zur Bucht von Balaklawa erkennen, das in diesem Krieg eine wichtige Rolle spielte und das schon Homer preist als einen „trefflichen Port,“

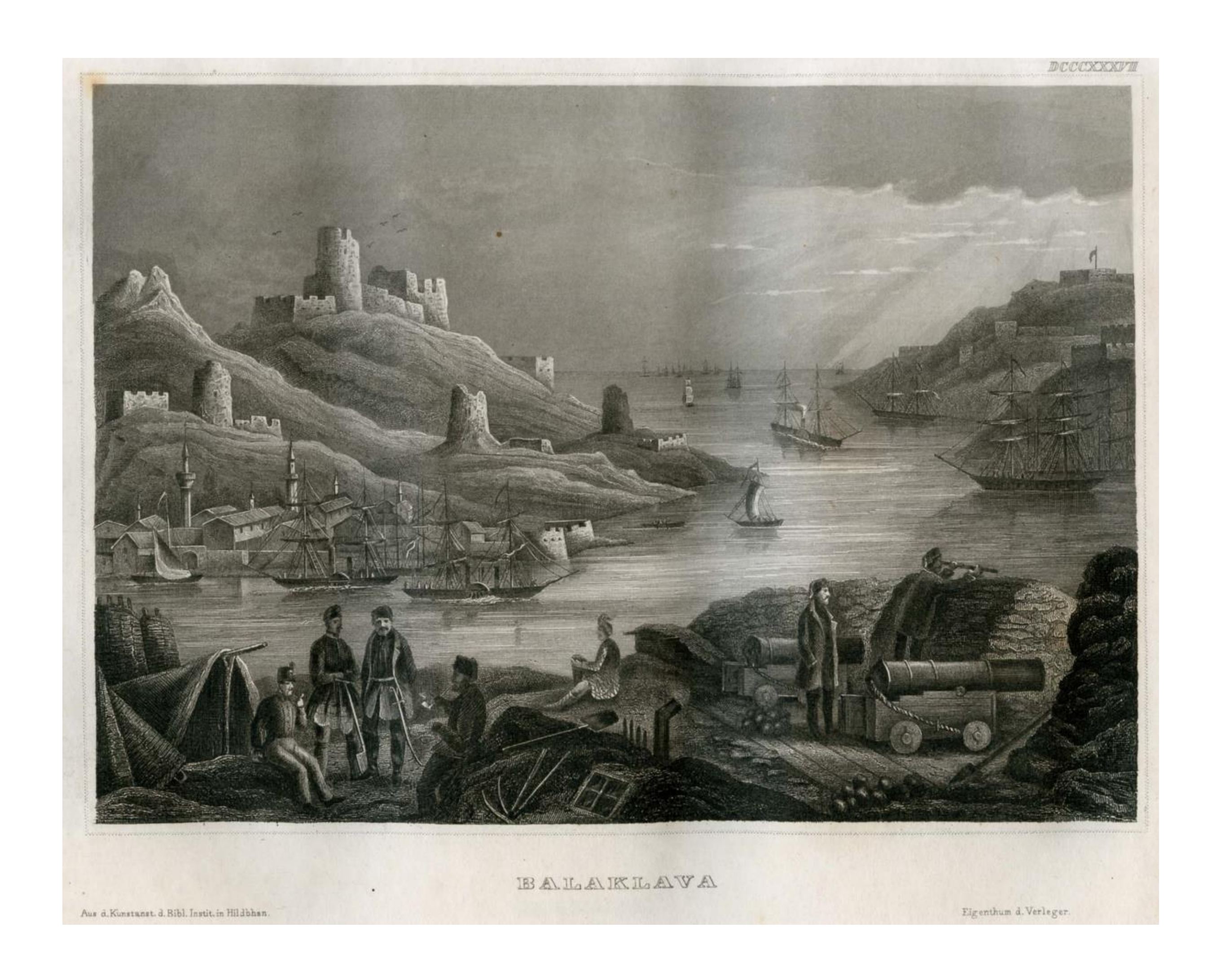
– – von welchem der Felsen
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seite emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegeneinander
Vornhin drehn an der Mündung – ein enggeschlossener Eingang; –
– – nie stieg eine Well’ in dem Innern,
Weder groß noch klein, Rings schimmert heitres Gewässer etc.[682]

[682] Zitat aus Homers Odyssee (griech. Οδύσσεια, Odýsseia): „[…] λιμένα κλυτὸν ἤλθομεν, ὃν πέρι πέτρη \ ἠλίβατος τετύχηκε διαμπερὲς ἀμφοτέρωθεν, \ ἀκταὶ δὲ προβλῆτες ἐναντίαι ἀλλήλῃσιν ἐν στόματι προὔχουσιν, ἀραιὴ δ’ εἴσοδός ἐστιν, \ […] πλησίαι·οὐ μὲν γάρ ποτ’ ἀέξετο κῦμά γ’ ἐν αὐτῷ, \ οὔτε μέγ’ οὔτ’ ὀλίγον, λευκὴ δ’ ἦν ἀμφὶ γαλήνη. / […] zu dem trefflichen Hafen wir gelangten, welchem der Felsen \ Ringsumher von jeglicher seit’ emporsteigt, \ Aber die vorgestrekten geklüfte sich gegeneinander \ Vornhin drehn an der mündung; ein enggeschlossener eingang: \ […] denn nie stieg einige well’ in dem innern, \ Weder groß noch klein; rings schimmerte heitres gewasser.“ (Hom. Od. 10, 86-94 in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826). Wobei der hier beschriebene Hafen der Stadt Telepylos (griech. Τηλέπυλος, Tēlépylos, „ferner Tor“) der Laestrogonen (griech. Λαιστρυγόνες, Laistrogónes) eher an den Gestaden des Mittelmeeres (auf Korsika, Sardinien oder Sizilien) vermutet wird.



SEBASTOPOL

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.



DCCCXXXVII

BALAKLAVA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhan. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 205f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 102f.

DCCCV. Neustadt an der Hardt[683].

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" – Da liegt ein schönes Stück von ihr, mit seinen waldigen Höhen und seinem Rebengelände, seinen Thälern, die heiter sich zwischen den Hügeln voll Leben hinwinden, seinen Winzerhäusern, Burgen, Bergkapellen, und drunten im breiten Grunde die Stadt mit den hohen Doppelthürmen mitten in dem Kranze bescheidener Bürgerwohnungen.

Die Ruhe des Abends geht durch das Thal. Sie begegnet uns auf dem Wiesenpfad, wie auf der Heerstraße, die uns zum Thore führt. Nur so lange das Dampfroß die Flur durchschnaubt und der dicke Qualm seines Athems in rollenden schmutzigen Wolken über die Stadt hinzieht, ist der Friede dahin; aber bald wiehert der feurige Drache und bäumt sich im Joch, stoßweis steigt sein glühender Hauch empor und fort saust das Ungethüm. Und hinter ihm, aus den Guckfensterchen der Wagen grüßen freundliche Augen und winkende Hände, und da fliegen sie durch die prächtige Pfalz! Gott erhalt's!

In eine solche Stadt eines solchen Landes hält der Wanderer seinen Einzug am schönsten unter den Klängen der Abendglocke. Da theilst Du die Straße mit Leuten, die von der Arbeit kommen, und müde und bestaubt, wie Du bist, fühlst Du Dich ihnen näher. Der Gruß ist viel herzlicher allerseits. In den Straßen ist keine andere Hast, als die der Kinder, die vor den Häusern spielen oder den heimkehrenden Vätern und Brüdern entgegen springen. Auf den Steinbänken neben den Hausthüren sitzen muntere Gruppen, die Alten ihr Pfeifchen im Munde und. die Enkel auf dem Knie, die Frauen und Mädchen noch fleißig die Hände regend und alle die Zunge flink und froh, nach guter Weinlandart. Da wird die „Fremde" Dir lieb, weil Du Dich wie „daheim" fühlst, denn die Stadt ist noch nicht groß genug, als daß nicht Jedermann Deinen Gruß erwiderte und auf Deine Frage nicht noch vor der Antwort Dich ein freundlicher Blick erfreute. Das Herz ist noch was Werth hier, man gibt's nicht hin um den dürren Verstand. Und wie die Kinder gar bald wissen, wer sie lieb hat, so sieht's das Volk dem Fremdling sogleich an, ob er in die Pfalz und in die Stadt ein rechtes Herz mitbringt, oder nur einen dürren Verstand.

Wer kann die Pfalz betreten, ohne daß ein Blick auf diesen Juwel des Rheinlands ihm das Herz erquickt, ein Blick in die Geschichte dieses Paradieses ihn das Herz erschüttert? Und Neustadt, das jetzt so friedlich vor uns liegt, wer zählt die Tage der Trübsal, die durch seine Gassen gegangen? – Sie haben etwas erfahren, unsere deutschen Städte! Es sind deren wenige, sey's an den Meeren, an den Strömen, sey's zwischen den Felsen unserer Gebirge, oder abseits im Flachland, deren Chroniken nicht überreich wären an Blättern voll Blutflecken und Brandgeruch. Du mußt sie mit Ehrfurcht betrachten, auch wenn die Zeugnisse der Verarmung von allen Dachluken hingen, oder wenn sie mit Mühe den Schein von Wohlstand in ihren Hauptstraßen auslegten. Welche Stadt Deutschlands hat nicht hundertmal die Grundmauern ihrer Wohlfahrt aufgegraben! Wie viel Schweiß galt's in Deutschland, immer und immer wieder neu aufzubauen, und mit welchen Ketten und Stricken an Hand und Fuß und welchen Hemmschuhen an jedem Karrenrad! Niemand, der ein rechtes Herz hat, schreitet durch ihre Thore, wo so viel schweres Schicksal ein- und ausgesogen, ohne Wehmuth, Niemand durch die Straßen ohne Achtung vor der unzerstörbaren Tüchtigkeit, die mit dem Trotz des Fleißes die Werkstätten nie als Ruinen stehen ließ, wie der faule Hochmuth die Schlösser der Berge. Zieh' den Hut ab vor dem Bürger im

[683] Neustadt an der Weinstraße.

Schurzfell, thu's aus Achtung vor seinen Vorfahren, wenn auch ihr Name mit ihren Särgen vermodert ist!

Neustadt liegt in der Pfalz? jeder Deutsche weiß, welche Geschichte diesem Ländchen[684] geschrieben werden mußte! Die Neustädter stehen in dieser Geschichte auf jeder Seite. Trotzdem hat die Stadt nach allen Stürmen immer zu neuer Blüthe sich aufgerafft. Die glückliche Natur des Bodens und der Bürger vollbrachten das; die Fruchtbarkeit des Landes und die Rührigkeit der Hände halfen zusammen. Getreide-, Wein- und Obstbau stehen obenan; der Handel hat Wein und Holz zu Hauptgegenständen. Außerdem beschäftigen Mühlen aller Art, ein Eisenhammer, Papier-, Tuch- und chemische Fabriken und auch die Pferdezucht viele der Einwohner, deren Gesammtzahl man jetzt zu ungefähr 6500 angibt. – Die Schloßruine, die von dem Berge im Hintergrunde unseres Bildes uns winkt, ihrer und ihrer vergangenen Tage und eines blutigen Pfingstfestes[685] nicht ganz zu vergessen, darf uns heute zu keiner Wallfahrt der Erinnerung verlocken. Wir sehen sie nächstens in anderer Gestalt in diesen Blättern wieder und blicken von ihrer Höhe noch einmal auf dies schone Stückchen Pfalz und dessen traurige Geschichte.

[684] Neustadt an der Weinstraße war im Dreißigjährigen Krieg mehrmals besetzt worden: 1622 von den Spaniern, 1631 von den Schweden, 1635 von den kaiserlichen Truppen, 1638 durch Truppen des Herzogs Bernhard von Weimar (1604–1639), 1639 von den Franzosen und 1644 abermals von diesen. Zudem hatte es unter dem vom frz. König Ludwig XIV. vom Zaune gebrochenen „Pfälzischen Erbfolgekrieges", der von 1688 bis 1697 wütete, zu leiden.

[685] Zu Beginn „Pfälzischen Erbfolgekrieges" (s. o.), war das „Hambacher Schloß" von den Franzosen niedergebrannt worden und sollte nach erneuter Zerstörung durch letztere am 3. Juli 1794 bis auf den heutigen Tag Ruine bleiben.



NEUSTADT a/a HAARDT